

The book cover features a repeating pattern of black silhouettes of people in business attire (suits and dresses) pointing their right index fingers. The background is a gradient of dark blue on the left and teal on the right. A semi-transparent teal rectangle is centered on the right side, containing the title and subtitle. The author's name is at the top of this rectangle, followed by the title in a larger font, and the subtitle at the bottom.

Petra Rogge

# Der aufeinander einspielende Takt

Hüter leiblicher Würde

Petra Rogge

Der aufeinander einspielende Takt



Petra Rogge

# **Der aufeinander einspielende Takt**

Hüter leiblicher Würde

Dieses Buch ist die leicht überarbeitete Fassung der Dissertation, die im Jahr 2020 am Institut für Pädagogik und Philosophie der Deutschen Sporthochschule Köln eingereicht und von Prof. Dr. Volker Schürmann sowie Prof. Dr. Jörg Zirfas begutachtet wurde. Vorsitzender des Promotionsausschusses war Prof. Dr. Mario Thevis. Tag der Disputation: 10.12.2020.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der  
Dr. K. H. Eberle Stiftung.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnd.d-nb.de> abrufbar

wbg Academic ist ein Imprint der wbg  
© 2021 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die  
Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.  
Umschlagsabbildung: Gesellschaft und Takt, Sarah Braid (2016)  
Satz und eBook: Satzweiss.com Print, Web, Software GmbH  
Gedruckt auf säurefreiem und  
alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-534-40531-2

Elektronisch ist folgende Ausgabe erhältlich:  
eBook (PDF): 978-3-534-40533-6

Dieses Werk ist mit Ausnahme der Einbandabbildung als Open-Access-Publikation im Sinne der Creative-Commons-Lizenz BY-SA International 4.0 (»Attribution-ShareAlike 4.0 International«) veröffentlicht. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>. Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

# Inhalt

Vorspiel .....	7
I Der taktisch weise Takt .....	17
1 Der heilsame Takt bei Plessner .....	18
2 Takt, Taktik, Taktgefühl.....	26
2.1 Tonangeber und Tonhalter .....	28
2.2 Gebildete Natürlichkeit.....	31
3 Im Spannungsfeld von Ordnung und Leben.....	34
3.1 Der physiognomische, mystische und logische Takt .....	35
3.2 Der vermittelnde und regelelastische Takt .....	38
3.3 Der psychologische und hermeneutische Takt.....	44
3.4 Der psychoelastische und schamhaltende Takt .....	48
3.5 Der statushaltende und systemische Takt .....	53
4 Mystifikationen .....	59
4.1 Der Lügner und Täuscher .....	61
4.2 Der sozial blinde Meister.....	64
4.3 Der Entwicklungshelfer .....	66
4.4 Der diskrete Gleichschalter .....	69
4.5 Der Intakte.....	70
4.6 Der kindliche Souverän .....	72
5 Zwischen Takt und Taktlosigkeit .....	74
II Alltägliche Fälle von (taktvoller) Taktlosigkeit.....	82
1 Voll daneben? .....	82
1.1 Die drei Weisen des bedingt Anstößigen .....	84
1.2 Der Takt und die Raumfrage.....	85
2 Fall 1: Aus dem Takt kommen.....	89
2.1 Rollenspiele .....	92
2.2 Fremdwerden .....	98
2.3 Befremden .....	102
3 Fall 2: Im Takt bleiben .....	106
3.1 Ermöglichende Schonzone .....	108

3.2 Unbehagen schafft Widerstand.....	114
3.3 Komplizenschaft – oder: Die Kunst des Mitmachens.....	117
4 Fall 3: Aus dem Takt gehen.....	123
4.1 Taktwechsel .....	127
4.2 Exzentrische Störenfriede und das Übliche.....	128
4.3 Stilbrüche.....	133
5 Kurzes Zwischenspiel .....	141
III Der gesichtswahrende Takt.....	143
1 Leibliche Würde .....	144
1.1 Rechtstatsachen .....	146
1.2 Würde-Kompass .....	148
1.3 Begegnende Würde .....	151
1.4 Gesichtsverluste sind Würdeverluste .....	154
2 Atmosphärisches Miteinander .....	165
2.1 Das atmosphärisch Heiter-bis-Wolkige.....	166
2.2 Atmosphären zwischen Menschen.....	173
2.3 Ausdrucksgeschehen geschieht .....	183
2.4 Der sich-einlassende Takt .....	186
3 Der kontaktierende Takt .....	189
3.1 Mit-Berühren .....	190
3.2 Der handhabende Takt .....	196
3.3 Gutes Berühren, gutes Benehmen.....	200
4 Takthafte Berührungspraxis .....	206
4.1 Ein anderer Berührungssinn.....	209
4.2 Antwortfindende Lektüren.....	211
4.3 Mit-Spieler – Mit-Menschen.....	217
4.4 Agile Hierarchien .....	219
Nachspiel .....	234
Literaturverzeichnis .....	240
Ein Dank.....	254

# Vorspiel

Eine Gruppe von Sportstudierenden ist in der Seminarpause inmitten einer Plauderei über alltägliche universitäre Angelegenheiten, als sich eine deutlich durchtrainierte, sonnengebräunte Studentin unvermittelt einer eher schwächtigen, blassen Kommilitonin mit der Frage zuwendet: „Kannst du mir mal erklären, wieso jemand wie du Sport studiert?“

Da fällt aus heiterem Himmel eine Frage in den Raum, und von einem Moment auf den anderen trübt sich die zwischenmenschliche Lage ein. Wo gerade noch ungezwungen miteinander geplaudert wurde, da herrscht jetzt eine spannungsgeladene Pause. Die Angesprochene erstarrt, senkt still den Blick zu Boden, die Fragende wendet sich schulterzuckend ab. Manche aus der Gruppe schütteln den Kopf oder schneiden Grimassen, andere bleiben regungslos. Niemand spricht. Befangenheit kommt auf. Die Gruppe strebt auseinander, als sich eine Kommilitonin zu der Betroffenen stellt. Sie fängt die Frage auf, macht sie zu ihrer eigenen, und wirft sie zurück in die Gruppe. Es gelingt ihr, an den Plauderton anzuknüpfen und die Lage etwas zu entspannen.<sup>1</sup>

## Der gelegentliche Takt

Der moderne zwischenmenschliche Verkehr ist voller Vorfälle. Niemand weiß vor und oft noch inmitten einer Umgangslage genau zu sagen, wie diese verlaufen, die gemeinsame Angelegenheit sich entwickeln wird. Keiner aus der Gruppe der Studierenden kennt den exakten Ablauf der zusammen bespielten Lage. Sie verkehren

---

<sup>1</sup> Die Geschichte gehört zu den zwischenmenschlich unbehaglich werdenden, potenziell gesichtsschädigenden Szenen aus dem alltäglichen Umgangsleben, die für die vorliegende Arbeit gehört, diskutiert, zusammengetragen, bearbeitet und, zuweilen überzeichnend, umgeschrieben wurden. Alle eingebrachten kurzen und längeren Szenen haben einen konkreten, aus der eigenen lehrenden und beratenden Arbeit kommenden Praxisbezug. Sie werden im Fallkapitel (II) näher ausgeführt, finden sich aber auch verstreut in den anderen Kapiteln.

dort miteinander ohne allgemeine Wegleitung, weshalb sie negativ wie positiv voneinander überrascht werden, sich ungünstige wie „günstige Gelegenheiten“<sup>2</sup> für sie und füreinander ergeben können. Mit dem Unberechenbaren rechnend, stehen sie zugleich vor der Frage, wie sich damit in konkreten Umgangslagen rechnen lässt: Wie können sie „auf vermintem Gelände“<sup>3</sup> noch zusammenkommen, ohne zusammenzustoßen? Der zweite Teil der Frage ist rasch beantwortet: Sie halten Abstand, rücken einander nicht auf den Leib. Bei Grenzverstößen verweisen sie auf ihre personale Zone, weisen den anderen in seine Umgangsschranken oder umgehen weiträumig mögliche Kollisionsgefahren, indem sie im Umgang Klartext vermeiden, ihre ungefilterten Wahrheiten anderen gar nicht erst zumuten. So kann verborgen bleiben, was sie denken, während sie freundlich lächeln.<sup>4</sup> Hätte also die schlagfertige Sportstudentin ihre nackte Wahrheit sprachlich nett eingekleidet, dann wäre ihre Kommilitonin nicht erschüttert zurückgeblieben. Aber so leicht ist die Antwort nicht zu haben. Da der moderne Alltag über Vieles vermittelte, vielfältige und bewegliche Grenzen kennt, erscheinen den Beteiligten die Zusammenstöße, Verstöße und Anstößigkeiten je nach individuellen, kulturellen, kontextuellen Hintergründen mehr oder weniger bis gar nicht als solche. Zudem zeigen sich ihnen zwischenmenschliche Krisengebiete oft erst dann, wenn sie bereits mittendrin sind. Fügt man den ersten Teil der Frage dazu, wird es noch schwieriger, da mögliche Anschlüsse an Gemeinsames nicht selten opak bleiben. Aber immerhin sind dem Umgangsleben für derartige Anlässe überbrückende Praktiken verfügbar, locker bindende Formen, Regeln, Rituale der Verständigung, Floskeln der Höflichkeit, liebenswürdige Phrasen, freundliche Redensarten, diplomatische Gesten, mit denen sie sich aneinander still und sachübergreifend binden, füreinander verbindlich machen.

Aber was passiert in undurchsichtigen Lagen, in denen solche Hilfen gerade nicht zugänglich sind, nirgends ein stiller Pakt in Sicht ist? Wie verlaufen Umgänge, in denen die Umgangsformen deutlich voneinander abweichen: die einen dort Zurückhaltung erwarten, wo andere leidenschaftliche Nähe kennen, das Munter-drauflos-Plappern des einen zum beschämten Schweigen des anderen führt oder eine stille Geste Gleichgültigkeit und menschliche Kälte vermittelt, so dass der Umgangsnebel dicht und das Ungefähre bestimmend bleibt? Was wird

---

<sup>2</sup> Ordine 2014, S. 238, der das Günstige durch das Informelle im Umgang gesichert sieht.

<sup>3</sup> Lethen 2002, S. 33.

<sup>4</sup> Vgl. Otoo 2016.

aus schon belasteten Verhältnissen, in denen Fachleute schlechte Nachrichten in fachlichem Ton überbringen oder leidenschaftliche Empathie verbreiten, wo Betroffene ein dem Moment geschuldetes mitmenschliches Verständnis erwarten? Wie verlaufen Kontakte, welche „Anredeszenen“<sup>5</sup> laufen zwischen Eltern und Kindern, Paaren, Lehrpersonen und Lernenden, Betreuern und Betreuten, Trainern und Trainierenden, Kranken und medizinisch-pflegerischem Personal, wenn dort ein Machtgefälle herrscht, das aus Gründen der Ökonomie, des Eigennutzes, der Unbedachtheit gehalten wird? Was geschieht im Miteinander, wenn für das konkret Vorfallende, das Geschehnis als das Unberechenbare, mit dem immer und überall zu rechnen ist, gemeinsame Umgangsspielräume zugunsten von einsamen Kampfplätzen gesperrt werden? Wer im zwischenmenschlichen Nebel wild herumstochert oder sein Bewegen einstellt, anstatt sich auf Sicht darin umher zu bewegen, hat gute Chancen, mit Worten und Taten voll daneben zu treffen, so dass die davon Getroffenen leicht irritiert bis entgeistert zurückbleiben, erschrecken, erstarren, verstummen, erbleichen oder erröten, mimisch entgleiten, sich angegriffen, gekränkt, brüskiert, verletzt bis entwürdigt fühlen. An dieser Stelle setzt die vorliegende Arbeit an, um sich mit dem Takt einer Umgangspraxis zu widmen, die in einer besonderen Beziehung zu den konventionellen Umgangspraktiken zu stehen scheint, nämlich an sie gebunden zu sein, aber nicht fest, und von ihnen frei zu sein, aber nicht ganz. Für diesen gebunden-freien Takt wird hier positiv angenommen, dass sich einander begegnende Menschen in allgegenwärtige Tretminengefahren begeben können, ohne sich vor allem Auftreten über abrufbereite Umgangsantworten ausweichen zu müssen: Wie die Kommilitonin, die den plötzlichen kommunikativen Schlag für die Getroffene mit übernommen, sie damit entlastet und darüber für ein weiteres Miteinander gesorgt hat. Mit Takt können in der und für die Umgangslage „gespannte Stimmungen verhandelbar“<sup>6</sup> werden, insofern sich die Menschen darin voneinander bewegen und berühren lassen, um einander dort zu treffen und zu einem gemeinsam geteilten Umgangssinn zu kommen. Damit ist schon mal gesagt, dass der Takt eine Praxis unter Mitmenschen ist, der „eine körperlich-leibliche und eine soziale Seite“<sup>7</sup> hat, worüber sie sich aufeinander einspielen,

---

<sup>5</sup> Butler 2007, S. 17.

<sup>6</sup> Ronzheimer 2017, S. 291.

<sup>7</sup> Burghardt und Zirfas 2019, S. 24.

indem sie nicht sich *oder* den anderen, vielmehr einander schonen, aber auch ermöglichen. So soll es sein: mit dem aufeinander einspielenden Takt für situativ umgänglich werdende Umgangsverläufe, ein würdiges und einander würdigendes Miteinander, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

## Vorarbeiten, Aufbau, Vorgehen

Der vorliegende Text schließt an eigene Vorarbeiten zum Takt an,<sup>8</sup> in denen seine ungerne gesehene bis abgewiesene Verwandtschaft zur Taktik aufgenommen und gestärkt wurde. Der Weg dort war, das von Michel de Certeau in der „Kunst des Handelns“<sup>9</sup> vorgestellte Taktieren, als eine die Gesellschaftsordnungen traktierende Alltagspraxis, mit dem, über tadelloses Verhalten im öffentlichen Leben wachenden, Takt zu konfrontieren, wie er bei Helmuth Plessner in den „Grenzen der Gemeinschaft“<sup>10</sup> herausgelesen werden kann. Dabei herausgekommen ist ein Takt, der mit den vorliegenden Umgangsordnungen spielt, anstatt sie einzuhalten. Die Probleme für die Praxis liegen mit einem Takt, der sich nicht festlegen lässt, auf der Hand, weshalb die Arbeit auf theoretischem Boden geblieben ist und sich mit Arbeiten über ihn beschäftigt hat: Die bei den ausgewählten Takt-Interpreten entdeckten Schreib- und Lektüretaktiken wurden aufgedeckt und für einen reflexiven, taktierenden oder auch taktisch weisen Takt produktiv gemacht, der erstmal nichts weiter zu tun hat, als sich in den jeweils vorliegenden Ordnungen gut auszukennen und darin gelegentlich kommunikative Brücken zu schlagen, auf dass des Geistes Spannung sich erhält, das Denken und Bedenken nicht zur Ruhe kommt. Seither sind Jahre vergangen, in denen das theoretische Interesse am Takt stark gestiegen ist, wovon die vorliegende Arbeit entsprechend profitiert hat. In ihrem Fokus liegen jetzt noch einmal Anliegen an den Takt, die sich vom leibhaftigen Leben her für ihn ergeben, aus den bis unter die Haut gehenden zwischenmenschlichen Verkehrs-

---

<sup>8</sup> Die Masterarbeit „Der taktierende Takt. Mit Helmuth Plessner zu Michel de Certeau“ (2011) wurde in „Sic et non. Zeitschrift für Philosophie und Kultur im Netz“, 13/2011, veröffentlicht. Deren letzte Ausgabe erschien 2013, die Texte sind dort nicht mehr über ein Archiv abrufbar.

<sup>9</sup> Vgl. de Certeau 1988.

<sup>10</sup> Plessner 1981a, S. 7–133.

lagen im „Reich der Alltäglichkeit, der wertäquivalenten Situationen“,<sup>11</sup> also dort, wo es bei aller vorliegender Umgangsordnung, allgemein zugänglichen Regeln, Ritualen, Konventionen im Umgang nicht voll versichert zugeht, untereinander immer auch unwägbar bleibt.<sup>12</sup>

Das *erste Kapitel* (I) beginnt mit der Lektüre von Plessners „Hygiene des Takts“,<sup>13</sup> unter Berücksichtigung seines Entwurfs zur Exzentrizität des Menschen, um daraufhin den zwischen bestimmender Ordnung und unbestimmtem Leben verlaufenden begrifflichen Wegen des Takts nachzugehen. Die dort herausgelesenen Unstimmigkeiten werden in exemplarischen Takt-Betrachtungen<sup>14</sup> etwas nachgezeichnet und anhand ausgewählter Mystifikationen mit der Frage nach einem radikalen oder medialen Takt ausgeführt. Um den vom modernen Leben herkommenden Blick mit Leben zu füllen, geht das *zweite Kapitel* (II) weiter in die Alltäglichkeit, ins Reich „lauter einzelner Fälle“,<sup>15</sup> um sich über drei Fallbeschreibungen der häufig sichtbar bei Umgangsleuten ankommenden, unangenehm bis schmerzhaft berührenden, Taktlosigkeit zu nähern. Will der Anfang auf einen Takt aufmerksam machen, der die Ordnung füreinander lebendig hält, so soll in der Mitte ein differenziertes Verständnis des Taktlosen und darüber eine erweiterte Praxis des Takts entstehen. Das *dritte Kapitel* (III) schließlich nimmt den um die Taktlosigkeit gestreckten taktisch weisen Takt, um ihn über seinen Sinn für Berührung als „Leitfaden der leiblichen Würde“<sup>16</sup> weiterzuführen und auf einen gesichtswahrenden Takt zu kommen, der konkret kontaktierende und darüber Gemeinsamkeiten bildende Wege schafft.

---

<sup>11</sup> Plessner 1981a, S. 80.

<sup>12</sup> Unwägbar bleibt es nach Plessner dort, wo weder private Liebe noch berufliche Überzeugung herrschen, wobei die Grenzen von dort ins Alltäglich, also Wertäquivalente fließen, weshalb der Takt selbst bei Plessner das letzte Wort erhält; vgl. Plessner 1981a, S. 108.

<sup>13</sup> Plessner 1981a, S. 95.

<sup>14</sup> Die Auswahl bruchstückhafter Texte zum modernen Takt ist groß und hätte hier auch noch größer ausfallen können, etwa mit Gedanken von Freud, Rosa, Shusterman und anderen. Wenn es ein Kriterium für die Auswahl gibt, dann sind es Formen von Elastizität, die auf einen beweglich und berührbar haltenden Takt blicken lassen, der eher Antworten finden, denn geben lässt.

<sup>15</sup> Plessner 1981a, S. 80; der hier gewählte Weg ist von und für Exzentriker, immer nur an den vielfältig kulturell gebundenen, vermittelt erscheinenden Phänomenen orientiert. Es spricht also zu keinem Zeitpunkt ‚die Sache selbst‘, so wenig wie der um sein Sagen unwissend bleibende Mensch; vgl. Jaeggi 2005, S. 16, Anm. 12.

<sup>16</sup> Schmölders 2000, S. 116.

Zum Ende wird das Hygieneanliegen als das situativ füreinander Hilfreiche und Heilsame des Takts noch einmal aufgegriffen, dabei konzentriert auf die zu erhaltende geistige Spannung durch das Bewegliche wie wechselseitig Berührbare im Verkehrsleben: mit Takt gegen bloß eigensinnig betriebene Reibungslosigkeiten, für Umgänge, in denen sich die Menschen nicht umgehen, vielmehr fallweise aneinanderreiben. Hierfür geht die Arbeit gelegentlich mit Polaritäten ins spannungserhaltende Spiel, um theoretisch Anschlüsse für das praktische Feld sicher zu stellen, in dem der aufeinander einspielende Takt seinen Lebensmittelpunkt hat. So bleibt sie zwar auf theoretischem Boden; aber: „Theorien sind Anschauungen“<sup>17</sup> und damit Theoretikerinnen wie Theoretiker<sup>18</sup> dieses-oder-jenes Anschauende, „mitsamt dem Blick, der es so oder anders nimmt“<sup>19</sup> wodurch beim Theoretisieren nicht gründlich erkennbare oder unergründliche Reste bleiben, die es hier als Spannungselemente für das theoretische wie praktische Feld des Takts unbedingt zu erhalten gilt.

## Einblicke in die Forschungslage

Der Takt gehört nicht gerade zu den Themen, die einen festen und gut besuchten Platz in philosophischen Debatten haben, aber er ist ein philosophisches Thema. So kommt er im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*<sup>20</sup> gleich in drei Versionen vor: als „Takt I“ in ethisch-moralphilosophischer sowie hermeneutischer und als „Takt II“ in pädagogischer Hinsicht. Der Eintrag ist insofern wegweisend, als er den Begriff in ein Spannungsfeld stellt, in dem er in blinder Umsichtigkeit für seine moralischen, methodologischen wie erzieherischen Angelegenheiten Ausgleich schafft. Es bleibt ein Takt, der in der und für die Praxis das Richtige zu tun weiß, ohne auf Reglements zurückzugreifen. Für das Miteinander bleibt er ein verdeckter Ermittler von Umgangswahrheiten und so eine höchstens individuelle, situativ zufällige, diffus gefühlstragende Antwort des einen auf andere, die hoffentlich nicht in kämpferischer Absicht miteinander verbunden sind. Die Forschungslage ist entsprechend

---

<sup>17</sup> Seel 2009, S. 5.

<sup>18</sup> Allein aus Gründen der leichteren Lesbarkeit verzichtet die Arbeit auf ein ‚Gendern‘, d. h. gemeint ist hier immer der Mensch, welcher Geschlechtszugehörigkeit auch immer.

<sup>19</sup> Seel 2009, S. 5f.

<sup>20</sup> Vgl. Sünkel 1998, S. 882–886.

von einem spannungsentladenen und entstörenden Takt geprägt. Der nachfolgende kurze Gang durch die Forschungslandschaft beginnt im Hinblick darauf mit dem Takt bei Plessner, kommt dann über den philosophischen zum pädagogischen Takt.

In der Literatur zu *Helmuth Plessner* befasst sich keine Arbeit mehr als bruchstückhaft und gerne in der Lesart einer kalten, sozial panzernden Verhaltenslehre mit dem Takt.<sup>21</sup> Höchstens Bruno Accarino geht auf den „Spuren des Hofstaates“ (2002) einem modern gewendeten Takt etwas mehr nach, betont dessen taktisch weisen Charakter, allerdings weniger mit Plessner, eher mit Rudolf von Jhering argumentierend.<sup>22</sup> Heike Kämpf stellt in ihrer Einführung zu Plessner (2002) die „Logik des Takts im Medium unbestimmter Öffentlichkeit“ vor, in der er kreativ und intuitiv vor Würdeverlusten schützt, wenn die Menschen im Umgang von „Intellekt und Natur verlassen“ (S. 96) werden. Der sozialwissenschaftliche Beitrag von Arnold Zingerle (2014) befasst sich wieder ausführlicher mit dem Takt in der Grenzschrift, erkennt dort auch Wege in Plessners spätere Anthropologie, um ihn dann aber weit über Plessner hinaus als differenzbewältigendes, universaletisches Umgangsphänomen aufzustellen. Auch Matthias Schloßberger (2019) sieht in seiner materialen Anthropologie eine ethische Relevanz des Takts bei Plessner. Ihm geht es mit dem Takt um das Erreichen eines „idealen Gleichgewichts“ (S. 160) im abstandhaltenden Ausdruck, wobei Plessner eigentlich eher von geschickten Übereinkünften und labil bleibenden Balancen spricht, die nach einem Ausgleich aussehen, um Anschlüsse und neue Spielfelder zu bieten. In den *philosophischen Zugängen* zum Takt sind häufig, später genauer zu betrachtende, mystifizierende Bestimmungen zu finden, die ihn gern einseitig, zumeist auf das gute oder schöne Gefühl für die richtige Ordnung festlegen. Thorsten Sindermann (2009) etwa zeigt einen

---

<sup>21</sup> Vgl. Lethen 2002, S. 29–62, und dazu Fischer 2002, S. 80–102, der Lethens Plessner-Lektüre kritisiert, da hier der Takt auf einen kühl berechnenden Taktiker und die Masken auf harte, undurchlässige Panzer reduziert werden; so wie es später Schneidereit (2012) hält, die ihn in eine unangemessen wenig engagierte „Sozialethik der Unantastbarkeit und Distanz“ (S. 156) hineinschreibt, oder auch Esposito (2004), der eine „präventive Immunisierung einer jeden sozialen Form – die auf diese Weise entsozialisiert wird“ (S. 140) erkennt.

<sup>22</sup> Die Arbeit hat sich von den Debatten der Grenzschrift anregen lassen, u. a. von Accarinos taktisch weisen Takt, von Schmölders Überlegungen zum „Gesicht der Würde“ (2002, S. 195–212) und von Hauckes (2002, S. 103–130) bei Plessner herausgelesenem Anliegen einer „Philosophie als Bewahrung menschlicher Würde“, auch wenn der Taktbegriff hier und in seiner Monographie zum Würde-Thema (2003) nicht vorkommt.

aner kennenden und emotional intelligenten, zwar humornahen, aber keinesfalls mit der Taktik verwandten Takt. In dem von Günter Götde und Jörg Zirfas (2012) herausgegebenen Aufsatzband über „Takt und Taktlosigkeit“ ist es Andreas Brenner, der dem Taktvollen einen natürlichen und selbstbildenden Sinn für Angemessenheit zuschreibt, wie Johannes Oberthür (2012), der ihn einen ethisch-ästhetischen Intakt-Macher sein lässt. Ganz anders verfährt Martin Seel (2012) in der „philosophischen Revue“ der „111 Tugenden, 111 Laster“, wenn er den zart sozial berührenden Einsatz des Takts lobt, ihn aber auch tadelt, sobald durch ihn ein Rühr-mich-nicht-an mit Berührungsangst folgt. Wenn Heike Kämpf (2016) in ihrem Aufsatz die Frage nach der „ethischen Bedeutung des Taktgefühls“ stellt, dann findet sie mit dem Takt wieder eher einen, über implizites Wissen und Improvisation laufenden, Garanten für den anerkennenden Umgang mit den Fremden. Ebenfalls um Anerkennung geht es Christoph Paret (2018), der an der Hand von Erving Goffman einen wegschauenden, abschirmenden Takt als psychotechnische Maßnahme für den Erhalt personaler Räume aufruft. Wer seinen Platz im wissenschaftlichen Diskurs leichter gefunden und bis heute sehr gut gehalten hat, ist der *pädagogische Takt*, was unter anderem an dem starken Taktkonzept von Johann Friedrich Herbart liegt, das für Praktiker wie Theoretiker durch seinen Ansatz der Vermittlung von Praxis und Theorie interessant geblieben ist. Die Erfahrung jeder erzieherischen Praxis zeigt, dass keine Methode der Gewalt konkreter Lagen gründlich gerecht werden kann, weshalb die Theorie immer nach Lückenfüllern sucht, seien sie nun formaler oder intuitiver Art. So kommen denn auch die neuesten Arbeiten aus dem bildungswissenschaftlichen Feld: Thomas Senkbeil (2020) bedenkt ihn reflexiv-anthropologisch und poststrukturalistisch als fragil bleibende „pädagogische Denk- und Praxisfigur“ (S. 121), mit der sich ein entsprechend „grenzenloses Denken als Paradigma des Lebens“ (ebd.) sichern lässt. Mit Jan Volmer (2019) erhält die sozialpädagogische Praxis einen schönen und guten, emotional und körperlich treffsicheren Takt der beziehungsregulierenden Nähe. Daniel Burghardt (2018) bespricht den Takt im Kontext moderner Lebenskunst, erkennt für beide ein bloß systemtragendes und daraufhin korrigierendes, wenig systemkritisches Anliegen mit der darin liegenden Gefahr „heteronomer Überfrachtung“ (S. 96). Während er die um Selbstfürsorge bemühte Lebenskunst schon derart überladen sieht, soll der kleine Bruder Takt noch davor geschützt werden, als Mittel zum schlechten Zweck einer pädagogischen oder auch anderen Ordnung missbraucht zu werden. Er und Jörg Zirfas (2019) machen deshalb im Kontext einer reflexiven pädagogischen Anthropologie

etwas anderes mit ihm: Sie beschreiben ihn in historischer, anthropologischer, ethischer, wahrnehmungstheoretischer Hinsicht, mit Blick auf pädagogisches Handeln, Urteilen und Fremdverstehen, um ihn auf dem Weg aus seinen Antwortpflichten zu entlassen und als „Problemformel“ aufzustellen, die aus der praktischen Not seiner auf Dauer gestellten Unstetigkeit und Unordentlichkeit die theoretische Tugend seiner Reflexionskraft und Beziehungsfähigkeit macht. Dies gilt für den modernen europäischen, nicht für den japanischen Takt, der ein Leben in festen Umgangsordnungen führt und daher ein guter Antwortgeber für die erzieherische Praxis ist. Im Vorfeld zu dieser umfangreichen Arbeit ist ein Aufsatzband erschienen (Burghardt et al. 2015), der sich dem Takt auch empirisch nähert, unter anderem, um der gezielt gesetzten, reflexiven Taktlosigkeit, etwa in erwachsenbildenden Kursen, Raum zu geben. Davon hat sich der fallbezogene Arbeitsteil anregen lassen, ebenso wie von dem besonnen verletzenden Takt, der schon von Michael B. Buchholz (2009; 2012) ausgeführt, aber auch von Günter Götde (2018, S. 53), Daniel Burghardt und Jörg Zirfas (2019) erwähnt wird, angelehnt an den psychoanalytischen Takt von Sandór Ferenczi (1939), auch von Léon Wurmser, die Klienten in therapeutischen Ausnahmesituationen mit einem umsichtig nicht schonenden Takt bis auf den Leib rücken, für die Ermöglichung von Leiden, was hier zum Ende des letzten Arbeitsteil für den wechselseitig kontaktierenden, auch über den Tastsinn laufenden, Takt aufgegriffen wird.<sup>23</sup>

Der kurze Einblick in die Forschungslage lässt erkennen, dass der Takt im Wissenschaftsbetrieb durchaus einen Platz hat, auch in der Philosophie und überall dort, wo man nach Praktiken für umgängliche Umgänge verwundbar Geborener sucht. Nur wird er dort kaum als situativer Antwortfinder, eher als schöner und guter Antwortgeber thematisiert, der tugendhaft, gefühlsverständlich, herzenswarm, auch meisterhaft und stets mit feinem Sinn auf Schonung getrimmt auftritt; der schon weiß, was er wann wie zu tun hat, wenn er mit seinem natur- oder kulturbegabten Sinn für Angemessenes, dem Unangemessenen zwischenmenschlichen Tuns verhalten entgegentritt, um in schonungsloses Nahverhalten Abstände, in ungerührte Abstandnahmen Nähe einzuziehen. Anders der aufeinander einspielende Takt: Er hält die Spannweiten der Angemessenheit für unmessbar, wie die Übergänge von Nähe und Abstand für unbestimmbar, selbst die Antworten des Körpers

---

<sup>23</sup> Neueste Überlegungen über die Relation „Takt und Taktilität“ entstehen im DFG „Netzwerk „Berühren. Literarische, mediale und politische Figurationen“; Online-Dokument.

für unsicher,<sup>24</sup> abgesehen davon, dass er in allem Geschehen auch ein Erleiden erkennt.<sup>25</sup> Sein Terrain ist vielmehr „die ewig unauflösbare Spannung zwischen Norm und Leben“<sup>26</sup>, der mit dem Unberechenbaren rechnende Umgangsverlauf, was ihm zwar die Last des Wissens und Fühlens *vor* aller Gewalt konkreter Lagen nimmt, nicht aber die vielfältigen Lasten darin.

---

<sup>24</sup> Vgl. Meyer-Drawe 2007, S. 126f.

<sup>25</sup> Vgl. Bonnemann 2015, S. 189–205.

<sup>26</sup> Plessner 1981a, S. 97.

# I Der taktisch weise Takt

Wie dann, wenn die Psyche Gewaltmittel als Schutzmittel der Distanz und Verhaltenheit, Vornehmheit und Künstlichkeit zu ihrer Entwicklung braucht, weil sie durch allzu große Nähe, durch restlose Aufrichtigkeit und Unverhülltheit leidet und Schaden nimmt? Wie, wenn die Seele des Menschen als das absolut Mehrdeutige [...], damit es seine schöpferische Kraft im Geiste behält, die Gewalt in irgendeinem Sinne bejaht?<sup>1</sup>

Angenommen, in der Seele wie im Körper und Geist geht es nicht nur friedlich, widerstandslos, brüderlich, sondern ebenso riskant, kriegerisch zu, „hart am offenen Konflikt vorbei, in dem die physische Macht entscheidet“.<sup>2</sup> Dann ringen die Menschen nicht nur körperlich und geistig, auch psychisch beim Umgang miteinander mit kultivierten Mitteln situativ um ihr „Sosein“.<sup>3</sup> Hierfür bedienen sie sich eines „Hygienesystems der Seele“,<sup>4</sup> das ihnen einen miteinander übereinkommenden Kontakt mit ihrer Umgebung ermöglicht oder anders: „aus dem Geist des Taktes, der Verhaltenheit, der Güte und der Leichtigkeit das verkrampfte Gesicht dieser Menschheit von heute in einer Kultur der Unpersönlichkeit“<sup>5</sup> entkrampft wird. So soll es hier sein, der gemeinhin als Schonvokabel anerkannte Takt um die Lesart eines gewaltbereiten, die Umgangsgrenzen erprobenden Miteinander-ins-Spiel-Gehens ergänzt und im exzentrischen Umgangsleben eingesetzt werden.

---

<sup>1</sup> Plessner 1981a, S. 132.

<sup>2</sup> Ebd., S. 98, vgl. S. 112.

<sup>3</sup> Ebd., S. 132.

<sup>4</sup> Ebd., S. 133.

<sup>5</sup> Ebd.

# 1 Der heilsame Takt bei Plessner

Soziale Radikale sind schroff, angriffslustig, ungeduldig, „freudig, aber nur zum Großen, andächtig, aber nur zum Gewaltigen, puristisch, daher pharisäisch, prinzipiell, daher verdrängerisch, fanatisch, daher zerstörend“. In all ihrem Tun bauen sie auf die „Heilkraft der Extreme“.<sup>6</sup> Grundsätzlich Gründliche im Umgang mit Mensch- und Welt, übersehen sie „die ewige Undurchsichtigkeit der konkreten Situationen“<sup>7</sup> ob sie nun mit ihrem Geist oder Gefühl auf einen vollen Durchblick bestehen. Wer dagegen sehen kann, dass er eine Umgangslage nie ganz durchschauen wird, setzt eher auf „die kleinen Dinge und Schritte“<sup>8</sup> auf behutsam unangreifbar machende Verkehrsformen. Plessner verortet sie in einer „Philosophie des Psychischen“<sup>9</sup> überträgt dem Takt darin *die* umgangsleitende, keine heilende, aber doch heilsame oder „heilwirkende“<sup>10</sup> Rolle und hinterlässt dessen Spuren überall in der Grenzschrift, auch in einem eigenen, mit der Diplomatie geteilten Kapitel.<sup>11</sup> Der Takt übernimmt seine große Aufgabe, der Verletzlichkeit des risikobereiten Seelenlebens im ebensolchen Gesellschaftsleben für den Bestand beider beizustehen, in jedem Raum zwischenmenschlichen Verkehrs, nicht nur im Geselligen, wo es *eigentlich* nur „einfachen Verkehr ohne Zweck, Unterhaltung um der Entspannung und Erhöhung des Lebens willen zu pflegen gilt“<sup>12</sup> sondern auch im Geschäftlichen, dem Heimatort der Diplomatie, wo es *eigentlich* nur um Übereinkünfte zur Wahrung öffentlicher Gesichter, um Scheinlösungen für Funktionsleute geht, er gilt sogar im vertrauensbevorschussten Privaten, wo er *eigentlich* nicht gebraucht wird – in Wirklichkeit hat der Takt überall ein haltungsanreichendes, differenzierendes letztes Wort:

Die Sphären des Lebens laufen ja nicht so säuberlich getrennt wie die Kapitel über sie. Wo fängt eine Geselligkeit an, wo hört sie auf? Wo geht sie in Geschäftlichkeit über? Wo beginnt die Vertrautheit der Gemeinschaftskreise,

---

<sup>6</sup> Plessner 1981a, S. 14.

<sup>7</sup> Ebd., S. 15.

<sup>8</sup> Ebd., S. 14.

<sup>9</sup> Ebd., S. 12.

<sup>10</sup> Ebd., S. 108.

<sup>11</sup> Ebd., S. 95–112.

<sup>12</sup> Ebd., S. 112.

wo ist es uns erlaubt, zu entspannen und auf Güte, Liebe, Verständnis und Einsicht zu bauen? Wenn es uns der Takt nicht sagt, sind wir verraten und verkauft.<sup>13</sup>

So gesehen mag der Takt seinen Heimatort in der Geselligkeit haben; solange sie als „unbestimmt weite Sphäre, die in alle sozialen Beziehungen hineinreicht“,<sup>14</sup> gilt, sind überall „Taktbeziehungen“<sup>15</sup> und „Taktsituationen“<sup>16</sup> zwischen Umgangsleuten, die so versehrbar wie verschieden und in einer konkreten Lage nicht selten in mehreren Umgangsrollen gleichzeitig zueinander stehen: Besprechen Eltern auf dem Schulhof mit ihren Kindern einen akuten Vorfall, treten sie zumeist auch als Paar auf, kommen Mitschüler und Lehrpersonen der Kinder dazu, bewegen sich diese nicht mehr nur als Kinder-ihrer-Eltern, aber auch nicht nur als Mitschüler oder Schüler. Wollen hier alle schadlos zusammenkommen, zwingen sie sich und andere bestenfalls weder nach Art sozialer Radikale, aber auch nicht unbedingt ausschließlich über diplomatische Finessen in Sieg-oder-Niederlage hinein, sondern kommen mit Takt nach Art sozialer Mediale hier-und-jetzt, für diese-und-nicht-jene Gelegenheit überein:

Ob individuelle oder generelle Regelung erstrebt wird, die Situation verlangt ihren Meister, das fließende Leben mit seinen unendlichen Konfliktmöglichkeiten eine gültige Ordnung. Jeder Fall liegt anders, genügt also nie einer abstrakten Norm.<sup>17</sup>

Ist es so, dass die oberen Beteiligten über Rollen- oder Funktionsverträge miteinander verbunden sind, so begegnen sie sich spontan in verschiedenen Rollen oder Funktionen. Fehlen klare Direktiven, zeigt sich der ewig unauflösbare Gegensatz von „Situation und Norm und Privatperson und „Amts“person, Mensch und Funktionär“<sup>18</sup> in verschärfter Form – und alle müssen entscheiden, ob sie die Undurch-

---

<sup>13</sup> Plessner 1981a, S. 107f.

<sup>14</sup> Ebd., S. 108.

<sup>15</sup> Ebd., S. 109.

<sup>16</sup> Ebd., S. 110.

<sup>17</sup> Ebd., S. 96.

<sup>18</sup> Ebd.

sichtigkeit der Lage sehen, das Verletzliche und Verschiedene anerkennen, ihre Angewiesenheit auf eine Übereinkunft erkennen können und wollen, um wenn, dann mit Takt, vorzugehen:

Tastend, sichernd, das Gesicht wachend, doch nie mit zu schwerem Geschütz, ohne Überheblichkeit – dem sicheren Zeichen der Schwäche –, ohne Aufdringlichkeit, offen, doch nie ohne Reserve, bestimmt, doch biegsam, liebenswürdig, doch nie kriechend [...].<sup>19</sup>

Das sieht auf den ersten Blick nach einem tugendlasterhaften Takt aus, der sich nicht entscheiden kann, ob er schamhaft verzagt oder naiv unbefangen sein soll,<sup>20</sup> weshalb er den Weg zur goldenen Mitte auspendelt: Lenken die Eltern im Gespräch über den akuten Vorfall mit ihren Kindern das Gespräch woandershin, dann sieht es so aus, als hätten sie ihren ersten ansprechenden Schritt mit dem zweiten einlenkenden Schritt wieder zurückgenommen. Das ist allerdings zu grob gedacht, da es die Bewegung beider Schritte in ihren spannungshaltenden Übergängen vernachlässigt: Wer in einer Kletterwand hängt, der bewegt sich in unterschiedlichen Schwierigkeitsgraden zwischen Tasten und Sichern. Ebenso handhaben es Umgangsleute im Alltag, die sich dort inmitten einer Vielfalt von Schwierigkeitsgraden so elastisch wie entschieden begegnen, damit ihr Miteinander nicht abstürzt, da jeder Absturz sie derart verletzen kann, dass es ihre Würde trifft, anschaulicher gesagt: sie ihr Gesicht verlieren,<sup>21</sup> so dass sie sich auf weitere Beeinträchtigungen oder Beschädigungen einzustellen haben. Soll gelten, dass Menschen in einer „zum Antasten verlockenden Unantastbarkeit“<sup>22</sup> leben, mit Verletzungen ihrer Würde immer und überall rechnen müssen, dann sind Umgangsleute zu schützen: vor einer „Kultur der Seelenlosigkeit, die nur mit Ponderabilien und Eindeutigkeiten fertig werden kann, weil sie [...] keine Zeit mehr für die Nuancen hat“ – und damit vor einer „Ethik der Taktlosigkeit“<sup>23</sup> die eigensinnig auf ein Entweder–Oder ver-

---

<sup>19</sup> Plessner 1981a, S. 108.

<sup>20</sup> Vgl. Seel 2012.

<sup>21</sup> Vgl. Schmölders 2000, S. 116, die darauf hinweist, dass für Plessner die zu hütende Würde als das zu wachende Gesicht und dies über ein metaphorisches Verständnis hinaus physiognomisch, also körperleiblich, zu nehmen ist.

<sup>22</sup> Plessner 1981a, S. 68.

<sup>23</sup> Ebd., S. 110.

gewaltigt. Damit ist nebenbei gesagt, dass dieser Takt von der Bühne abgehen kann, sobald die Menschen am Schutz der Würde herumdrehen, denn „was man nicht des Schutzes für wert hält, braucht man nicht zu schützen.“<sup>24</sup> Bis dahin lebt er in den diversen Umgangsräumen mit seiner auch ethisch relevanten Aufgabe, sich „in prinzipieller Wertferne an die konkrete Situation und ihre Forderungen“<sup>25</sup> zu halten, Gegensätze nicht gleichzumachen, sondern zu nuancieren, soziale Radikale zu entschärfen, das hier-und-jetzt Unentscheidbare auf „bestimmte (diese, und nicht jene, nicht aber beliebige) Anschlüsse bzw. Weiterentwicklungen“<sup>26</sup> abzusuchen, damit der „Reichtum des Daseins an Möglichkeiten zwischen Mensch und Mensch“<sup>27</sup> und die vielen wertäquivalenten, nicht wertindifferenten, Alltagssituationen eine Überlebenschance haben. Es zeigt sich, dass Plessner mit einem solchen heilsamen Takt kein einfaches Verständnis von Schutz-und-Schonung vorlegt, sondern damit auch eine Ermöglichung-von verbunden ist:

Man kann nicht nur das Leben nicht dauerhaft gewissenhaft, gesinnungshaft leben, man soll es auch nicht. Der Mensch hat ein Recht dazu, den Instinkt, die irrationalen Erkenntnisquellen und alle Imponderabilien in seinem Verhalten eine Rolle spielen zu lassen, er hat geradezu die Pflicht, dem Reichtum auch *der* Kräfte seiner Natur Raum zu geben, die nicht von der Vernunft, von Geist und Werten und Sittengesetzen und Prinzipien gezügelt werden können. Es gibt eine Aufgefordertheit durch die Gewalt der konkreten Situation, durch die Gegenwart all dessen, was mit ihm lebt, der er nach eigenen Gesetzen entweder der Diplomatie oder des Taktes zu genügen hat [...].<sup>28</sup>

Es liegt spontan wenig nahe, die konkret werdende Gewalt mit einem Verhalten aus dem Reich des Unwägbaren zu beantworten. Aber Plessner sieht etwas anderes: Wer hier gewissenhaft und gründlich Antworten gibt, etwa als Eltern die Kinder im Beisein anderer Rechenschaft ablegen lässt, oder als Lehrperson daraufhin stumm die Szene verlässt, der will es wissen oder geht in Deckung. Beide Reaktionen wollen

---

<sup>24</sup> Plessner 1981a, S. 103

<sup>25</sup> Ebd., S. 13.

<sup>26</sup> Schürmann 2011, S. 189.

<sup>27</sup> Plessner 1981a, S. 109.

<sup>28</sup> Ebd.

weniger situative Richtigkeit, eher unbedingte Wahrheit, womit sie riskieren, dass sich die Umgangsgewalt verschärft. Ihr dagegen mit einem Impuls zu begegnen, bedeutet nun aber nicht, sich ihr unvermittelt hinzugeben, vielmehr „Methoden der Indirektheit“<sup>29</sup> wie den Takt einzusetzen, gegen die „Aufhebung der Intimsphäre“ und damit für die „Möglichkeit zu einer gesellschaftlichen Kultur in den engsten Grenzen persönlichen Lebensstils wie in den weitesten politisch-diplomatischer Verkehrsformen“.<sup>30</sup> So nehmen etwa die Eltern aus seinem Geist, was sie für den konkreten Fall an Praktiken gegen jedes totale Ausleuchten mobilisieren können, kaschieren gezielt, was existiert, wovon gewusst wird, und überspielen ihren Ärger über das schulische Fehlverhalten des Kindes im Beisein der Freunde und Mitschüler, indem sie vor allen anderen einen allgemeinen Ärger daraus machen. Wer einander etwas vorspielt, mag sich an Grenzen der Lüge entlang bewegen, aber die hat viele Gesichter. Dies gilt, solange beim Miteinander nicht an das rein Unmittelbare, nur Natürliche, höchstens an eine „Art Renaturalisierung der Künstlichkeit“<sup>31</sup> gedacht wird und in diesem Sinne der Takt als „Witterung für den anderen Menschen und zugleich die Fähigkeit, es ihn nicht merken zu lassen“<sup>32</sup> zu verstehen ist.

Für Plessner kann das Seelenleben im Gesellschaftsleben nur bestehen, wenn sich einander begehende Menschen füreinander öffnen, aber nicht voreinander offenlegen, damit deren Gesichter gewahrt bleiben, die „nicht ein für allemal festlegbaren, sondern offenen Entwicklungsmöglichkeiten des individuellen Menschen und der Menschheit“.<sup>33</sup> Und genau dafür steht der Takt: eine Praxis unter Menschen, also Mitmenschen, die im „Ich/Du-Wir-Verhältnis“<sup>34</sup> zueinander stehen, zuhause in der „Mitwelt“, die „vom Menschen als Sphäre anderer Menschen erfaßte Form der eigenen Position“.<sup>35</sup> Fordert hier die Gewalt einer konkreten Situation

---

<sup>29</sup> Plessner 1981a, S. 27.

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Accarino 2002, S. 139.

<sup>32</sup> Plessner 1981a, S. 110.

<sup>33</sup> Schürmann 2014b, S. 226.

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Plessner 1975, S. 302: „Durch die exzentrische Positionsform seiner selbst ist dem Menschen die Realität der Mitwelt gewährleistet. [...] Ihr Specificum ist die Lebendigkeit und zwar in ihrer höchsten, der exzentrischen Form. [...] Man muß infolgedessen sagen, daß durch die exzentrische Positionsform die Mitwelt gebildet und zugleich ihre Realität gewährleistet wird.“

von den darin verwickelten Umgangsleuten, sich ihr zu stellen, dann ist der Takt auch dann gefragt, wenn ritualisierte, besänftigende Umgangspraktiken in unmittelbarer Nähe sind. Er ist keine Samtpfötchen-Strategie für gebildete Verzagte, die einander unbedingtes Wohlbefinden, ein Normalisieren von unbequem erscheinenden Umgangsangelegenheiten verschrieben haben. Vielmehr ist mit ihm daran gedacht, die sich bietende Gelegenheit beim Schopf zu packen, Kontakt zur Lage aufzunehmen, sich berühren, verwickeln zu lassen, das dort vorherrschende „labile Gleichgewicht“<sup>36</sup> zu erkennen, eine Weile zu halten, um dann über „Fern-fühlung, Ferntastung“<sup>37</sup> Spielräume für ein weiteres Miteinander zu erkunden. Weder voll auf Flucht noch auf Angriff festgelegt, schaut er nach guten Bedingungen für das Herstellen kontaktierender Übergänge, damit sich alle für diesmal, nicht für allemal, auf Anschlüsse begegnen können. Diese ermöglichende Taktseite legt einen erweiterten Fokus auf den beanspruchten Aspekt der Schonung: von bloßer Zurückhaltung zugunsten anderer auf den mitmenschlichen „Zauber, der enträtselt und doch nicht enträtselt sein will“,<sup>38</sup> auf das Fassbare und doch nicht ganz zu Fassende, ewig Unergründliche, Schleierhafte, dabei unerschöpflich Vielfältige der Menschenleben. Sie wird von Plessners allgemeinem Verständnis dessen angeleitet, „was Menschenantlitz trägt“.<sup>39</sup>

### *Exkurs: Der Exzentriker*

„Es muss *offen*bleiben, um der Universalität des Blickes willen auf das menschliche Leben in der Breite aller Kulturen und Epochen, wessen der Mensch fähig ist.“<sup>40</sup> So entwirft ihn Plessner mit Blick auf seinen lebendigen Stand in der Mitwelt, sein Tun und Lassen, seine Ausdrücklichkeit, denn er muss tun und lassen, sich ausdrücken, um sein Leben zu führen und sich zu dem zu machen, was er immer schon ist: unbestimmt zu sich stehend, mächtig und als „offene Frage“,<sup>41</sup> der von den Ant-

---

<sup>36</sup> Plessner 1981a, S. 80.

<sup>37</sup> Ebd., S. 110.

<sup>38</sup> Ebd., S. 68.

<sup>39</sup> Plessner 1981b, S. 148.

<sup>40</sup> Ebd., S. 161, Hervorhebung im Original.

<sup>41</sup> Ebd., S. 188.

worten anderer so lebt wie er selber Antworten gibt und verantwortet, geschichtsbedingend wie geschichtsbedingend, insofern unauflösbar verschränkt selbst- und fremdbestimmt, „das Subjekt seines Erlebens, seiner Wahrnehmungen und seiner Aktionen, seiner Initiative“, wissend und wollend, „auf Nichts gestellt“. Menschen stehen dann im Zentrum ihres Stehens, in vermittelter Unmittelbarkeit zu sich und ihrem Ineinander, Umeinander, Miteinander; als Lebendige sind sie Körper, „im Körper (als Innenleben oder Seele) und außer dem Körper als Blickpunkt, von dem aus er beides ist“.<sup>42</sup> Das ist Exzentrizität, so kann man als Mensch die Menschen verstehen und ansprechen, muss es aber nicht.<sup>43</sup> So verstanden und angesprochen, ist inmitten von *allem* immer auch der Mensch selbst zu sehen, der findet, erfindet, denkt, weiß, meint, glaubt, will, macht, fühlt, ein im Leben unkündbarer „Schöpfer, der freilich an seine eigenen Kreaturen gebunden ist und ihnen untertan wird“.<sup>44</sup> Nichts ist natürlich, was nicht auch künstlich ist, „eine überkommene, gelehrte und gelernte, sorgsam gehütete, unter Umständen zäh verteidigte oder nach Erneuerung verlangende Natürlichkeit“,<sup>45</sup> vermittelt über soziale Entwürfe, die den Mitmenschen verfügbar sind, damit sie sich einander jetzt so zeigen und derart erkannt werden. Jenseits des Gezeigten gibt es hier nichts Ursprüngliches, wohl aber Mitlaufendes zu erkennen, zu fürchten oder zu erhoffen: Wer anderen das Biest vorspielt, zeigt sich tatsächlich biestig, nicht eigentlich fürsorglich, vielleicht sind aber auch in der konkreten Situation noch Spuren der Fürsorge, denn die einander etwas Vorspielenden sind voller „nicht unmittelbar gegebener, weil sorgfältig dem Blick der Welt verborgener Eigenschaften“, wie auch das Vorspiel voller „unmerklicher, aber aufschlußreicher Dinge im dauernden Umschwung der Lagen des sozialen Milieus“<sup>46</sup> ist. Darauf kann man es beim Umgang ankommen lassen, damit sind alle von Wertferne getragenen Taktbeziehungen und Taktsituationen befasst: keine Übereinkunft, sondern ein Übereinkommen als mutig-besonnene Dauerbewegung zwischen Ordnung und Leben, Realität und Irrealität, Theorie und Praxis, Norm und Ge-

---

<sup>42</sup> Plessner 1975, S. 293; vgl. S. 325.

<sup>43</sup> Vgl. Plessner 1981b, S. 148. Es gibt Debatten rund um die Frage nach Entwurf oder Option von Exzentrizität, vgl. hierzu: Schürmann 2014b, S. 96ff.; gilt Exzentrizität, dann auch als realisiert und nicht als Option, die umzusetzen so oder so bis gar nicht gelingt.

<sup>44</sup> Plessner 1981b, S. 151.

<sup>45</sup> Plessner 1980, S. 376.

<sup>46</sup> Plessner 1981a, S. 110.

fühl, ob der Stimme der Vernunft oder des Herzens, den vorausseilenden Wahrheitsgefühlen oder einem nachlaufenden Ordnungssinn, Wünschen oder Tatsachen gefolgt wird, denn Plessner „destruiert die konstitutive Differenz von erhabener Idealität und profaner Realität“<sup>47</sup>:

Denn dort, wo sich Idealität und Realität treffen – in der Anwendung – lässt sich die spezifisch menschliche Würde gewinnen, ohne sie auf reine Vernünftigkeit oder bloße Natur zu reduzieren. Plessners philosophisches Anliegen ist daher: Bewahrung menschlicher Würde durch Überwindung des Dualismus, durch seine Entfundamentalisierung, wie es später in den *Stufen* heißt [...].<sup>48</sup>

Der Takt in Händen des Exzentrikers ist eine füreinander heilsame und hilfreiche Praxis, die im und für den Umgangsverlauf stets eine „Differenz als Ambivalenz“<sup>49</sup> oder anders: den „Ruf des Entstehenden taktil werden“<sup>50</sup> lässt, Umgangsradikalismen entgegen und zwar nicht, um daraus ein neues Radikal zu machen,<sup>51</sup> welches es dann wieder-und-wieder zu überwinden gilt. Insofern er für einen Umgang in Würde mit zuständig ist, bei dem es nur um zu wahren, nicht einzig wahre, Menschengesichter geht, gehört er zu den auch leiblich relevanten „Methoden der Gesichtswahrung“<sup>52</sup>, der auf zwei begrifflichen Wegeseiten unterwegs ist, einer taktierenden und einer kontaktierenden, ohne die eine zugunsten der anderen aufgeben zu müssen.

---

<sup>47</sup> Haucke 2002, S. 87.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Hennion 2017, S. 99.

<sup>51</sup> Vgl. Krüger 1999, S. 26.

<sup>52</sup> Schmölders 2000, S. 116.

## 2 Takt, Taktik, Taktgefühl

Takt – das klingt nach Anstand, korrektem Benehmen oder unbedingter Diskretion, nach „Ritter in der Rüstung samt Ehrenkodex“,<sup>53</sup> auch nach rechter Mitte,<sup>54</sup> einem Vermeiden von zwischenmenschlichen Kollisionen und erzwungener Harmonie, kurz: seichtem Drumherum, einer Schummelei anstatt Tacheles. Der Begriff ist polysem, sein Wortfeld weit abgesteckt: „Takt“, „Kontaktieren“, „das Taktile“, selbst „Taktieren“ verweisen auf einen Takt, der als soziale Geste das Miteinander regelt, mit einem Sinn für das Feine und Umsichtige, aber auch für die angemessene Ordnung und den passgenauen Moment. Der Begriff hat zwei und konträr stehende Herkünfte: Die eine verweist auf seinen tätigen Gefühls- und Tastsinn, auf Berührung und Kontakt,<sup>55</sup> die andere folgt den Künsten des Krieges und der Musik.<sup>56</sup> Dort ist er ein ordnendes Prinzip, etwa im trügerische Sichten vermittelnden Kriegsnebel zuständig für das klug berechnete Aufstellen und Vorgehen der miteinander Streitenden, „um mit dem Takte [ihres] Urteils die Wahrheit herauszufühlen“.<sup>57</sup> In der Musik sorgt er für das geordnete Zusammenspiel, orientiert an systemstabilisierenden Ordnungsprinzipien wie Harmonie oder Rhythmus,<sup>58</sup> zunächst geleitet und kontrolliert vom einzelnen Musiker, später vom taktierenden Dirigenten. Während sich das Feld des Kampfes für den Takt zugunsten der nahe liegenden Taktik deutlich schließt und als negativ konnotiertes Taktieren Einfluss auf das soziale Terrain nimmt, bleibt das Feld der Musik für den Umgangstakt offen, was sich an solchen begrifflichen Wendungen ablesen lässt wie „keinen Takt im Lei-

---

<sup>53</sup> Schmölders 2000, S. 117.

<sup>54</sup> Ideen zum Mittleren, dem rechten Maß als Rechtliches oder Gewandtes (Scherz), das richtige Urteil über das, was zu tun ansteht (das Anständige), allgemeiner als auf ein bestimmtes Maß hin Bewegtes, findet sich in der Nikomachischen Ethik (NE) von Aristoteles (2005), IV, 14, S. 95: „Der mittleren Haltung ist endlich auch die Rechtlichkeit eigentümlich. Der Rechtliche redet und hört solche Dinge, wie es sich für einen Anständigen und Vornehmen gehört.“ In einer anderen Übersetzung steht für die Rechtlichkeit der „sichere Takt“, für den Rechtlichen der Taktvolle, vgl. NE in der Übersetzung von Adolf Lasson 1909, S. 99; vgl. VI, 11, S. 135: „Die Nachsicht ist aber ein Takt, mit dem der Anständige richtig zu beurteilen versteht. Und richtig bedeutet wahr.“

<sup>55</sup> Vgl. Grimm 2006, Stichwort „Takt“, Online-Dokument.

<sup>56</sup> Vgl. Roch 2012, S. 33–55; vgl. auch: Torra-Mattenkloft 2017, S. 494.

<sup>57</sup> Vgl. Clausewitz 1980, S. 65, auch S. 119.

<sup>58</sup> Vgl. Roch 2012, S. 35f., der auf die übergeordnete Bedeutung von *taxis* bei Platon hinweist, nämlich als Empfindung oder „Gefühl für die richtige Ordnung“ (S. 36).

be haben“, auch “den richtigen Ton finden“, „sich aufeinander einstimmen“. <sup>59</sup> Es ist mit Blick auf den weiteren Umgang mit dem Begriff auffällig, dass weniger der musikalisch ordnende, laut schlagende und entsprechend gut hörbare Takt in das soziale Gedächtnis eingegangen ist; vielmehr lebt dort eher eine geniale Version, die mit der Zeit etwas blind und taub geworden ist, aber von eigener und sicherer Hand geleitet wird und dabei nicht nur das zeitlich und örtlich Angemessene zu tun weiß, sondern darüber hinaus auch die guten Gründe für sein Tun kennt:

Die Besinnung auf den Takt impliziert somit das Eingeständnis einer (potenziellen) Krisen-, Schädigungs- und Verletzungssituation, die in je spezifisch kultureller Weise Bedrohungen und Gewalteffekte für die einzelnen Beteiligten heraufbeschwört bzw. heraufbeschwören könnte. In diesem Sinne lässt sich der Takt als eine anthropologische Konstante definieren, die immer dann gefordert ist, wenn die eingespielten sozialen Schonungsmechanismen nicht mehr und die neuen rituellen Anerkennungen noch nicht greifen. <sup>60</sup>

Hier wird ein Takt fokussiert, der gebraucht wird und legitim ist, *weil* der Einzelne mitten in einer Vielzahl von anerkannten und gelebten Verhaltensmöglichkeiten einem erhöhten Verletzungsrisiko ausgesetzt ist, sobald Rituale als regelgeleitete Verkehrsformen nicht verfügbar sind. Da auf Schutz-und-Schonung anderer keinesfalls verzichtet werden soll, wird der Takt als stets einsatzbereiter, sich in Aktion bescheiden zurückhaltender, dabei zwingend erfolgreicher Abwehrspieler und darüber hinaus als dem Wesen des Menschen wesentlicher Fremdschoner und Verlustkompensator aufgestellt:

So scheint der Takt eine Kompensation für die mit der modernen Welt einhergehenden Verlust- und Wandlungserfahrungen von Konventionen und Werten, von moralischen Haltungen und sozialen Anstandsnormen darstellen zu können. Das bedeutet, den Takt als moderne Antwort auf die Tendenzen des Individualismus, der Globalisierung, der Erosion sozialer und kultureller Systeme und der Beschleunigung und Chronokratie moderner Gesellschaften zu verstehen. <sup>61</sup>

---

<sup>59</sup> Vgl. Gödde und Zirfas 2012, S. 20.

<sup>60</sup> Ebd., S. 12f.

<sup>61</sup> Ebd., S. 12.

Diesem wesenhaften, fest auf herbeizuführende Ordnung im latent verunsicherten und anpassungsgestörten Seelen- und Gesellschaftsleben gebuchten, Takt scheinen Zeitpunkt, Aufgabe und Ziel seines Einsatzes fraglos klar zu sein, auch wenn eigentlich aufgrund seines verhaltenen Auftretens niemand sehen und lernen kann, woher das daraufhin abgestimmte Einsatzwissen gerade kommt. Soll er von sich aus, zudem umsichtig und zartsinnig, den vielen Umgangsbeschwerden etwas zur Erleichterung anderer entgegenbringen, so bleibt unklar, wie er diese Aufgabe bewältigen will, bzw. wieso sie ihm überhaupt derart zugemutet werden sollte, denn bei dieserart Vorgehen könnte es durchaus passieren, dass er gegen soziale Kontakte immun macht, eine zwischenmenschliche Berührungsangst forciert.<sup>62</sup> Ein kurzer Blick in die Entwicklung seines musikalischen und komplimentierenden Stands kann hier ein paar erhellende Antworten geben.<sup>63</sup>

## 2.1 Tonangeber und Tonhalter

Bei der Frage, was in einer konkreten Situation im Miteinander zu tun ansteht, haben sich auf dem Weg in die Moderne mehr, zudem mehrdeutige, individuelle Antworten ergeben. Eine der Reaktionen auf weniger reglementierte Umgangsverhältnisse sind erhöhte Selbstkontrollen, ein größerer „gesellschaftliche[r] Zwang zum Selbstzwang“.<sup>64</sup> Die Rolle des Takts erlebt in diesem Prozess einen Wandel vom Tonangeber zum Tonhalter, vom Initiator von Umgangslagen zu deren Überwachung. Folgt man den begriffsgeschichtlichen Hinweisen und nimmt die musikalische Herkunft des Takts genauso ernst wie seinen Stand im sozialen Feld, dann fragt sich mit Blick auf die noch immer im Taktverständnis steckengebliebenen Unstimmigkeiten, welche bedeutungsverschiebenden Wege er genommen hat. Angenommen,<sup>65</sup> den Anfang macht der Takt in der Musikszene als „laut geschlagene, ordnende Einheit“,<sup>66</sup> dabei orientiert am Ziel eines harmonischen Zusam-

---

<sup>62</sup> Vgl. Esposito 2004, S. 140; vgl. Seel 2011, S. 24.

<sup>63</sup> Der Blick ist exemplarisch und bleibt oberflächlich, konzentriert auf die im Takt etymologisch eingewachsenen Unstimmigkeiten.

<sup>64</sup> Wouters 1999, S. 54.

<sup>65</sup> Es wird hier Götde und Zirfas 2012, S. 9–29 gefolgt; vgl. auch: Zirfas 2012, S. 165–188 und Suzuki 2013, S. 295–301.

<sup>66</sup> Götde und Zirfas 2012, S. 21.

menspiels. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wird aus dem „lärmenden Taktieren des Dirigenten“,<sup>67</sup> der seinen massiven Taktstock hart auf den Boden aufschlagen lässt, das „lautlose Taktieren“,<sup>68</sup> ein eher tätschelndes, zurückhaltendes und feinfühliges Schlagen mit zwei Taktstöckchen. Es folgt dann der abzweigende Spurwechsel des Takts aus der musikalischen in die soziale Szene. Die Frage, ob er als sozialer Takt noch ästhetisch oder schon moralisch zu verstehen ist, wird mehr und mehr zugunsten eines moralischen Takts beantwortet. Innerhalb weniger Jahrzehnte wechselt der Begriff den Ort, verlässt das strenge Zeitmaß, schließt mit dem lärmenden Taktieren – und wird zur unauffälligen, zurückhaltenden, feinsinnigen Geste, mit der sich in einer gegebenen Lage in stiller Sicherheit das passende kommunikative Maß finden lässt, um selbstverständlich vortrefflich, klug und dabei gleichermaßen schnell wie besonnen zu handeln. Taktvolles Benehmen wird nicht dem Zufall überlassen, sondern erwartet. Es ist zu erbringen, und zwar spontan, intuitiv wie kreativ, situativ und einmalig. Eine Taktlosigkeit, verstanden als des Takts „Gegenspieler“,<sup>69</sup> ist im Gegenzug nichts, was erwartet wird. Sie ist nur eine unschöne Geste, deutlich im moralischen, auch im ästhetischen Sinn, und als Takt- oder Geschmacklosigkeit entsprechend auszuschließen. Am Ende dieser Entwicklung ist die Wandlung des ordentlichen, tongebenden Takts in den tonhaltenden, „unordentlichen Takt“<sup>70</sup> komplett. Mit Takt ist fortan nichts weiter zu tun, als in aller spontan-kreativen und unmerklichen-uneigennütigen Zartheit die auftretende Unordnung in der Gesellschaft zwischen den Menschen wieder in Ordnung zu bringen.

Die vier Bedeutungsverschiebungen stellen einen plausiblen Verlauf vor, ohne sich mit Fragen möglicher Auslassungen aufzuhalten. Die hier für die Musikszene vorgestellte These, nach der die gut hörbare Ordnung, das lautstarke Taktieren, vollständig abgelöst wird durch ein lautloses Taktieren, also eine eher erfüllte Ordnung, muss sich beispielsweise gegen die starke Idee verteidigen, dass im musikalischen Taktbegriff beide Bedeutungsrichtungen angelegt bleiben, wie im Musikbegriff selber: Er „bezeichnet keinen fest umrissenen Gegenstand, sondern existiert eher in Form eines semantischen Feldes, dessen Elemente zu verschiedenen Zeiten in bestimmter Gewichtung hervortreten, ohne dass die anderen deshalb ein für al-

---

<sup>67</sup> Götde und Zirfas 2021, S. 21

<sup>68</sup> Ebd.

<sup>69</sup> Ebd., S. 12.

<sup>70</sup> Ebd., S. 21.

lemal verschwinden“<sup>71</sup> So verhält es sich auch mit dem Takt, dem sowohl die kreuz- und-quer-laufende Beweglichkeit, mag sie ungestüm, schleichend oder quer dazu sein, *und* das deshalb eingeführte, den beteiligten Akteuren visuell oder auditiv zugängliche, zeitlich ordnende Prinzip zu eigen ist. Offen bleibt dann nur, welche Ordnung er gerade erfüllt und welcher Spielraum für den freien Umgang damit gegeben ist. Im Tanz wird etwa besonders deutlich, dass sich Körper nach einem fest vorgegebenen Takt bewegen *und* diesen auch selber mit herstellen, um daraus etwas Individuell-Konventionelles zu machen. Was Solisten nicht unbedingt nötig haben, sich über Konventionen aufeinander einzustimmen, das ist für Ensembles meist zwingend. Hier haben die Bewegungsabläufe einen stärker koordinierenden, strukturierenden, auch anleitenden und kontrollierenden, also ordentlichen, Takt nötig, damit Zusammenspiel und Empfang sicher sind, wobei kein Spiel ohne die Unordentlichen, die „freien additiven Verfahrensweisen“<sup>72</sup> auskommt, die verhindern, dass das Aufzuführende chronometrisch erstarrt. Bei aller Gebundenheit ermöglichen sie, dass das Stück offen bleibt für diese-oder-jene Abweichung:

Wie im Leben, so in der Kunst: Der Takt hält zwar die Ordnung aufrecht, ohne die es keine Musik und keine geordnete Gesellschaft geben kann, aber Kunst und Gesellschaft können sich doch nur durch die zeitweilige Außerkraftsetzung ihrer Ordnung verändern. Revolutionäre sind immer ‚taktlos‘, im Leben wie in der Kunst.<sup>73</sup>

So gesehen ist das Prinzip Ordnung in der Geschichte des musikalischen Takts zwar stark, lebt dort aber im Bunde mit den freien Beweglichen oder auch gezielt Taktlosen, damit das Stück lebendig bleibt, einerseits. Andererseits sind und bleiben sie eine beständige Gefahr für die gerade vorherrschende Ordnung. Die sich aufdrängende Frage ist so bekannt wie die möglichen Antworten: Wie geht der musikkonsumierende Mensch mit der Spannung zwischen Ordnung und Lebendigkeit um, wie findet er sich darin zurecht? Wie lassen sich Melodie und Rhythmus lesen, wenn der einst affekthinzufügende dichterische Text auf einmal wegfällt? Es kann

---

<sup>71</sup> Roch 2012, S. 33.

<sup>72</sup> Ebd., S. 53.

<sup>73</sup> Ebd., S. 52.

naheliegen, wortlose Musik als „reine Sprache der Empfindung“<sup>74</sup> zu verstehen, die Empfindungen selber aufzuwerten – und gleichzeitig umzudeuten. Werden frei bewegliche Empfindungen in die öffentliche Ordnung integriert, dort auf einen nicht messbaren und zugleich der geltenden Moral zuträglichen Wahrheitswert hin erzogen, so weiß jeder wie von selbst, was er zu tun hat: wahr empfinden. Aus der musikalischen Krise folgt dann ein affekttragender Takt, der als Feingefühl, „jene Fähigkeit, sich in unklaren, krisenhaften Situationen auf die Natur, die Empfindung und das Gefühl als feste Konstanten zurückzubedenken“,<sup>75</sup> bis heute seine Heimat im sozialen Feld hat. Dieser gefühlssinnig gemachte Takt gibt in unebenen zwischenmenschlichen Lagen keine neuen Töne an, sondern hält den Ton der gültigen Ordnung, besänftigt, dämpft, glättet, balanciert aus – eine Rolle, die immer noch gerne dem weiblichen Geschlecht überlassen wird.

## 2.2 Gebildete Natürlichkeit

Die gefühlssinnige Rolle des Takts wird deutlicher, wenn man die Entwicklung jener komplimentierenden Lehrstücke überfliegt, die den Umgang mit gegebenen Reglements anleiten sollen.<sup>76</sup> War die Kunst des Komplimentierens im frühen 17. Jahrhundert noch deutlich von rhetorischen Traditionen mit dem Ziel getragen, den Welt- oder Hofmann heranzubilden, so wendet sie sich auf ihrem Weg in die Moderne immer mehr umgangsethischen Stilen zu. Verhaltensregulative Elemente werden dabei nicht ganz aufgelöst, aber aufgelockert und zu solchen der leichteren Verständlichkeit umgeschrieben, um auf die veränderten gesellschaftlichen Anforderungen gezielter reagieren zu können. Ein Beispiel ist Adolph Knigges „Kunstlehre des zwischenmenschlichen Umgangs“,<sup>77</sup> der „keine schematisch zu vollziehenden Regeln ohne persönlichen Dispositionsspielraum lehren“<sup>78</sup>, höchstens „Bruchstücke, vielleicht nicht zu verwerfende Materialien,

---

<sup>74</sup> Roch 2012, S. 48.

<sup>75</sup> Ebd.

<sup>76</sup> Erste Werke dieser Art entstehen in Deutschland von der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an; vgl. Till, *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, 1998, Bd. 4, Stichwort „Komplimentierkunst“, S. 1210–1223.

<sup>77</sup> Schimank 2007, S. 48.

<sup>78</sup> Ebd.

Stoff zu weiterem Nachdenken<sup>79</sup> anbieten wollte. Diese Umgangkunst erhebt an die Menschen ihrer Zeit einen doppelten Anspruch: Sie sollen an den fremden, verunsichernden Verhältnissen orientiert sein *und* in der Reaktion darauf bei sich selbst, also innerhalb der eigenen charakterlichen Möglichkeiten bleiben. Konnten die Vormodernen etwa gepflegt in Ohnmacht fallen oder andere simulierende Strategien anwenden, um konkret werdende Gefahren im gesellschaftlichen Feld abzuwehren, bei bereits erlittenen Gesichtsverlusten mit wiederherstellenden, etwa genugtuenden, Gesten abrechnen, so müssen die Modernen zwischenmenschlich seismographisch unterwegs sein, wollen sie hier noch ungestört navigieren. Da ihnen die alten Umgangsrezepte, die formellen und oft aufwändigen Rituale einer manierlichen Begegnung immer weniger verfügbar sind, sind sie frei *und* gehalten, die irritierenden bis zu prekären Stimmungen einer mitmenschlichen Lage selbsttätig zu erfassen, zu deuten und entschärfend zu bearbeiten. Anders gesagt, führt das emanzipatorische Bestreben zunächst dahin, vormals fest installierte Verhaltensgeländer in ihren Grundfesten zu lockern, um den informelleren Bedürfnissen der Gesellschaft mehr Spielraum zu geben. Es wird daraufhin der Einzelne in die Pflicht genommen, *sich selbst* in entsprechenden Situationen auf eine Verhaltensauswahl hin festzulegen, wobei seine Wahl selbstverständlich der richtige Treffer in Sachen dessen sein sollte, was konkret zu tun ansteht. Auf diesem Weg verschieben sich die im sozialen Feld auftretenden Unsicherheiten von den objektiven Begebenheiten hin zu der subjektiven Treffsicherheit im Umgang mit ihnen. Ein Misslingen im menschlichen Miteinander, sei es beim mündlichen oder auch schriftlichen Kontaktieren, wird dann gleichgesetzt mit einem Mangel des Einzelnen an charakterstarker Gewandtheit, Geschmeidigkeit oder fehlender Kunstfertigkeit im Umgang mit sich und einander. Moderne haben den Umgangsauftrag, stets wahr zu handeln, einander richtig zu behandeln, ohne dabei falsch zu *sein*:

Man bediene sich also keiner künstlichen Ordnung, keiner mühsamen Einrichtungen, sondern überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken, und setze sie nacheinander hin, wie sie in uns entstehen [...].<sup>80</sup>

---

<sup>79</sup> Knigge 1991, S. 15.

<sup>80</sup> Gellert 1751, S. 126, Online-Dokument.

Ein Gedanke reicht dem anderen freiwillig die Hand. Der Ausdruck ist so einfältig, als die Gedanken sind, und ebenso gefällig, weil er richtig und nicht weiter, und nicht enger ist, als die Vorstellung es erfordert. Man mache, dass sich die Gedanken nicht mehr so genau berühren, und setze Zwischengedanken hinein [...].<sup>81</sup>

Die vormals künstliche Ordnung wird unkommentiert in den Status einer natürlichen Ordnung gehoben, in der dann die von selbst laufenden, sich ungenau berührenden Gedanken als Verhaltensgeländer untergebracht sind. Es dirigiert nicht mehr gut hörbar der eingewöhnte Sinn für das Anstehende. Die Modernen arbeiten mit einem still ins Innenleben abgewanderten, dort blind treffenden Umgangsgespür. Wird darüber hinweggesehen, dass das polare Paar künstliche und natürliche Ordnung selbst gesetzt, nicht etwa naturgegeben ist, so kommt man leicht auf die schon erwähnte Gleichung der Oberfläche mit seinem strategischen oder taktischen Gebaren und von dort zu dem eigenartigen Schluss, dass all das zu den Verschleierungen dessen gehört, was an Wahrheit im Natürlichen des oberen Sinns liegt. So sind die einfältig gefälligen Gedanken unter der Voraussetzung ihrer unter den Teppich des Vergessens gekehrten Herkunft nicht nach jener richtigen oder dieser falschen Seite hin frei. Vielmehr wird das Natürliche als das Unverschleierte das an sich Vernünftige, eigentlich Maßvolle. Erst die mühelosen Reden, die freilaufenden Gedankengänge, die von dort weiter fließenden Schriften können wahr sein oder anders: Falsche verbale oder nonverbale Ausdrücke können an sich nicht natürlich sein; sie sind naturgemäß künstlich. Mit einer gebildeten Natürlichkeit und entsprechenden Richtigkeit lässt sich in zweierlei Hinsicht weiterarbeiten: Die eine Sicht ist und bleibt tatsächlich blind für das Verfahren der Produktion von Natürlichkeit: Ein natürlicher und natürlich richtiger zwischenmenschlicher Umgang stellt sich wie von selbst ein, ist unverstellt, ohne Schmeichelei, Farce und anderes mehr. Die andere Sicht tut nur so, gibt etwas vor. Sie reflektiert die Produktion als solche und ihren eigenen produzierenden Stand darin. Durch ihre Brille geschaut ist nichts natürlich, was nicht auch künstlich ist, so wie es Exzentriker halten, wenn sie sich mit dem das Reale unreal haltenden Takt im ewig unauflösbaren Spannungsfeld zwischen bestimmender Ordnung und unbestimmtem Leben umherbewegen.

---

<sup>81</sup> Gellert 1751, S. 126f., Online-Dokument.

### 3 Im Spannungsfeld von Ordnung und Leben

Immer und überall, wo Menschen im Umgang miteinander sind, geht es auch unwägbare und entsprechend gespannt zu, was nach ritualisierten Verkehrsformen rufen lässt, damit es untereinander wägbare wird, eine Gelegenheit als günstige oder ungünstige erkannt und Umgänge entspannt werden können. Im modernen praktischen Leben aber,

wo der Augenblick so oft unsere Entscheidung fordert, wo wir nicht erst alle Momente nach ihrem Werthe denkend betrachten können, bedürfen wir jener durch Klippen sicher hindurch steuernden Macht, welche wir Takt heißen, und die eben aus der Mitte einer auf uns eindringenden Fülle von Beziehungen, gerade diejenige heraushebt, auf welche es grade *jetzt* ankommt. So zeigt sich der *Takt* stets als die eigentliche *Geistesgegenwart* im Leben, die wir doch gewiß in ein glückliches, unmittelbares Ergreifen des Angemessenen setzen, dessen Werth wir nachträglich wohl in seinem ganzen Umfange denkend anerkennen, der aber in dem zur Entscheidung aufrufenden Augenblicke grade *unentwickelt* in uns lag.<sup>82</sup>

Dieser zwischenmenschlich klippenumschiffende Takt arbeitet mit zwei Werkzeugen: Er tritt reflexartig in *und* reflexiv nach der Situation auf, blind *und* richtig treffend. Weit offen ist, wie seine glücklichen Treffer zustande kommen. Nachfolgend werden deshalb ausgewählte Betrachtungen zum Takt, von Lavater und Kant über Herbart, Jhering, Helmholtz und Gadamer bis zu Goffman und Luhmann, mit der Frage traktiert, wie er sich im „Spannungsfeld zwischen strenger Ordnung und freiem Gefühl“<sup>83</sup> positioniert.<sup>84</sup> Ein Ziel ist, seine tastende und sichernde, aushandelnde

---

<sup>82</sup> Rötischer 1838, zit. nach Torra-Mattenklott 2017, S. 493f., die auf einen ambivalent bleibenden, männlich-strengen und weiblich-intuitiven Takt in Goethes Wahlverwandtschaften fokussiert; vgl. auch: Ronzheimer 2017.

<sup>83</sup> Roch 2012, S. 53.

<sup>84</sup> Wie die meisten Überlegungen zum Takt, liegen auch die nachfolgend zugrunde gelegten Texte nur als Bruchstücke vor. So wird sich deren Lektüre dieser Form annehmen und entsprechend an der Oberfläche des jeweiligen Textes bleiben, also eher darin wildern (de Certeau).

oder aufeinander einspielende Seite zu markieren, die blinden „Organe des Takts“<sup>85</sup> im Sinne von nahsinniger „Berührung“<sup>86</sup> etwas sehen und so geistesgegenwärtig sein zu lassen, denn Strenge und Freiheit, Ordnung und Leben sind ein gutes Team, den Umgangskollisionen mit Würde zu begegnen, für jetzt, nicht für immer.

### 3.1 Der physiognomische, mystische und logische Takt

Eine Idee, dem Spürsinn die Blindheit zu nehmen und sehend zu werden, kommt aus Versuchen, über das Gesicht des Menschen und dessen Mienenspiel Wesenserkenntnisse und Umgangsvorteile zu gewinnen:

[...] wir finden im Blick, in der Miene, im Lächeln, in dem Mechanismus der Stirne bald Schalkheit, bald Witz, bald forschenden Geist; wir erwarten und weissagen nach einer dunkeln Vorempfindung sehr bestimmte Fähigkeiten der Gestalt jedes neuen Bekannten; und wenn dieser Takt durch Uebung und Umgang mit vielerley Menschen berichtigt wird, so gelingt es uns oft bis zur Bewunderung, den fremden Ankömmling zu deuten. Ist das Gefühl? Innerer, anerschaffener Sinn, der nicht erklärt werden kann? Oder ist es Vergleichung, Induktion, Schluß von Erforschem auf unbekannte, durch irgendeine äußere Aehnlichkeit veranlasst?<sup>87</sup>

Die Antwort liegt für den Physiognomiker Lavater in einem speziellen Miteinander von Entdecken, Beobachten, Messen und Empfinden, Fühlen, Spüren, das den richtigen und schließlich in der und für die Praxis berichtigten Takt ausmacht. Lavaters Vorbild ist hier nicht Dürer, der nur gemessen, sondern Raffael, der auch gefühlt hat. Das eigene mitmenschliche Gesichtsumfeld studieren, um vergleichende Erfahrungen zu machen und außerdem sein „vorausseilendes Wahrheitsgefühl“<sup>88</sup> einzusetzen, das sind Aufgaben des Physiognomikers. Sie haben zum Ziel, dass sich Beobachtungen, Sprache, Zeichnungen optimieren, um so die Physiognomik lern-

---

<sup>85</sup> Goethe 1989, I 10, S. 767

<sup>86</sup> Ebd.

<sup>87</sup> Lavater 1775, S. 55.

<sup>88</sup> Ebd., S. 54.

barer und lehrbarer zu machen, die in ihrem optimalen Zustand dann aber „keine Wissenschaft mehr“ sein soll, „sondern Empfindung, schnelles Menschengefühl!“<sup>89</sup> Der Weg ist also, dass die Empfindungen bloße Ahnungen überwinden, sobald in einem ersten Schritt über zeichenhafte Erfahrung zusammen mit „dem Geschmacke, dem Gefühle, dem Genius“<sup>90</sup> das durchaus Lern- und Lehrbare der Physiognomik gebildet wird, was sich mit der Zeit und durch Übung ganz wie von selbst, in einem zweiten und rückbildenden Schritt aus dem Wissenschaftlichen wieder heraus entwickelt, um nur noch mit dem physiognomischen Takt zu urteilen, andere zu beurteilen: „Es lebe also die Philosophie aus Gefühlen, die uns gerade zur Sache selbst führt!“<sup>91</sup>

Ein derartiges Vorgehen, die Sache, das Richtige nicht über begriffliches Vernünfteln, sondern mit der „vorgegebenen Fühlbarkeit eines Gegenstandes“<sup>92</sup> finden zu wollen, muss für den Aufklärer Kant und Kritiker Lavaters ins Reich der Hirngespinnste gehören, des eigensinnig bleibenden Unsinnns, denn „wie kann man empfinden, was noch nicht ist?“<sup>93</sup> Nach Kant kann man nur empfinden, was schon ist, sei es nun hell oder dunkel, und da gerade „das Feld der dunklen Vorstellungen das größte im Menschen“<sup>94</sup> ist, sollte dieses Nebulöse nicht noch mystifizierend eingekapselt werden:

Daß hierin nur ein gewisser mystischer Takt, ein Übersprung (salto mortale) von Begriffen zum Udenkbaren, ein Vermögen der Ergreifung dessen, was kein Begriff erreicht, eine Erwartung von Geheimnissen oder vielmehr Hinhaltung mit solchen, eigentlich aber Verstimmung der Köpfe zur Schwärzerei liege, leuchtet von selbst ein.<sup>95</sup>

Das Dunkle kann überhaupt nur relevant sein, wenn es als prinzipiell bearbeitbarer Stoff für das erhellende Spiel damit aufgenommen wird. Dies gilt in pragmatischer

---

<sup>89</sup> Lavater 1775, S. 55.

<sup>90</sup> Ebd.

<sup>91</sup> Kant 1796, S. 395.

<sup>92</sup> Ebd., S. 396.

<sup>93</sup> Kant 1798, S. 139.

<sup>94</sup> Ebd., S. 137.

<sup>95</sup> Kant 1796, S. 398.

Hinsicht und vorausgesetzt, der „logische Eigensinn“<sup>96</sup> wird derart begrenzt, dass kein „Verlust des Gemeinsinnes“<sup>97</sup> eintritt, was das „einzige allgemeine Merkmal der Verrücktheit“<sup>98</sup> ist. Im unverrückten Normalfall bleiben Zusammenhänge erkennbar, so dass der eigene Verstand an den der anderen anschließen kann und es zu entsprechenden Urteilen kommt. Da der Gemeinsinn den Fokus auf den produktiv werdenden Einzelfall legt, steht er für eine situative Klugheit im direkten Umgang mit gesellschaftlich gegebenen Reglements, Ritualen, Normen. Damit grenzt er sich von einer rein spekulativ aufgestellten Wissenschaft ab, aber auch von jedwedem schwärmerisch-mystischen Vorgehen:

So viel ist gewiß, daß, wenn die Auflösung einer Frage auf den allgemeinen und angeborenen Regeln des Verstandes [...] beruht, es unsicherer ist, sich nach studirten und künstlich aufgestellten Principien [...] umzusehen und seinen Beschluß darnach abzufassen, als wenn man es auf den Ausschlag der im Dunkeln des Gemüths liegenden Bestimmungsgründe des Urtheils in Masse ankommen lässt, welches man den logischen Tact nennen könnte: wo die Überlegung den Gegenstand sich auf vielerlei Seiten vorstellig macht und ein richtiges Resultat herausbringt, ohne sich der Acte, die hiebei im inneren des Gemüths vorgehen, bewußt zu werden.<sup>99</sup>

Dabei bleibt der logische Takt innerhalb der Erfahrung einer vielfältigen Praxis. Werden in seinem Namen auf ihrer Grundlage über „Versuch und Erfolg“<sup>100</sup> Urteile gefällt, so können beide daran wachsen, auch wenn sich ein ins stimmige Verstehen kommendes Tun nicht garantieren lässt. So sind auch Irrtümer denkbar, wenn aus dem Reservoir allgemeiner Regeln nicht das Richtige zur richtigen Zeit herausgeholt werden kann. Aber diese Irrtümer bleiben hier im Rahmen seiner klaren Aufgabe, sich der gegebenen Begriffe zu bedienen, um eine Gemeinschaft im Denken zu schaffen<sup>101</sup> und dafür den logischen Eigensinn zu bändigen. So dient der logische

---

<sup>96</sup> Kant 1798, S. 219.

<sup>97</sup> Ebd.

<sup>98</sup> Ebd.

<sup>99</sup> Ebd., S. 139f.

<sup>100</sup> Ebd., S. 140.

<sup>101</sup> Vgl. Rosales 2008, S. 196.

Takt als Türöffner für die urteilende Vernunftstimme, somit auch als Bremse bei der Neigung der Menschen, ihrem „einmal gewohnten Gedankengange, auch in der Beurteilung fremder Gedanken zu folgen und so jenen in diese hineinzutragen“.<sup>102</sup> Andersherum unterstützt er dabei, vorurteilsfrei und aktiv, anstelle jedes anderen, sowie konsequent, einstimmig mit sich selber<sup>103</sup> zu denken, was jenseits unbegreiflich anmutender Sphären an versuchende Begriffe gebunden bleibt. Nur etwas weniger gebunden ist der ästhetische Gemeinsinn und ein daran angelegener Takt als ein subjektives Vermögen zur Beurteilung dessen, was das „Gefühl an einer gegebenen Vorstellung ohne Vermittelung eines Begriffs allgemein mitteilbar macht“:

Nur da, wo Einbildungskraft in ihrer Freiheit den Verstand erweckt, und dieser ohne Begriffe die Einbildungskraft in ein regelmäßiges Spiel versetzt: da teilt sich die Vorstellung, nicht als Gedanke, sondern als inneres Gefühl eines zweckmäßigen Zustandes des Gemüts, mit.<sup>104</sup>

Ergibt sich eine gedankenmitteilende Umgangslage und springt als allererste orientierende Instanz bei fehlenden Worten nicht der Verstand ein, so mag die „soziale Einbildungskraft“<sup>105</sup> hier so viele Besuche machen, wie sie will; die Türen öffnen sich ihr nur, wenn man vorhat, gemeinsam mit anderen den eigenen Einbildungsunsinn auf einen gemeinen Einbildungssinn zu bringen, also gemeinsam danach zu beurteilen, was hierbei die Regel sein könnte.

## 3.2 Der vermittelnde und regelelastische Takt

Sind Herzensbildung und Moralappelle zwei Auswege aus dem erzieherischen Paradox, den Lernenden Selbsttätigkeit in verbleibender Heteronomie abzufordern, für die sich ein antwortgebender Takt einspannen lässt, so setzt der Pädagoge Herbart

---

<sup>102</sup> Kant 1793, S. 281.

<sup>103</sup> Vgl. Kant 1790, S. 294, § 40.

<sup>104</sup> Ebd., S. 293f., § 40.

<sup>105</sup> Arendt 1985, S. 61, spricht von der Notwendigkeit, dass man seine „Einbildungskraft lehrt, Besuche zu machen“, womit sie mit Kant ein erweitertes Denken als eines in Möglichkeiten meint.

auf einen vermittelnden Takt als notwendiges „Mittelglied der Verknüpfung und des Übergangs“ vom Feld der Theorie zu dem der Praxis, denn „zu dem Verstandesbegriffe, welcher die Regel enthält, muß ein Aktus der Urteilskraft hinzukommen, wodurch der Praktiker unterscheidet, ob etwas der Fall der Regel sei oder nicht“<sup>106</sup>:

Nun schiebt sich aber bei jedem noch so guten Theoretiker, wenn er seine Theorie aus-übt [...], zwischen die Theorie und die Praxis ganz unwillkürlich ein Mittelglied ein, ein gewisser Takt nämlich, eine schnelle Beurteilung und Entscheidung, die nicht wie der Schlendrian ewig gleichförmig verfährt, aber auch nicht, wie eine vollkommen durchgeführte Theorie wenigstens sein sollte, sich rühmen darf, bei strenger Konsequenz und in völliger Besonnenheit an die Regel zugleich die wahren Forderungen des individuellen Falles ganz und gerade zu treffen.<sup>107</sup>

Die Frage ist, *wie* der „Takt als Medium“<sup>108</sup> oder auch als „Bindeglied des Notwendigen“<sup>109</sup> seiner vermittelnden Tätigkeit nachkommt:

Dieser Takt richtet sich nach der Gemütsstimmung und den Vorbegriffen des Erziehers, womit er die Eindrücke, die ihm während der Betreibung des Geschäftes von außen kommen, aufnimmt und in sich verarbeitet. Damit nun der Erzieher mit der rechten Gemütsstimmung an sein Werk gehe und damit er mit den rechten Vorbegriffen die ihm begegnende Erfahrung empfangen: dazu hauptsächlich soll ihm die Wissenschaft, die Pädagogik dienen.<sup>110</sup>

---

<sup>106</sup> Kant 1793, S. 275.

<sup>107</sup> Herbart 1802, S. 126.

<sup>108</sup> Suzuki 2008, S. 145.

<sup>109</sup> Ebd., 165, die die Kunst des Takts als wahres Erkennen für eine richtige pädagogische Praxis und die entsprechende Rolle des guten pädagogischen Praktikers darin fokussiert. Suzuki findet bei Herbart den Takt ausgeführt als Mittelglied, Vermögen der Beurteilung, Entscheidung, (sinnlicher) Erkenntnis, der Wahrnehmung, als Zeitmaß und Kunst für angemessenes erzieherisches Tun, als praktische Antwort auf das problematische Verhältnis von Theorie und Praxis.

<sup>110</sup> Herbart 1802, S. 126.

Die passende Gemütsstimmung samt Vorbegriffen für die Praxis erhält der Takt aus der Theorie. Ein guter Erzieher führt also den Takt dicht an der Theorie aus, was er aber nur dann schafft, wenn sich dieser in der Praxis in ihm so-und-nicht-anders ausbildet, „durch die Einwirkung dessen, was wir in dieser Praxis erfahren, auf unser Gefühl“:

Diese Einwirkung wird anders und anders ausfallen, je nachdem wir selbst anders oder anders gestimmt sind. Auf diese unsere Stimmung sollen und können wir durch Überlegung wirken; von der Richtigkeit und dem Gewicht dieser Überlegung, von dem Interesse und der moralischen Willigkeit, womit wir uns ihr hingeben, hängt es ab, ob und wie sie unsere Stimmung *vor* Antretung des Erziehungsgeschäfts und folglich ob und wie sie unsere Empfindungsweise *während* der Ausübung dieses Geschäfts und mit dieser endlich jenen Takt ordnen und beherrschen werde, auf dem der Erfolg oder Nichterfolg unserer pädagogischen Bemühungen beruht.<sup>111</sup>

Ein taktvolles Erziehen nimmt sich der vieldeutigen Praxis an und gibt den Praktikern die Freiheit, sich davon berühren zu lassen. Ziel ist, sich in der Praxis für die Praxis durch die Theorie gefühlsmäßig derart stimmen zu lassen, dass dadurch der richtige Takt die Erziehungssachen erfolgreich richtet. Herbart geht aber noch einen deutlichen Schritt weiter, wenn er sich selber in seiner Lehrrolle über das theoretisierende Feld hinaus in ein gemeinsames Übungsfeld mit pädagogischen Theoretikern, hier Studierenden, begibt, die auf dem Weg zu pädagogischen Praktikern sind:

Mein Versuch wird dahin gehen, in Ihnen eine gewisse pädagogische Sinnesart zu entwickeln und zu beleben, welche das Resultat gewisser Ideen und Überzeugungen über die Natur und die Bildsamkeit des Menschen sein muß. Diese Ideen werde ich erzeugen, ich werde sie rechtfertigen, ich werde sie so verbinden, so konstruieren, so verschmelzen müssen, daß daraus jene Sinnesart hervorgehe und dass diese in der Folge den beschriebenen Takt hervorbringen könne.<sup>112</sup>

---

<sup>111</sup> Herbart 1802, S. 126, Hervorhebungen im Original.

<sup>112</sup> Ebd., S. 129.

Versuchend verlässt die Lehrperson ihren autoritären Standort als Wissen zügel-fest handhabende Figur und schlüpft stattdessen in die Doppelrolle des übenden Übungsleiters, der seine Ideen an sich und den Lernpersonen erprobt, ohne ihnen die Ideen vor allem Tun offenzulegen. Die Erfolge oder Misserfolge der Übungen sollen sich allen Übenden im Tun und Erleben ergeben, die Resultate über Selbstbeobachtung wie Menschenkenntnis abfragbar werden. Solche Szenarien, etwa als taktvolles Herstellen von Negativerfahrungen, lassen sich in allen gesellschaftlichen Proberäumen herstellen, wo es nicht gerade um nichts, aber auch nicht um alles geht. Übungen isolieren und fokussieren Details, sie experimentieren mit ihnen und lassen sie mit anderen Augen sehen, womit das Gesamtkonzept in ein anderes Licht gerückt werden kann.<sup>113</sup>

Einen bewegungssinnigen Takt schlägt auch der Rechtswissenschaftler von Jhering in seinen Erwägungen zum sozialen Sinn von gesellschaftlichen Umgangsformen vor. Hier sind Höflichkeit, Anstand und Takt der Moral zuarbeitende „Zweck-schöpfungen des menschlichen Geistes“,<sup>114</sup> ohne die das gesellschaftliche Leben im Allgemeinen, das Rechtsleben im Speziellen nicht auskommen kann. Jede der drei Umgangsformen erhält bei Jhering einen eigenen Platz, wobei Höflichkeit in der konkreten Begegnung von Personen für deren positive Fürsorge, Anstand für einen negativen Schutz steht, also für das Unterlassen des sittlich Anstößigen. Beide arbeiten über Regelkorsagen. Der Takt ist dagegen „nicht Sache der Regel – es gibt Anstands- und Höflichkeitsregeln, aber keine Taktregeln –, sondern Sache des Gefühls, das die Regeln zu ergänzen hat“,<sup>115</sup> also ein sich im Handeln bewährender Zuarbeiter des in einer Umgangslage unbestimmt bleibenden Anstands, der sich zudem nicht als „Finder oder Pionier“ erweist. Er „erschöpft sich im einzelnen Fall

---

<sup>113</sup> Vgl. Brinkmann 2012, der ein experimentelles, auch taktgetragenes Üben u. a. für Rollenspieler im Sinne Plessners thematisiert (S. 190–196), die sich mit oder ohne Takt weder theoretisch noch praktisch für ein systemerhaltendes Tun im so-und-nicht-anders zu bestellenden Übungsfeld missbrauchen lassen, vielmehr den prozessualen Sinn des Übens im Hinblick auf den steten Erhalt von Anknüpfungen im Sinn haben; dagegen: Burghardt 2018, S. 91–96.

<sup>114</sup> Jhering 1968, S. 78; Grundlage ist hier die aus dem Nachlass von Christian Helfer herausgegebene Arbeit „Der Takt im sozialen Sinn“, die Jhering an den zweiten Band von *Der Zweck im Recht* (1883/86) anschließen wollte, der sich für das Recht mit sozialen Mechaniken befasst und mit der Höflichkeit endet.

<sup>115</sup> Ebd., S. 79.

und wirft nichts für eine künftige Regel ab<sup>116</sup>, höchstens „die Personifikation seiner selbst: das Vorbild“, über das sich „die richtige Empfindung für dasjenige, was einen anderen verletzen könnte“,<sup>117</sup> idealerweise einstellen mag:

[Den] Takt erkennt man am Unterlassen oder, wenn von Seiten anderer die Gefahr droht, am Abwehren einer gewissen Art des Anstößigen, als taktlos bezeichnet man die Vornahme desselben.<sup>118</sup>

Da ob der Vielfalt mitmenschlichen Lebens dasjenige, was zu tun ansteht, nicht überall ein für allemal festgelegt werden kann und soll, mit sachlichen wie stilistischen Lücken bei bestimmten Anstandsregeln und daraus entstehenden Umgangsgefahren immer gerechnet werden muss, steht der Takt hier im Wächteramt:

[D]ie Sphäre des Anstandes ist das absolut, die des Taktes ist das bedingt Anstößige, das Anstandsgefühl bewährt sich an der Erkenntnis und Unterlassung des absolut Anstößigen, d. i. des Unanständigen, der Takt oder das Taktgefühl an der des bedingt Anstößigen, d. i. des Unpassenden.<sup>119</sup>

Unanständig ist demnach, was für das Gefühl der Menschen in ihrer Zeit, in ihrem kulturell gewachsenen Raum als Verletzung gilt, beispielsweise das Auftischen von vergammeltem Fleisch, unpassend dagegen muss der geruchsintensive Sonntagsbraten den Vegetariern vorkommen. Unpassend ist, was aus bestimmten Gründen nicht in den Zusammenhang hineinpasst, wie Milch in Wein, ebenso wie quer zu der bestimmten Stimmung aufzutreten, wie der Missgelaunte beim Kindergeburtstag, oder sich quer zu Raum und Zeit zu verhalten, wie die einseitigen Endlosplauderer zu Unzeiten. Auch unpassend ist, den Ton nicht zu treffen, wie beste Freundschaftsgesten bei Vorgesetzten, oder auch den Gesprächsstoff an falscher Stelle zu platzieren, wie die muntere Rede über die Leiden von Scheidungskindern in Anwesenheit von frisch Getrennten. Was passend ist, zeigt sich als „Treffer des Gefühls in Dingen des

---

<sup>116</sup> Jhering 1968, S. 83.

<sup>117</sup> Ebd., S. 84.

<sup>118</sup> Ebd., S. 80.

<sup>119</sup> Ebd., S. 85.

Anstandes“,<sup>120</sup> womit nicht gemeint ist, dass der treffende Takt von einer besonderen Empfindungsfähigkeit getragen wird:

Auf dem Gebiet der Ethik hat kein anderer Mißgriff sich der eindringenden wissenschaftlichen Erkenntnis so hinderlich erwiesen als die kritiklose Verwendung der Gefühle. Das Gefühl ist der stets bereite Retter in der Not, es spielt auf dem Gebiet der Ethik noch heutzutage dieselbe Rolle wie einst die Naturkraft oder Lebenskraft auf dem der Naturwissenschaft oder Medizin. [...] Was man nicht weiter erklären kann, das sieht man als Gefühle (Naturkraft/Lebenskraft) an.<sup>121</sup>

Das Gefühl bekommt hier gleichwohl sein Recht, aber nicht als blind allgemeine Wahrheit ertastendes Organ. Wer mit Takt vorgeht, der kennt sich aus mit der Frage, was im Augenblick eigentlich zu tun anstehen würde, er vermag also das eine vom anderen zu unterscheiden. Unterscheiden passiert mit Worten, über Reflexion, wohingegen für das vorher oder zeitgleich ablaufende nichtbegriffliche Verstehen das Erfindungsvermögen einspringt. Das im zwischenmenschlichen Miteinander entstehende Unpassende bedarf also eines Takts, der sich situativ findig zeigt, was vor allem dort stärker zum Tragen kommt, wo dem Regelapparat Elastizität bereits eingeschrieben ist, wie etwa im Recht, bei den mit Strafspielräumen arbeitenden Gesetzen. Genauer betrachtet, sind allerdings viele Bereiche mitmenschlichen Lebens derart vom Unbestimmten bestimmt:

[...] die Unbestimmtheit der Regel ist hier nicht zufällig, sondern wesentlich, keine Unvollkommenheit, sondern Vollkommenheit, die Regel kann nur ganz allgemein gefaßt werden, nur eine Direktive, eine Anleitung geben, ihre richtige verständnisvolle Anwendung ist Sache des Subjekts, und darauf eben beruht das Wesen des Takts.<sup>122</sup>

Der Zugang zum Takt setzt voraus, dass Menschen im Umgang miteinander Regelwerke schon kennen, damit sie auch erkennen, an welcher Stelle sie versagen. Sie

---

<sup>120</sup> Jhering 1968, S. 93.

<sup>121</sup> Ebd.

<sup>122</sup> Ebd., S. 83f.

müssen also schon irgendwie fündig geworden sein, um daran anschließend etwas zu erfinden, was sie für die konkrete Situation ersetzen, ergänzen oder variieren können. Wie gesagt, hat der Takt gerade nicht das Verbessern gegebener oder Finden neuer Regeln im Sinn. Er will demnach kein erneutes Verfestigen des momentanen Verunsicherten, sondern hält sich selber in Elastizität bzw. Unvollkommenheit, womit er immer wieder neu einsetzbar bleibt, ohne sich „selber sein eigenes Grab graben“<sup>123</sup> zu müssen. Im Stil seines schriftlichen Nachdenkens über den Takt zeigt sich Jhering ähnlich elastisch,<sup>124</sup> so wie es für Rechtssätze gilt, die nur durch das richterliche Urteil fallbedingt erstarren, mit der festen Erwartung, dass sie es – im Recht für vorbildhafte Rechtsregeln, im Sozialen für vorbildhafte Anstandsregeln – stets mit Takt tun.

### 3.3 Der psychologische und hermeneutische Takt

Hermann von Helmholtz<sup>125</sup> bringt mit dem psychologischen Takt die Frage ein, wie die voneinander geschiedenen Geistes- und Naturwissenschaften zu einem rechtsschaffenen Resultieren gelangen können. Angenommen, die Geisteswissenschaft bewegt sich in den durch sie selber eingeführten Ordnungen, dann muss unklar bleiben, wie über das reine Abfragen dessen, was Regeln, Gesetze, Schemata anbieten, mit den einzelnen Erkenntnissen, die zu einem „klar begrenzten Begriffe“<sup>126</sup> zusammengeführt werden sollen, umzugehen ist, da sich hier mit Gewissheit nichts bestimmen lässt. Sobald ein über das reine Schließen hinaus gehendes Erkennen, Verstehen und Urteilen sein soll, bedarf es einer Instanz, die ohne klar definierte Regeln auskommt und dabei Erkenntnisse austrägt, die ihrem Gegenstand trotzdem gerecht werden, was nur mit „einem gewissen psychologischen Tacte“<sup>127</sup> gesichert scheint. Der Takt, eine Art von künstlerischer Induktion, nach der zunächst die ge-

---

<sup>123</sup> Jhering 1968, S. 83f.

<sup>124</sup> Die Stilelastizität wird von Helfer kritisch als ein Gehen auf Irrwegen gelesen, hier dagegen im Sinne der Bruchstücke als Stoff zum weiteren Nachdenken aufgenommen.

<sup>125</sup> Vgl. Helmholtz v. 2017, „Ueber das Verhältniss der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft. Akademische Festrede gehalten zu Heidelberg beim Antritt des Prorektorats 1862“.

<sup>126</sup> Ebd., S. 192.

<sup>127</sup> Ebd., S. 193.

gebenen Quellen mittels instinktiver Anschauung und gebildeter Wiedergabefähigkeiten auf Glaubwürdigkeit, Motive auf Plausibilität oder auch Textinhalte auf den dort eingeschriebenen Sinn überprüft werden:

Das Urtheil lässt sich hier nur gewinnen, wenn eine sehr grosse Menge von einzelnen Thatsachen ähnlicher Art im Gedächtniss bereit ist, um schnell mit der gerade vorliegenden Frage in Beziehung gesetzt zu werden.<sup>128</sup>

Wer schnell einander wesentlich Ähnliches herauszufinden, von Unähnlichem zu unterscheiden vorhat, der benötigt ein breites und gutes Gedächtnis, eine „fein und reich ausgebildete Anschauung der Seelenbewegungen [...], nicht ohne eine gewisse Wärme des Gefühls und des Interesses an der Beobachtung gewisser Seelenzustände Anderer“,<sup>129</sup> was wiederum die Teilnahme am lebendigen Alltag voraussetzt. Dieses Taktgefühl spielt auch in den Naturwissenschaften eine wichtige Rolle.<sup>130</sup> Darüber laufen alle Arten von Induktion, „welche nicht bis zur vollendeten Form des logischen Schließens, nicht zur Aufstellung ausnahmslos geltender Gesetze durchgeführt werden“,<sup>131</sup> wozu das Systematisieren, Katalogisieren in der Tier- und Pflanzenwelt ebenso gehört, wie das deutende Einordnen von menschlichen Sinneswahrnehmungen und von psychologischen Abläufen, deren Verstehen von vielen Faktoren abhängt, wie dem Charakter, dem situativen Gemüt oder dem Willen. Nur für das Feld der reinen Mathematik erkennt von Helmholtz die volle Option allgemeiner Gesetze mit unbedingter Gültigkeit, hier hat die „eiserne Arbeit selbstbewussten Schließens“<sup>132</sup> keine Konkurrenz vom künstlerisch-psychologischen Takt.

Das Gedächtnis als Quelle und Werkzeug für wissenschaftliches Tun ist auch für den Hermeneutiker Gadamer von großer Bedeutung. Aber er hat hier eine andere Antwort als von Helmholtz bei seiner Frage, wie in diesem Feld erkannt,

---

<sup>128</sup> Helmholtz v. 2017, S. 195.

<sup>129</sup> Ebd.

<sup>130</sup> Vgl. dagegen Gadamer 1960, S. 11: Das „selbstbewusste Schließen des Naturwissenschaftlers [beruht] ganz auf dem eigenen Verstandesgebrauch“, wohingegen die Arbeit des Geisteswissenschaftlers ganz an „psychologische Bedingungen“ gebunden ist, d. h. er zieht über das Taktgefühl seine Schlüsse; vgl. auch Schulz 2004, S. 97.

<sup>131</sup> Helmholtz v. 2017, S. 193.

<sup>132</sup> Ebd., S. 200.

verstanden, geurteilt werden kann. Gadamers Grundidee heißt Bildung im Sinne von „Menschenbildung“;<sup>133</sup> weshalb das Gedächtnis auch keine „bloße Fähigkeit“ ist, den versammelten Stoff zur richtigen Zeit auf die richtigen Schlüsse hin zueinander zu bringen, vielmehr ein über Erinnern, Behalten und Vergessen gebildeter „Wesenszug des geschichtlich-endlichen Seins des Menschen“.<sup>134</sup> Der im Leben wie „in den Geisteswissenschaften wirksame Takt erschöpft sich nicht darin, ein Gefühl und unbewusst zu sein, sondern ist eine Erkenntnisweise und eine Seinsweise zugleich.“<sup>135</sup> Ein gutes Textverständnis wie eine gute Menschenkenntnis sind demnach nicht nur über reglementierende Seziermesser erlernbar, da die Reglements der Praxis ebenso wie jene der Theorie zu wünschen übrig und nach Takt rufen lassen. Das so gesehen Unvollkommene vollkommener zu machen, setzt aber wie schon gesagt voraus, dass dem ersetzenden Takt ein Wissen darüber zu eigen ist, woraufhin er ersetzen, hier sogar vervollkommen, soll. Er muss also die nirgends naturgemäß herumliegenden, sondern irgendwo festgehaltenen, allgemein geteilten, Ideen von dem Wahren bereits gut kennen, einen Sinn im Sinne eines Bewusstseins dafür entwickelt haben:

Wohl aber verhält sich solches Bewußtsein mit der Unmittelbarkeit der Sinne, d. h. es weiß im einzelnen Falle sicher zu scheiden und zu werten, auch ohne seine Gründe angeben zu können. So weiß, wer ästhetischen Sinn besitzt, Schönes und Häßliches, gute oder schlechte Qualität auseinanderzuhalten, und wer historischen Sinn besitzt, weiß, was für eine Zeit möglich ist und was nicht, und hat Sinn für die Andersartigkeit der Vergangenheit gegenüber der Gegenwart.<sup>136</sup>

Wissenschaftliches Tun fordert demnach ein Herangehen an die gehörte oder gelesene Sprache mittels zweier Werkzeuge: des expliziten Bewusstseins oder Wissens sowie des implizit verlaufenden Sinns oder Gefühls, das über das richtige Verstehen, das Werten und Unterscheiden im konkreten Fall entscheidet. Auch bei Gadamer dürfen die jeweils gewählten guten Gründe selber im Gemütsdunklen ver-

---

<sup>133</sup> Suzuki 2008, S. 145.

<sup>134</sup> Gadamer 2010, S. 21.

<sup>135</sup> Ebd.

<sup>136</sup> Gadamer 2010, S. 21.

bleiben. Die Frage ist, ob es bei den nicht nur wissend, auch empfindend für wahr genommenen Zeichen nur darum geht, in das gezielte, wissentliche Entschlüsseln auch Intuitionen einfließen zu lassen, oder ob darüber hinaus daran gedacht ist, die hinter dem Text verborgene Ausdrucksabsicht des Autors von dem deutenden Gefühl eines Rezipienten wie einen Schatz zu bergen. Die Antwort liegt in Gadamers Verständnis von Bildung: Solange gewusst wird, worauf das Erkennen, Verstehen und Urteilen hinausgehen soll, haben vage bis selbstsicher herausgefühlte Wahrheiten zwar ihren Raum, werden aber auf einen durch Bildung *daraufhin* beweglich gehaltenen Geist selber gebildet und entsprechend in Schach gehalten. Den Takt bindet er also von zwei Seiten an den Begriff der Bildung, womit er mit ihm aus der Sphäre der Deutungen in die der Zwischenmenschlichkeit geht, denn Menschen bilden sich, um aus den jeweiligen theoretischen Grundlagen heraus praktisch werden zu können; die sich Bildenden bedürfen des Takts, um einen beweglichen Geist zu formen, der sich im zwischenmenschlichen Feld, „für Situationen und das Verhalten in ihnen, für die wir kein Wissen aus allgemeinen Prinzipien besitzen“, <sup>137</sup> empfindungsfähig zeigt:

Daher gehören Unausdrücklichkeit und Unausdrückbarkeit dem Takt wesentlich zu. Man kann etwas taktvoll sagen, aber das wird immer heißen, dass man etwas taktvoll übergeht und ungesagt lässt, und taktlos ist, das auszusprechen, was man nur übergehen kann. Übergehen heißt aber nicht: über etwas weggehen, sondern so im Auge haben, dass man nicht daran stößt, sondern daran vorbei kommt. Daher verhilft Takt dazu, Abstand zu halten. Er vermeidet das Anstößige, das Zunahetreten und das Verletzen der Intimsphäre der Person. <sup>138</sup>

Aufmerksam für die Gegebenheiten einer einzelnen Lage, beruft sich der mit Takt Vorgehende auf seinen „Geschmack für den besonderen Fall“ <sup>139</sup> und vermag aufgrund dessen das jeweils Richtige als ein Wahrscheinliches zu tun, auch ohne Gründe angeben zu können, die sich auf Wahrheit hin verallgemeinern lassen. Für Gadamer bilden die mit Takt gewonnenen Erkenntnisse zurückgeführt wiederum den Faktor

---

<sup>137</sup> Gadamer 2010, S. 22.

<sup>138</sup> Ebd.

<sup>139</sup> Ebd.

Bildung und damit das Sein des Menschen darin aus. Er ist also für das theoretische wie praktische Feld als Korrektor und Kontrolleur durchaus schöpferisch tätig und damit von gewisser Elastizität. Das aus der Theorie in die Praxis und wieder zurück zu verlebendigende Worauf-hin bleibt dabei allerdings weitgehend unhinterfragt und damit starr.

### 3.4 Der psychoelastische und schamhaltende Takt

In seiner Arbeit zur „Elastizität der psychoanalytischen Technik“<sup>140</sup> betont der Analytiker Ferenczi, dass mit dem Einführen der zweiten psychoanalytischen Grundregel der persönliche Stil des angemessen deutenden Analytikers im Umgang mit den Patienten zurückgegangen ist: Da jede Person, die eine andere analysieren will, sich zunächst selbst der Analyse zu unterziehen hat, kann seither von einem größeren allgemeingültigen Analysebesteck ausgegangen werden, mit dem willkürliche, individuelle oder unbestimmte Maßnahmen seitens des Analytikers gebremst werden. Und dort, wo von ihm ausgehend noch Gefahren einer freien analytischen Fahrt lauern, ist es

eine Frage des psychologischen Taktes [...], wann und wie man einem Analysierten etwas mitzuteilen, wann man das Material, das einem geliefert wird, für zureichend erklären darf, um aus ihm eine Konsequenz zu ziehen; in welcher Form die Mitteilung gegebenenfalls gekleidet werden muss; wie man auf eine unerwartete oder verblüffende Reaktion des Patienten reagieren darf; wann man schweigen und weitere Assoziationen abwarten soll; wann das Schweigen ein unnützes Quälen des Patienten ist, usw.<sup>141</sup>

Der Takt ist eine Kunst der gütigen Einfühlung in die vielfältigen sowie beweglichen Seelenlagen der Patienten, aber nicht als ein dem Analysierenden frei überlassenes Tun, sondern auf der allgemeineren Grundlage jenes analytischen Wissens, das durch die zergliedernde Arbeit an der eigenen und anderen Seele entsteht. Für Freud dagegen ist der Takt zunächst ein technikfreier, rein persönlicher Umgangs-

---

<sup>140</sup> Ferenczi 1939, S. 380.

<sup>141</sup> Ebd.

stil des Analytikers, für dessen spontane Einsätze bei Versagen der gültigen, auf Schonung gebuchten Analyseregeln. Takt bedeutet bei ihm: auf keinen Fall eine Taktlosigkeit. Aber er kommt Ferenczi etwas entgegen, wenn er den Takt als „vorbewusst bleibende Abwägung“ bedenkt, der mit der situativen Dynamik auch ermöglichend arbeitet und so „seines mystischen Charakters“<sup>142</sup> entkleidet. Das Entmystifizieren gehört zu den Hauptanliegen von Ferenczi: Gegen bloß intuitive Ideen soll der Takt als elastische Technik stark werden, auf dass dadurch die „bewusste Abschätzung der dynamischen Situation“<sup>143</sup> zwischen dem Patienten und dem Analytiker einen angemessenen Raum erhält. Der Takt als „Einfühlungsregel“<sup>144</sup> steht dabei fest in der Aufgabe, mit den Widerständen des Patienten so umzugehen, dass sie in keinem Fall übermäßig gereizt, bestenfalls immer weniger werden, wobei das zur Analyse dazugehörige Leiden möglich bleiben muss. Ein solcher therapeutischer Eiertanz gelingt umso besser, je versierter, also beweglicher, der Therapeut im Umgang mit den vielen freien Assoziationen des Patienten ist und je weniger er in seiner Rolle hierarchisiert. Ein solches Tun, das auch in anderen von Deutungs- und Beziehungskünsten getragenen Bereichen bedeutsam werden kann, „kostet keine Energie, sondern nur Präsenz“.<sup>145</sup> Mit dem eiertanzenden Takt lässt sich für alle nachvollziehbar arbeiten; mit ihm dürfen alle offen irren, in der Sache und im Einkleiden derselben über Sprache, Mimik und Gestik auch daneben liegen. Eine Analyse ist kein stetes Bauen nach Plan, es wird zu einem „immerwährenden Oszillieren zwischen Einfühlung, Selbstbeobachtung und Urteilsfällung“<sup>146</sup> mit dem Ziel, dass die Patienten eigenständig mit den Ergebnissen der Analyse und mit den für sie in ihrer Lebenspraxis relevanten Reglements elastisch umgehen. Die Analyse im Sinne von Ferenczi arbeitet mit einem Takt, der fest in ein elastisches Deutungs- und Beziehungsband eingebaut ist, auf dass kein Analytiker in der Analysesituation in wilde Aktivität oder starre Passivität fällt. So sind auch die Gefahren gebannt, die Freud für jenen Takt gesehen hat, dem alles überlassen wird, was über voll versichernde Analysetechniken nicht negativ geregelt ist. Damit der sinnvolle Umgang mit Elastizität sicher gelingen kann, muss der Analytiker eine Haltung der Beschei-

---

<sup>142</sup> Ferenczi 1939, S. 396; vgl. dazu: Gödde 2012, S. 213–245.

<sup>143</sup> Ebd., S. 397.

<sup>144</sup> Ebd., S. 390.

<sup>145</sup> Weber 2012, S. 49.

<sup>146</sup> Ferenczi 1939, S. 391.

denheit wie Sympathie dem Patienten gegenüber entwickeln, die ihm nicht zur Pose werden darf;<sup>147</sup> zugleich hat er in den Techniken gut ausgebildet zu sein. Derart kundig beim Einfühlen und Abschätzen, kann er die Freiheit ausschöpfen, die mit jeder Form von sozialer Elastizität einhergeht und in seinem sparsam deutenden Verstehen der Analysesituation den eigenen Ideen wie den Ansichten des Patienten hinreichend Raum geben, schweren therapeutischen, d. h. dem gedachten Seelenheil nicht dienlichen, Taktmängeln entgegen.

Die hohe Relevanz des Takts für die Analysesituation, bzw. in derselben, ob nun dem Talent des Analytikers und damit eher dem Zufallstreffer überlassen oder als reflektierte Analysetechnik fest eingebaut und verlässlich abrufbar, sollte deutlich geworden sein. Auch in den psychologischen Arbeiten von Wurmser<sup>148</sup> spielt der Takt eine wichtige Rolle, selbst wenn er dort, wie bei den meisten Takt-Interpreten, nur bruchstückhaft über das Werk verteilt vorkommt. Der Takt allgemein und speziell in der Analysesituation gehört für Wurmser zu den unerlässlichen Haltungen und Techniken des Analytikers. Zudem ist er *das* Sicherheitsnetz, in das sich sämtliche Analysedeutungen und -beziehungen bedenkenlos hineinfallen lassen können. So hat er die Hauptrolle des großen Achtgebers, aufpassend, dass es zu keinen Gesichtsverlusten kommt, die durch das Missachten von Schamgrenzen auf radikalen Wegen entstehen:

Es ist die Scham als Schutz, als vorbeugendes Sichverbergen, *aidós*, die Antithese gerade gegen jene Emotion des Entblößtseins, eine Haltung des Respekts anderen und sich selbst gegenüber, eine Art Ehrfurcht. [...] Solches Schamgefühl zeigt sich als Takt, als Diskretion und Bescheidenheit [...].<sup>149</sup>

Jenseits dieses allgemein erwartbaren Takts hat die Analysesituation den „analytischen Takt“<sup>150</sup> nötig, dem ein doppelter Schutz- oder Regulierungsauftrag zu eigen

---

<sup>147</sup> Ferenczi 1939, S. 389.

<sup>148</sup> Der Psychiater und Psychoanalytiker Wurmser hat sich u. a. mit Fragen der Scham, dem Absoluten und der Angemessenheit befasst und dem Takt dabei eine leitende Rolle gegeben.

<sup>149</sup> Wurmser 1997, S. 74; das Verletzen von Takt, wissenschaftlichem wie sozialem, kann passieren, wenn Themen besprochen werden, die anderen unangemessen vorkommen, wie es Wurmser für seine eigenen Überlegungen zum Begriff der Scham beschreibt, vgl. S. 7.

<sup>150</sup> Ebd., S. 423, der verschiedene Takt-Begriffe nutzt, um dasselbe zu sagen; nur mit dem beruflichen Takt meint er explizit den Takt im Analytiker-Patient-Verhältnis, vgl. u. a.

ist: Mit ihm sorgt der Analytiker auf der Sachebene dafür, dass sich die Patienten in der Situation hinter ihren Masken verbergen, ihr Seelenleben ebenso vor den Zudringlichkeiten des Analytikers wie vor den eigenen neugierigen Blicken schützen dürfen, und zugleich muss die konkrete Situation für die Patienten so gestaltet werden, dass deren dort erscheinendes Erleben, beispielsweise von Angst, Schuld, Schmerz, Trauer, Gefahr, also Formen des Leidens, im Analysemoment einen passenden Platz erhält. Auf der Beziehungsebene schließlich reguliert der Takt das Verhältnis zwischen Therapeuten und Patienten daraufhin, dass Besonnenheit und Rücksicht, vor allem aber Achtung vor jedwem zum Ausdruck gebrachten Erleben des Patienten, herrscht – was, mit Blick auf die Relevanz des Umgangs mit Leid, in Ausnahmefällen für sie sogar bis dahin gehen darf, „das Gesicht zu verlieren, aber die Tränen zu gewinnen“<sup>151</sup>:

Takt ist also dabei absolut unerlässlich, tatsächlich von solch überwiegender Wichtigkeit, daß man, wenn man wirklich taktvoll vorgeht, gewöhnlich im Patienten mehr und mehr jenen unerlässlichen Mitarbeiter findet, den man braucht, wenn man ihm zumuten will, immer neue innere Unlusterlebnisse anzugehen. Es bedeutet aber auch, daß es gerade ein derartiges Vorgehen ist, welches manche Schwerkranken wieder analysierbar macht, die sonst einer solchen Behandlung unzugänglich bleiben müßten.<sup>152</sup>

Soll die Analysesituation „den Narzißmus des Patienten vor ungebührlicher Verletzung bewahren und damit seine Neugierde vergrößern“, braucht der Analytiker eine Sprache, über die er „die Neugierde des Patienten stimuliert, aber gleichzeitig auch eine schmerzliche Wahrheit, die bisher verborgen und abgewehrt wurde, zu enthüllen vermag“.<sup>153</sup> Damit ein solcher Spagat gelingt, ist die therapeutische Atmosphäre so zu gestalten, dass sich alle im konkreten Zusammensein absolut aufeinander verlassen können. Dabei geht es zunächst um das Gewährleisten der äußeren Sicherheit für die Patienten in ihrem potentiell beschämenden Kontakt mit dem Analytiker, damit ihre innere Sicherheit in der Analysesituation sicher ist, um dann ihre

---

1993, S. 41; 1997, S. 429; 2002, S. 75; 2011/14, S. 31.

<sup>151</sup> Wurmser 2005, S. 137.

<sup>152</sup> Wurmser 1993, S. 36.

<sup>153</sup> Wurmser 1997, S. 428f.

Neugier auf sich selber strapazieren und entsprechend therapieren zu können. Erst in abgesichert-ermöglichenden Atmosphären kann die Schaulust-auf-sich derart angeregt werden, dass sich das bislang Verborgene im erträglich-zuträglichen Maße entbergen kann. Da es in der Analysesituation offenbar nicht ausreicht, dem Patienten mit besonnenen und besonnen verletzenden Gesten zu begegnen, sondern dazu der richtige Moment für all das abzapassen ist, kommt dem Takt hier noch die Rolle des Timing-Garanten zu, auf dass mit den im rechten Augenblick besonnen eingesetzten sprachlichen, gestischen, mimischen Zeichen wie von selbst „alles andere in seinen rechten Platz [fällt]“:

Den richtigen Zeitpunkt zu erkennen und die passende Form zu finden, stellt ja das, was man analytisches Taktgefühl zu nennen pflegt, dar. Ganz besonders heißt es, den Affekt Schmerz, Angst, Trauer, von Schuld oder Scham, der gerade an der Oberfläche ist, zu erspüren und die Bemerkungen so weit wie möglich diesem Gefühl anzupassen. Es heißt aber auch, die positiven Affekte im Patienten nicht zu übersehen [...] und die zunehmende Freiheit des Patienten anzuerkennen, das zu sagen, was er bisher weggeschoben hatte, und das zusammenzufügen, was er vorher getrennt hatte.<sup>154</sup>

Es versteht sich, dass alle Analysetechniken zu vermeiden sind, die ohne Takt aus der Theorie in die Praxis gehoben werden: dozierende, überredende, kommentierende oder sonstige starr gehaltene Untertöne sind fraglos fehlplatziert. Bei der Technikfrage legt Wurmser den Fokus deshalb auf eine reflexive und atmosphärische Praxis:

Dabei scheint mir die therapeutische Atmosphäre, v. a. deren affektiver Ton, ganz entscheidend zu sein. Konfrontierungen sind die Ausnahme, nicht die Regel. Es ist diese Grundhaltung der Schonung, des Taktes, der Freundlichkeit und das Vermeiden verurteilender Worte oder Einstellungen, die dann gewisse technische Richtlinien gebieten. Solche „Regeln“ sind also Mittel zum

---

<sup>154</sup> Ferenczi 1939, S. 426, der hier den Schweizer Analytiker Arthur Kielholz zitiert; vgl. Abilgaard 2013, S. 211.

Zweck und selber Ausdruck der Grundhaltung, dürfen sich also nie zu einem „Lart-pour-l'art-Anspruch“ aufschwingen [...].<sup>155</sup>

Arbeitet der Takt als Grundhaltung schonend und als Technik auch grenzstrapazierend, bis hin zu Gesichtsverlusten-mit-Tränengewinn, dann ist es eine offene, da nur fallweise zu beantwortende, Frage, wie die beiden Takte in einer Analysesituation für die herzustellende Atmosphäre des Vertrauens zusammenfinden, da jedes Erleben mit dem Ziel, Synthesen nicht von anderen anleiten, sondern am eigenen Leib erfahren zu lassen, uneingeschränkt zugemutet werden soll. Setzt der schamhaltende Takt auf das sich-selbst-herstellende Selbst, sei es als wagemutiges oder vorsichtiges, kann er hier nur insofern von analytischer Intelligenz sein, als sich der Analytiker mit ihm stets die Grenzen seines eigenen professionellen Schaffens bewusst hält, was bei zunehmender Komplexität der Diagnostik und entsprechender Analysewerkzeuge „mehr, nicht weniger Takt und Vorsicht“<sup>156</sup> bedeutet, damit sein Hören, Verstehen und Sagen auch „zum gegebenen Material des Augenblicks passen“<sup>157</sup> und als Erklärungen Permanenz bekommen.

### 3.5 Der statushaltende und systemische Takt

Mit ganz anderen Augen auf den Takt schaut der Soziologe Goffman, der seinen hohen Schutzfaktor gegen Statusverluste einsetzt, womit die in einer misslungenen Darstellung verloren gegangenen öffentlichen Selbstbilder gemeint sind: Suizidale Klienten und Therapeuten, mental retardierte Schüler und Sonderpädagogen, Lehrende und Lernende dürfen voraussetzen, in ihrem gemeinsamen Aktionsfeld als solche und nicht als andere gesehen und behandelt zu werden, außerhalb dessen als andere, nicht als diese. Sie alle müssen umso mehr davon ausgehen, als bei aller Statuskontrolle im mitmenschlichen Verkehr mit einer Vielzahl von unbeabsichtigten, aber auch gezielten, darstellungsschädigenden Gesten zu rechnen ist, die meist jenseits der Möglichkeit situativer Richtigstellung liegen. Da aber die Studierenden wünschen, dass die Lehrperson ihren lehrenden Part durchhält, so wie Therapeuten,

---

<sup>155</sup> Wurmser 1993, S. 12.

<sup>156</sup> Ebd.

<sup>157</sup> Wurmser 2002, S. 44.

Sozialpädagogen mitsamt ihrer Klienten sich erhoffen, nicht voneinander an der Nase herumgeführt zu werden, sind alle Darsteller gleichermaßen bereit, die Darstellungen des anderen zu schützen.<sup>158</sup> So denkt es Goffman und setzt dafür einen soufflierenden Takt ein, der für eine erfolgreich und reibungslos verlaufende Rolleninszenierung zu sorgen hat. Seine konkrete Aufgabe ist der Schutz des fremden sozialen Gesichts, sein Einsatzort die gemeinsame Umgangslage. Auf diese Weise bewahrt er das mit einem druckreifen Skript ausgestattete Umgangsstück vor Rollenversagern, deren grobzügige Rollengesichter sich erst im Spielverlauf, im Ausführen einer Handlung mehr oder weniger gut ausgeführt zeigen. Wenn er sich also dafür einsetzt, dass der spontan aus der Systemreihe Tanzende seinen Platz als Ensemblemitglied oder auch der so genannte Außenseiter seinen angestammten Platz als Außenseiter immer wieder finden kann, dann unternimmt er diese Anstrengung einzig, weil er weiß, dass im Leben alles seine Ordnung hat und die dies Darstellenden zwar verschieden motiviert, aber alle gleichermaßen daran interessiert sind, diese-und-nicht-jene Ordnung aufrechtzuerhalten. Der Takt als Schutzmanöver bleibt dabei stets etwas Hingehauchtes; die Darstellungsstörung wird dem Störenfried immer nur leicht angedeutet, manchmal auch behutsam übersehen oder zart umgelenkt. Dazu sind nicht nur die Protagonisten des Stücks aufgerufen; auch das Publikum hat hier das Recht und die Pflicht, solche nicht im Skript stehenden Szenen zu verhindern. Selbst eine Regung wie die temporär auftretende Schüchternheit kann hier als größere Unruhen verhindernder Personenschutz brauchbar werden, ebenso wie leicht scherzhaftes Darstellen, damit bei einer Störung ein Entschuldigen, Ausweichen oder anderes noch erlaubt ist. Die Vorstellung eines über den manipulierenden Takt laufenden Schutzkonzepts für das soziale Gesicht zeigt bei aller Theaterbegrifflichkeit eine Schwere, die kaum Spielräume für Bewegungen innerhalb des Drehbuchs vorsieht:

Hinter den vielen Masken und vielen Rollen trägt jeder Darsteller den gleichen Ausdruck, den nackten, ungeselligen der Konzentration, den eines Menschen, der privat mit einer schweren, verräterischen Aufgabe beschäftigt ist.<sup>159</sup>

---

<sup>158</sup> Vgl. Goffman 1983, zu den eindrucksmanipulierenden Techniken gehören diverse Schutz- und Verteidigungsmaßnahmen, wobei der Takt eine besondere Rolle erhält, vgl. S. 189–215.

<sup>159</sup> Goffman 1983, S. 213f.

In privater Gesichtsnacktheit bereitet sich der Mensch auf seine öffentliche Aufgabe vor: die zur Lage und zur Person passende Maske zu finden und zu tragen. Sie darf weder zur ungläubwürdigen Pose werden noch sich von sich selbst entfremden oder gegen andere misstrauisch werden. Während bewegliche Rollen auch riskierende Spielräume zulassen, sind die eindrucksmanipulierenden Rollen schon drehbuchgemäß festgeschrieben, bevor das Spiel überhaupt begonnen hat. Der Takt schützt nur noch das schon fertig ausgemalte öffentliche Gesicht, egal, welche Ausdrücke es in der konkreten Situation zeigt oder zu zeigen vermag.

Ein ähnliches Beziehungsgefüge wie das von einem Patienten und dem Analytiker, ist das von einem Vorgesetzten und dem Untergebenen, nur dass hier die Autoritätsrolle sichert, wo sie dort verunsichert. Die Problematik des *neuen Chefs*<sup>160</sup> mitsamt der Rolle des Takts zeigt für den Systemtheoretiker Luhmann eine gesellschaftliche Lage, die mit ihren von sachlicher wie personaler Unstetigkeit beherrschten, an Erfolg orientierten Teilsystemen genötigt scheint, immer wieder neue Reglements aufzustellen, bzw. diese an vorhandene anzupassen. Dies führt zu erhöhter Ambivalenz oder Wertpolarität sowie bei den im jeweiligen System Handelnden zu mehr Unsicherheit und Irritation auf der Bühne der zu meisternden Situationen:

Es gibt Situationen, die „gelingen“, und solche, die schiefgehen. Und wenn Sie genau hinsehen und Ihre Beobachtungen sammeln, vielleicht auch über eine gewisse Zeit hinweg, vielleicht auch gezielte Experimente machen, werden Sie sehen, dass dies angebbaren Regeln folgt. Regeln des Erfolgs in Situationen sind zugleich Ansatzpunkte für mehr oder weniger subtile Taktiken.<sup>161</sup>

Der Erfolg zwischenmenschlicher Umgänge ist also davon abhängig, ob die Beteiligten sich hier mit „subtilen Taktiken“ auskennen. Sie müssen zu Täuschungsmanövern in der Lage sein, um dem Ziel, die systemtragenden Wege für alle begehbar zu halten, gerecht zu werden: Ist der Chef in einer bestimmten Angelegenheit deut-

---

<sup>160</sup> Luhmann 2016. Der Begriff des *neuen Chefs* kann durchaus exemplarisch verstanden werden, da er nicht nur im Beruf, auch z. B. in Familien eine Rolle spielt. Neue Mütter, Väter, Kinder in Patchwork-Familien stehen vor derselben Problematik: Bis sich Beziehungsgefüge eingespielt haben, sind Taktlosigkeiten untereinander vorprogrammiert.

<sup>161</sup> Luhmann 2016, S. 52.

lich langsamer als seine Mitarbeiter, so können sie ihm über rhetorische Feinheiten das Gegenteil vorspielen, ihn etwa verdeckt „an der langen Leine laufenlassen“:<sup>162</sup>

Oberste Bedingung ist Takt: Man muss den anderen als den behandeln, der er sein möchte, sozusagen die beabsichtigte Selbstdarstellung im eigenen Handeln auffangen und reflektieren.<sup>163</sup>

So geht es mit Takt um eine Art von „Offenlassen der Entscheidung, von der jeder weiß, daß sie entschieden ist“, und zwar über eine „geistreiche Indirektheit, die schön gesagte Falschheit, die die Richtigkeit des Gegenteils erraten lässt“.<sup>164</sup> Das Ziel eines solchen Vorgehens ist, ein offenes Moralisieren und damit einen offenen Konflikt zu umgehen, so dass das System ungestört läuft, alle darin ihr Gesicht wahren können. Hier sind beispielsweise Lehrpersonen so freundlich, Lernenden gegenüber nicht offenzulegen, dass sie nur bedingt frei sind, diese wiederum verschweigen, dass sie davon wissen:

Sie reagieren scheinbar sachlich auf die Anforderungen des Unterrichts, indem sie sich auf das Spiel des richtigen bzw. falschen Wissens bzw. zureichenden oder unzureichenden Könnens einlassen; aber es ist unübersehbar, daß es für sie zugleich um Selbstdarstellungen geht, um oft geradezu akrobatische Kunststücke im Vorführen positiver und im Verdecken negativer Leistungen.<sup>165</sup>

Für Luhmann ist der Einsatz des Takts *das* Mittel zum Zweck, die jeweils übernommenen und nicht in Frage gestellten, unbearbeiteten Rollen gesichtswahrend halten zu können. Dies gilt vor allem in Situationen,

[...] in denen der andere gar nicht frei ist, seine Selbstdarstellung zu wählen. Typisch sind solche Situationen für Vorgesetzte, die nicht frei sind, sondern sich als überlegen, ausschlaggebend, erhaben darstellen müssen. Gerade bei

---

<sup>162</sup> Luhmann 2016, S. 53.

<sup>163</sup> Ebd., S. 52.

<sup>164</sup> Ebd.

<sup>165</sup> Luhmann 1996, S. 281.

ersichtlich schwachen Leuten sind Taktverstöße dann nicht nur grausam; sie werden typisch durch andere missbilligt. Man muss sehr viel subtiler agieren.<sup>166</sup>

Alle, die in Lagen geraten, die von der „Verschiedenheit der sozialen Stellung, also des Ranges, des Vermögens, sogar der Klugheit und Bildung“,<sup>167</sup> geprägt sind, haben somit einen ordnenden Takt nötig, der zwischenmenschliche Abstürze verhindert. Dies gilt aber nur für moderne, aufgeklärt-abgeklärte, nicht für streng hierarchische Machtgefüge. Ein Alleinherrscher, ob er seine Macht aus Neigung oder Überzeugung demonstriert, muss nicht subtil agieren.<sup>168</sup> Ihm und seinen Untergebenen stellt sich die Taktfrage nicht. Soll es dagegen in Gefügen und Gefällen von Macht um Anschlussstellen für ein weiteres Systemhandeln gehen, so ist allererst selbst- und fremdgeschaffene Mehrsinnigkeit zu erkennen, damit ein Taktinteresse überhaupt entstehen und umgesetzt werden kann.

Wer im Umgang mit anderen wissen darf, was er tut und davon wissen darf, der deckt das unauflösbare „Paradox von Kausalität und Freiheit“<sup>169</sup> auf, um es dann über „taktvolle Kommunikation“<sup>170</sup> wieder abzudecken: „In der Sache geht es dann um den Versuch, Einfluß zu nehmen, ohne die freie Selbstbestimmung des anderen offensichtlich in Frage zu stellen“, also beispielsweise im Erziehungsalltag ein Leistungsverhalten zu erwarten *und* gleichzeitig den Kindern gegenüber so zu tun, als wäre das erbrachte Leistungsverhalten nicht fremdbestimmt, sondern selbstmotiviert. Wer das System nicht zu stürzen vorhat, für das er mit seiner jeweiligen Rolle verbindlich engagiert ist, der kommuniziert „eindeutig mehrdeutig und wirkt auch so“.<sup>171</sup> Eine taktvolle Kommunikation bedeutet, in bestehenden und zu erhaltenden Systemen explizit von etwas zu wissen, von dem man besser nichts wissen soll, um sich dann darauf zu einigen, dieses Wissen immer wieder zu verdecken, also kleine Fluchten aus der drohenden Gefahr eines radikalen Entweder–Oder zu finden oder zu erfinden. Solche Fluchten sind nicht heuchlerisch oder feige, vielmehr durchaus mutig im gekonnten Spiel mit den jeweiligen Gegebenheiten. An dieser Stelle

---

<sup>166</sup> Luhmann 2016, S. 52.

<sup>167</sup> Tönnies 1998, S. 294.

<sup>168</sup> Vgl. Tönnies 1998, S. 294.

<sup>169</sup> Luhmann 1996, S. 279.

<sup>170</sup> Ebd., S. 280.

<sup>171</sup> Ebd.

kommt eine Frage auf, die Luhmann selbst nahelegt: Werden für die vielfältigen Wege des Takts „keine allgemeinen Rezepte, aber eine Differenz zwischen den kleinen Tricks und der großen Linie“<sup>172</sup> gesehen, so ist doch zu erwägen, ob ein System nicht zugunsten seiner weiteren Beweglichkeit und Berührbarkeit oder Weltoffenheit zuweilen eine etwas größere Linie ziehen muss. Was ist zu tun, wenn sich ein System wie beispielsweise das der Erziehung und Bildung von seinem großen inneren Widerspruch befreien will, auf Freiheit und Mündigkeit hin zu erziehen und hierfür Erziehungsleitungen und Bildungsprogramme aufzustellen?

Aber man könnte ja auch auf diese Fassung des Paradoxes und die sie tragende Unterscheidung von Freiheit und Zwang zugehen und fragen: müssen wir überhaupt Freiheit von Zwang unterscheiden? Geht das überhaupt noch – nach Freud? Man weiß nun, daß die Schule des Lebens das Ich mit Überich vollstopft und daß dies eher zwanglos geschieht, sich dann aber als Selbstzwang auswirkt. Wäre dann die Erziehung mit einem ganz anderen Begriff von Freiheit nicht besser bedient, nämlich mit der Frage, wie es überhaupt möglich ist, in einer gegebenen, durch ihre Vergangenheit bestimmten Welt Alternativen zu sehen? Freiheit wäre dann, und das käme dem Unterricht in Schulen und Hochschulen sicher entgegen, in erster Linie ein Problem der Kognition. Es käme darauf an, etwas zu sehen, was nicht da ist, um damit die Möglichkeit zu gewinnen, eine Entscheidung zu treffen und die Entscheidung sich selber zuzurechnen. Damit würde man allerdings gegen alle vernünftige und moralische Präformierung rebellieren.<sup>173</sup>

Wird jedes zwischenmenschlich relevant werdende Paradox als kognitives Problem erkannt, also weder voll hingenommen noch aufgelöst, sondern in ein umarbeitendes Spiel miteinander gebracht, so erscheint es vordergründig wie ein am Reißbrett geplanter Aufstand; im Hintergrund ist allerdings das durchgängig Vermittelte des Menschenlebens am Werk, mit dem man vernünftigerweise immer nur so weit geht, wie aus einer Unordnung wiederum Ordnung, aus Unmoralischem erneut Moralisches entstehen kann, jedenfalls für Exzentriker als reflektiert Takthafte, hier

---

<sup>172</sup> Luhmann 2016, S. 53.

<sup>173</sup> Luhmann 1996, S. 243f.

sich mit Takt taktvoll und taktlos aufeinander Einspielende, auch wenn letztere Versuche Luhmann wenig rentabel erscheinen:

Ich habe immer wieder versucht, an den Grenzen der Taktlosigkeit zu experimentieren. Es zahlt sich nicht aus. Man kann irritieren, die Situation in ein leichtes Vibrieren bringen. Vielleicht so stark stören, dass Aufmerksamkeit von einem unangenehmen Thema wekommt. Viel mehr ist damit nicht zu erreichen.<sup>174</sup>

Immerhin lässt Luhmann dem Taktlosen einen kleinen Raum, indem er das Experiment, etwa den grenzstrapazierenden Witz, darin aufnimmt, was besonders dann von Relevanz werden kann, wenn der auf Mündigkeit verpflichtete Mensch als abhängig gehaltener Körpermensch auftritt, etwa in medizinisch-pflegerischen, psychosozialen oder auch sportlichen Situationen. Mit einem experimentellen Takt ist also durchaus einiges zu erreichen – weil er nicht mehr, aber auch nicht weniger zu tun hat, als durch spontanes Irritieren, Vibrieren, Stören das zwischenmenschliche Miteinander situativ eine kürzere oder längere Weile zu halten oder woandershin umzulenken, auf diese-oder-jene gesichtswahrende Wege zu navigieren.

## 4 Mystifikationen

Die bisherigen Betrachtungen haben einen Takt durchblicken lassen, der irgendwo im Dazwischen von äußerer Ordnung und innerem Gefühl einen frei gewählten festen Platz einnimmt, um von dort das Spannungsfeld zu entspannen. Mystifikationen sind dann etwa dort zu finden, wo die freie Platzwahl verschleiert und der Takt mit dem Geist am Geist vorbei zum zwischenmenschlichen Verkehrspolizisten wird, der über eine in die Innenwelt des Einzelnen gelegte, intuitive wie subjektive Treffsicherheit die als allgemein betrachtete Ordnung der Außenwelt wiederherstellt oder aufrechterhält. Dieser Takt ist als Vermögen und Mittel zum Zweck für ein heiles Seelenleben im heilen Gesellschaftsleben zuständig, da sich niemand sonst als die Gesellschafter selbst mit den Zumutbarkeiten der Seele befassen und auf mehr oder weniger davon festlegen. Wer dagegen daran denkt, dass die See-

---

<sup>174</sup> Luhmann 2016, S. 52.

le ebenso wie Geist-und-Körper Nähe *und* Distanz, Ruhe *und* Aufregung, Frieden *und* Kampf anstrebt, also durchaus risikofreudig unterwegs ist, nicht nur rundherum sichernd, erkennt etwas andere Ordnungswidrigkeiten und Aufgabenfelder des Takts als diejenigen, die sie vollständig auf Samt betten. So gesehen kann der Aufruf zur Schonung der Innenwelt auch ein Vorwand für die zu schonende Außenwelt sein, was besonders dann schwer wiegt, wenn ein gezielt oder versehentlich opak gehaltenes inneres Vermögen dafür herhalten muss und darüber ein Druck auf Erfolg aufgebaut wird, der mit nichts als der Ziellinie arbeitet. Was allerdings auch einem Takt passieren kann, der sich an der arbeitssamen Seele vorbei eher auf die Werkzeuge eines tätigen Geistes stützt, um sich darüber in ein gesellschaftliches Bühnenstück hineinzuschreiben, in dem er sämtliche Rollenbeschreibungen kennen sowie auswendig vorsagen muss, womit er selber nur noch erfolgreiche, also störungsfreie, Aufführungen verantwortet. Wie am Beispiel der taktvollen Kommunikation bei Luhmann bekommt er hier zwar etwas Platz für Reflexion und darüber hinaus, wenn auch ungerne, Spielräume für das Ausleben seiner Bewegungssinnigkeit bis hin zum erwägenden Umschreiben von Begrifflichkeiten, aber letztlich fährt er im zwischenmenschlichen Verkehr mit angezogener Handbremse und navigiert, wenn auch nicht wie von Zauberhand, möglichst ohne große Umwege auf das Anstehende zu. Geht es demnach eher um Auflösung im Sinne von Erlösung einer zwischenmenschlichen Spannung, so zeigen sich verstärkt mystifizierende Bestimmungen des Takts, die nachfolgend anhand ausgewählter Varianten noch etwas nachgezeichnet werden, zum einen, um die ihn intuitiv treffenden Vorurteile<sup>175</sup> präsenter zu haben, zum anderen, um für den zweiten Arbeitsteil auf die kämpferische, aber nie radikal ausführende Seite des Takts vorzubereiten. Die These ist, dass der Takt, der hier ohne Lizenz zum Antwortgeben bleibt, mit dem von daher keine erlösenden, immer nur fallweise zwischenlösende Wege gegangen werden müssen, nicht nur weiß, was er im Moment einer zwischenmenschlichen Situation tut, sondern auch weiß, dass er es weiß (und tut), was der mystifizierende Takt dagegen nicht wissen (und tun) darf, weshalb er beispielsweise notgedrungen offen lügt und täuscht, in Deckung geht, sozial blind weiß, karitativ spürt oder diskret entstört, naturgemäß intakt oder stimmig macht.

---

<sup>175</sup> Vgl. Sindermann 2009, S. 182, der einen tugendrelevanten Takt als „durch und durch positives Phänomen“ entwirft, der entsprechend „vielen Intuitionen entgegenkommen dürfte“.

## 4.1 Der Lügner und Täuscher

Sollen im zwischenmenschlichen Verkehr alle mit Takt zusammenkommen können, ohne zusammenstoßen zu müssen, so begegnet ihnen zunächst das Problem oder die Chance der vielen gleichzeitig möglichen sowie individuell-konventionellen Wege. Fehlt beispielsweise die Konvention, sich beim Umgang miteinander nach dem Befinden voneinander zu erkundigen, ohne eine individuelle Antwort zu erwarten, kann allerlei Unvorhergesehenes passieren: Das ausgeführte Erkundigen kann als aushorchende, die Privatsphäre missachtende Geste verstanden und mit brüskiertem Schweigen oder einem ärgerlichen „Das geht Sie gar nichts an!“ beantwortet werden, aber auch als herzliche Einladung, etwas über den aktuellen Stand des eigenen Lebens zu erzählen und die fragende Person über lange Augenblicke zu verwickeln. In beiden Fällen bleibt ein unverbindliches „Danke, gut!“ aus. Merkt die befragte Person etwas vom Erwarten einer solchen flüchtigen Antwort, kann sie dort Gleichgültigkeit und fehlende Anerkennung herauslesen, was aber ebenso passieren kann, wenn das Erkundigen ganz ausgelassen wird. Das Vielfältige und Vieldeutige modernen Miteinanders kann nun entweder als Risiko oder als Chance oder als Risiko-und-Chance verstanden und gelebt werden. Die Wahl der Variante bestimmt den Umgang mit den überall lauernnden Fettnäpfchen. Wenn es bei Adorno heißt, dass die „Voraussetzung des Takts die in sich gebrochene und doch noch gegenwärtige Konvention [ist]“, um dann die Konvention als „unrettbar verfallen“ zu begreifen, fortlebend „nur noch in der Parodie der Formen, einer willkürlich ausgedachten oder erinnerten Etikette für Ignoranten, wie ungebetene Ratgeber in Zeitungen sie predigen, während das Einverständnis, das jene Konventionen zu ihrer humanen Stunde tragen mochte, an die blinde Konformität der Autobesitzer und Radiohörer übergegangen ist“,<sup>176</sup> so lässt sich der Schluss ziehen, dass der „emanzipierte, rein individuelle Takt zur bloßen Lüge“<sup>177</sup> werden muss. Wer beispielsweise als Gast die Frage erhält, wie das Essen geschmeckt hat, könnte eher zu einer freundlichen Lüge neigen, als mit einem wahren „fade“ herauszuplatzen. Anstatt den Gastgeber ungehemmt mit dem eigenen Geschmacksurteil zu behelligen, hält sich der Gast lieber zurück und schummelt ein bisschen oder lenkt die Frage

---

<sup>176</sup> Adorno 1969, S. 37.

<sup>177</sup> Ebd., S. 38.

woanders hin. Er wählt den Weg der „vom Taktgefühl diktierten Täuschungen“,<sup>178</sup> und dieses Gefühl läuft unbeirrt an der Leine dessen, was zur Rettung der Gast-situation und der Selbstbilder darin für nötig befunden wird. Eine solche taktvolle Tat ist eine Art von Handeln stattdessen, ein kompensierender Gang ins Unwahre, eine dem gastgebenden Selbstbild zuarbeitende, dabei unecht bleibende Geste, was aber nur dann aufgeht, wenn da irgendwo noch etwas Wahres oder Echtes vermutet wird und sein soll, das gesucht und gefunden werden will. Der täuschende, darüber hinwegtäuschende Takt ist hier eine „wunderbare menschliche Erfindung“, weil „er die kleinen und großen Schwächen des Alltags überspielt“,<sup>179</sup> und nicht, weil er sich ihnen stellt, um mit ihnen füreinander ins Spiel zu gehen:

Da sich jemand ungern verlegen fühlt oder so wirken will, werden es taktvolle Menschen vermeiden, ihn in diese Lage zu bringen. Darüber hinaus werden sie oft so tun, als merkten sie nicht, daß er seine Fassung verloren hat oder Grund hätte, sie zu verlieren. [...] So helfen sie ihm, sein Gesicht und seine Gefühle zu wahren, und machen es ihm wohl auch leichter, seine Fassung wiederzugewinnen oder wenigstens das zu retten, was davon noch übrig ist.<sup>180</sup>

Der fest an das Wahre oder Echte glaubende Takt muss sich darauf konzentrieren, im zwischenmenschlichen Verkehr die vorherrschende soziale Ordnung der Dinge zu beherrschen, um Unordnungen schnell und gründlich aus dem Weg räumen zu können, was ihn zu einer unverzichtbaren Praktik im gesellschaftlichen Vor- und Fürsorgeprogramm macht. Der Gast, der sich mit seinem Geschmacksurteil in einer Situation zurückhält, in der verbessernde Vorschläge möglicherweise durchaus Platz haben, setzt mit Takt ohne Not nicht nur das Selbstbild des Gastgebers auf etwas dort selbst Hineingegebenes fest, etwa den guten Koch. Auch sein eigener Ruf bleibt streng innerhalb der Ideen, wie ein Gast anderen gegenüber zu sein und zu handeln hat, nämlich (der Situation und den Menschen darin) zuvorkommend. Ein solcher monologisch, nicht mehrstimmig, aufgestellter Takt trainiert nichts weiter als die immer schon fertigen Selbstbilder der Umgangsleute und kontrolliert sie auf Bestand hin, ohne Spielräume im kommu-

---

<sup>178</sup> Goffman 1983, S. 11.

<sup>179</sup> Zirfas 2004, S. 108.

<sup>180</sup> Goffman 1986, S. 112.

nikativen Verlauf zu lassen. Es ergibt sich durchaus die eine oder andere Schwierigkeit, wenn fürsorglich und vorsorglich eine Verlegenheit als Pein gewertet und mit Takt für den vermeintlich Verlegenen aus dem Weg geräumt wird. Denn eine Verlegenheit passiert nicht am Menschen vorbei, sondern geschieht ihm als Mitmensch oder wird von ihm bewusst platziert, und zwar nicht, um möglichst übersehen zu werden. Verlegene sind von daher nicht ohne Souveränität, sondern in und mit ihrer Verlegenheit ernst zu nehmen. Solange allerdings für sie eine Fehlleistung als Fehlleistung festgelegt und dabei vielleicht nur eigenen Interpretationsvorlieben gefolgt wird, bleiben Verlegene in einer für sie ungünstigen und tatsächlich nicht besonders souveränen Rolle. Wer die Uhr der selbstbeschränkenden Konventionen für abgelaufen hält, der kann einen Takt, der munter mit dessen fremdbestimmten Nachfolgern paktiert, nur verwerflich finden. Es ist hier wieder die Spannung zwischen Ordnung und Leben, „die eigentlich unmögliche Versöhnung zwischen dem unbestätigten Anspruch der Konvention und dem ungebärdigen des Individuums“,<sup>181</sup> die den Takt vor die Wahl stellt, den Vermittler oder Antwortgeber zu spielen. Entweder hat er das polare Paar zu nehmen, wie es ist, nämlich tatsächlich ewig unversöhnlich einander gegenüberstehend, also mitzumachen, indem er etwas damit macht, vielleicht nicht gleich die Konventionen auf den Kopf zu stellen, aber doch in Bewegung zu bringen. Alternativ bleibt ihm nur, abzudanken und die eigensinnigen Modernen sich selbst zu überlassen oder, und das ist eine wirklich undankbare Aufgabe, in Kontaktsituationen zu pflastern, was darunter nicht mehr heilt, damit es zwischen ihnen nicht noch unerträglicher wird, als es immer schon ist. Dieser Takt bleibt so lange ein Zerrbild seiner selbst, wie getrennt wird, was zusammengehört, da sich Konventionelles und Individuelles miteinander verschränkt entwickeln. Die Sache mit der Individualität, verstanden als „Modus von Eigensinn, der spürbar um seine Bedingtheit weiß – also frei zu sich ist“,<sup>182</sup> ist auch nicht mehr als eine anzuerkennende oder abzulehnende menschliche Vereinbarung. Wie die Sache mit der Wahrheit, der Lüge, der Täuschung, auch die haben sich emanzipiert und wirken in platzierter Absolutheit wie Spielverderber.<sup>183</sup>

---

<sup>181</sup> Adorno 1969, S. 37.

<sup>182</sup> Schürmann 2014b, S. 25.

<sup>183</sup> Plessner 1981a, S. 85.

## 4.2 Der sozial blinde Meister

Der Gast, der sich mit seinem persönlichen Geschmacksurteil nicht zurückhält, sondern es dem Gastgeber oder anderen Gästen gegenüber offenlegt, ist allen peinlich und hat deshalb verlegen zu sein, was offenbar in der Natur der (Kultur der) Gastsituation liegt. Sein „Fade“ anstelle von „Danke, gut“ lässt etwas sehen und hören, was niemand sehen und hören will, weil es nicht dorthin gehört. Es muss deshalb weg, also am besten übersehen, unsichtbar gemacht, überhört, isoliert werden. Hier kommt der Takt ins Spiel, und zwar als ein mit sozialer Blindheit beschenkter Gebieter, dem wesenhaft ist, „nicht zum Vorschein zu kommen“,<sup>184</sup> weshalb er geräuschlos und unauffällig die persönliche Sphäre schützt und verteidigt, damit im Miteinander alle wie gewünscht gesehen werden können, und niemand versehentlich beschädigt wird. Aber ein Gebieter mit Tarnkappe hat es schwer, weil man ihn erkennen muss, ohne ihn erkennen zu sollen:

Bei Takt handelt sich um das demonstrative Ablegen der eigenen Sinneswerkzeuge: Um durch seine eigene schiere Anwesenheit die Gegenseite nicht zu hemmen, wird man deren Aufmerksamkeit von sich abziehen wollen. Das geschieht dadurch, dass man *sich selbst* ihr gegenüber möglichst unaufmerksam gibt.<sup>185</sup>

In einer Gastsituation bleibt der Gast also bei sich und denjenigen Gästen, mit denen er gerade im Gespräch ist, ohne mit langen Ohren in die Gespräche anderer hineinzuhorchen, so wie Zugreisende nicht mit Stielaugen in anderer Leute Lektüren stieren, Spazierende beim Aneinander-Vorbeigehen Rempelen sowie jede Form von auffälliger Aufmerksamkeit vermeiden. Gibt es keine sichtbar separierenden baulichen oder symbolischen Wände zwischen den einen und den anderen, haben die Kontaktierenden, die sich offenbar „in sozialer Berührung befinden, ohne sich zu berühren“,<sup>186</sup> mit Takt so zu tun, als gäbe es zum Schutz von Seele und Seele „architektonische Abschirmungen“<sup>187</sup>:

---

<sup>184</sup> Paret 2018, S. 134.

<sup>185</sup> Ebd., S. 130f.

<sup>186</sup> Goffman 1982, S. 108.

<sup>187</sup> Paret 2018, S. 126.

Der Rückzug des Taktvollen ermöglicht der Gruppe gerade kein unbekümmertes Betragen. Vielmehr muss die Gruppe ihm durch ihre Diskretion diesen Rückzug einerseits ermöglichen, andererseits ihm das Gelingen seines Rückzugs durch bewusst gestreute (und doch eigentlich taktlose!) Indiskretion bestätigen.<sup>188</sup>

Der Weg hier ist, dass sich *alle* vor allem Tun zu einem solchen separierenden Tun verabreden, und wenn *alle* den Rückzug mitspielen, ist der Rückzug ein gemeinsames Spiel des Rückzugs und der Takt nichts als ein Garant für einen darauf hin festgelegten Spielverlauf mit einem ebensolchen Spielergebnis, weshalb hier auch kein Umgangsmensch konkret sehen und gesehen werden muss, sondern ruhig auf beiden Augen blind sein darf. Alles passiert quasi unter der Hand, ohne zum Vorschein zu kommen. Die höchstens noch offene Frage ist, ob und wie das ausweichende Umgangsspiel gelernt wird, wenn schon beschlossen ist, was zu tun ist (Ausweichen) und wie das zu Tuende ausgeführt werden muss (geräuschlos):

Dies erfordert eine spezifische Könnerschaft, die offenbar gelernt werden musste, ohne dass man genau zu sagen wüsste, wer sie einem beigebracht oder in welchem Augenblick man sie gelernt hat.<sup>189</sup>

Es ist vielleicht ein bisschen unnötig, auf eine geheimnisvoll erscheinende Könnerschaft hinzuweisen, denn bei einer derart wasserdichten Wegleitung, die alles an Inhalt und Form von Umgangssituationen vorschreibt, nichts auslässt, ist da nirgends mehr ein Geheimnis. Hier kommt es höchstens noch auf die richtige Lektüre der Wegleitung, das Einverständnis und einen total unauffällig bleibenden losmarschierenden Rückzug an – mit dem Haken, dass kein Mitmensch, zumal einer, der „nicht aufhören [kann], mit seinem Körper zu kommunizieren“<sup>190</sup> also immer über irgendeinen Ausdruck in Kontakt ist, in seinem Für-sich-und-einander-Tun derart folgsam abspult, was zudem von ihm selber aufgespult wurde. Der Takt ist eine mitmenschliche Angelegenheit – und macht hier keine einseitig auf Schonung gebuchte Ausnahme. Wenn es denn sein soll, dass in zwischenmenschlichen Verkehrslagen

---

<sup>188</sup> Paret 2018, S. 131f.

<sup>189</sup> Ebd., S. 133.

<sup>190</sup> Goffman 2009, S. 51.

die Verkehrsteilnehmer füreinander „erreichbar, verfügbar und wechselseitig angreifbar“<sup>191</sup> sind, dann ist der Takt auch dafür da, gegenseitige Erreichbarkeit zu gewährleisten und sich nicht nur über allerart Schutzmaßnahmen auf das Ausräumen oder Eindämmen der wechselseitigen Angreifbarkeit zu konzentrieren.

### 4.3 Der Entwicklungshelfer

Deutlich mystifizierender als beim Lügner, Täuscher und Blinden geht es in jenen Takt-Ansichten zu, in denen er als „schwer fassbares Gespür für einen ethisch angemessenen Umgang mit anderen“<sup>192</sup> in die Innenwelt gelegt und dem Vermögen des Subjekts überantwortet wird. Still und von innen heraus wissen hier Umgangsleute wie von selbst, was in einer Umgangslage zu tun und zu lassen ist, wobei sie nicht nur so tun, als wüssten sie es. Es war oben schon mit Luhmann angedeutet worden, dass ein vorgebendes Tun ein taktvolles Tun sein kann, wenn man nichts weiter vorhat, als offen versteckt das fremde Selbst intakt zu halten, weil es die gemeinsame Ordnung der Dinge so erwartet. Darüber wissen bestenfalls alle Mitmenschen Bescheid, auch jene, die als Hinnehmende davon betroffen sind. Und es war der Takt in diesem Zusammenhang auf einen erweitert worden, der durchaus in aller Umsicht seine taktlose Seite zeigen darf, wenn es gelegentlich darum gehen muss, über kleine Revolten frischen Wind in die Ordnung der Dinge zu bringen. Der Takt als Gespür will aber anderes sein und tun, etwa Umgangsräume „ohne Machteinfluss“<sup>193</sup> schaffen, die voll des „respektvollen Umgangs miteinander“<sup>194</sup> sind, ganz „am anderen orientiert“, aber „ohne ihn zu bedrängen“.<sup>195</sup> Hier leben Taktvolle als Selbstlose, insofern auch voll Tugendhafte mit ihrem gefühlt richtigen „sozialen Sinn“ für „die Bedürfnisse und Grenzen des Anderen“,<sup>196</sup> der dort eingesetzt wird, wo „es keine Regeln gibt, die das Verhalten orientieren“,<sup>197</sup> der „zur Anerkennung

---

<sup>191</sup> Goffman 2009, S. 38.

<sup>192</sup> Kämpf 2016, S. 131.

<sup>193</sup> Ebd., S. 127.

<sup>194</sup> Ebd., S. 120.

<sup>195</sup> Ebd.

<sup>196</sup> Ebd., S. 122.

<sup>197</sup> Ebd., S. 121.

des Anderen [verhilft], ohne nach seiner Identität zu fragen“, weshalb er „vor allem für die Begegnung von einander Fremden relevant“<sup>198</sup> wird:

Denn erstens ermöglicht taktvolles Verhalten den Umgang mit dem Anderen jenseits der Vorgabe durch soziale Strukturen oder Konventionen, in die der Fremde eventuell nicht hineingehört bzw. die ihm gar nicht bekannt sind. Und zweitens beruht diese spezifische, durch den Takt organisierte informelle Begegnung auch nicht auf intimer Kenntnis des Anderen, wie es etwa beim familiären oder freundschaftlichen Umgang mit dem Anderen der Fall ist.<sup>199</sup>

Wenn der Taktvolle Fremden zuruft: „Ich muss nicht wissen, wer du bist, um dich mit Respekt zu behandeln“, dann klingt das richtig, aber nur solange der eigene Spürsinn für die Belange der Fremden nicht Belange sieht, wo gar keine sind, oder sie mit eigenen Belangen verwechselt. Das scheint hier ausgeschlossen zu sein, da Taktvolle nur von sich absehende Fremdbedürfnisvolltreffer landen können, wofür sie mit einem Vermögen ausgestattet werden, „das nicht auf gemeinsamen Verhaltenscodes oder intimer persönlicher Kenntnis beruht“, sondern „freie Improvisation auf der Grundlage des Taktgefühls“<sup>200</sup> verlangt, verstanden als „Sinn für Differenz und die Fähigkeit, sich für Anderes offenzuhalten“,<sup>201</sup> auch im privatesten Raum, um dort „der uneinholbaren Fremdheit des Vertrauten gerecht zu werden“.<sup>202</sup> All das lässt sich nicht lehren, „nur üben, d. h. im Umgang mit anderen erlernen“.<sup>203</sup> Nun sind aber miteinander Lernende kaum vorstellbar, ohne voneinander zu lernen. Wer mit und von anderen etwas lernt, hat immer auch einen neben und vor sich, der ihm im gemeinsamen Tun etwas beibringt. Keine Übung ist ohne einen anleitendem Untertext denkbar, damit das Was dessen, was da erfahren und geübt werden soll, überhaupt als ein Was erkannt wird. Ohne sich explizit abrufbarer Anhaltspunkte für das übliche Nähe- und Distanzbedürfnis zu bedienen, wird nur jene rechte Nähe-Distanz-Mitte gefunden, die zuvor selber als solche bestimmt

---

<sup>198</sup> Kämpf 2016, S. 121

<sup>199</sup> Ebd. S. 121f.

<sup>200</sup> Ebd., S. 125.

<sup>201</sup> Ebd., S. 127.

<sup>202</sup> Ebd., S. 129.

<sup>203</sup> Ebd., S. 129.

wurde. Soll außerdem nicht nur „das Selbst, sondern das Recht des Anderen im Vordergrund“<sup>204</sup> stehen, wonach der Taktvolle ganz von sich absehen muss, um sich fremden Umgangsbedürfnissen widmen zu können, wird deutlich, dass dies nur mit einem schwer bis nicht fassbaren Umgangsgespür funktionieren kann:

Der taktvolle Umgang zeichnet sich also dadurch aus, dass ich meine Bedürfnisse (etwa nach Dominanz, nach Ausdruck meiner Gefühle oder nach Selbstdarstellung) und meine Interessen nicht auf Kosten des Anderen auslebe.<sup>205</sup>

Wer so tut, als würde er eigene Bedürfnisse und Interessen vornehm zurückhalten, um fremde Bedürfnisse und Interessen überhaupt oder besser zu erkennen und zu behandeln, handelt wie mancher Entwicklungshelfer, der so tut, als würde er an sich selber vorbei etwas für die fremden Anderen tun, sie nie als Mittel zu entwickelnden Zwecken nutzen und naturgemäß rechte Mitten für sie finden. Solange aber gelten kann, dass zwischenmenschliches Begegnen mindestens dialogisch und wechselseitig angelegt ist, bleibt es angewiesen darauf, dass die einander Begegnenden etwas von sich zeigen, damit sie sich miteinander orientieren können. Wer sich etwa in Dominanz, Selbstdarstellung und Gefühlsbetontheit zurückhält, nur weil er es für tugendhaft hält, muss übersehen oder missverstehen, dass ein derartiges Auftreten durchaus zu den kulturell üblichen Gepflogenheiten gehören kann. Anders als der eindrucksmanipulierende Takt, mit dem wenigstens alle Umgangsspieler gleichermaßen aus dem Spiel um das gründlich Wahre geworfen und in das täuschend Wahre aufgenommen werden, geht hier der Taktvolle allein und gezielt aus dem Umgangsspiel, für sich selber blind wie für die anderen blind wissend, bleibt er grenzscheu. Diesen Takt für eine „Ethik der Anerkennung“<sup>206</sup> gewinnen zu wollen, ohne dem gegenseitig versuchenden Erkennen Raum zu geben, bleibt eine eher selbstherrliche Geste. Der gedankliche Salto gelingt nur dann, wenn die Fremdbedürfnisse in kesser Bescheidenheit in die eigene Ordnung getextet und von dort gelesen werden. Alternativ ist ein Takt gefragt, bei dem sich im Kontakt mit an-

---

<sup>204</sup> Kämpf 2016, S. 124.

<sup>205</sup> Ebd.

<sup>206</sup> Ebd., S. 120.

deren das Eigene in reflexiver Vielfalt zeigt, da immer auch „mit anderen Augen“<sup>207</sup> auf sich wie andere geschaut wird. Es ist durchaus erlaubt bis geboten, so frei zu sein, das Recht des anderen, etwa sein dominantes, selbstdarstellerisches, gefühlsbetontes Gebaren, besonnen zu durchkreuzen, ohne dass ihm dabei zwangsläufig das Gesicht verloren gehen muss. Zuweilen ist dann ein nuanciert Eigenes zu erkennen, dem es bislang nur an Mut gefehlt hat, sich in die Öffentlichkeit zu wagen.

#### 4.4 Der diskrete Gleichschalter

Eine mystifizierende Seite erhält auch ein dem Wesen des Menschen auf wunderbare Weise wesentlicher Takt, freilich nur in seiner feinfühlig wie zeitlich einspurigen Version: augenblicklich einsetzend, die günstige Gelegenheit beim Schopf packend, auch diskret vorgehend,<sup>208</sup> dessen synchronisierende, vermögende Rolle noch immer den Takt der Umgangslagen prägt. Allerdings ergeben sich gerade aus der Synchronisierungsfrage zwei interessante, da disparate, Wege für den Takt, denn es ist überhaupt nicht sicher, was daraus folgt, wenn der spontan willkommene, schnellste, diskret zuschlagende Gedanke, eine auftretende Störung durch nicht Vorhersehbares aufhält, ausräumt oder schwach hält. Verbessert ein diskreter Takt, der Störungsresistenz und damit beste Synchronisierung herstellt, das Wahrnehmen, Erkennen, Urteilen und damit auch die Künste des Handelns oder treten womöglich sogar Verschlechterungen auf? Denn der schnellste Abruf eines lösenden Gedankens auf ein Umgangsproblem lässt sich auch als ein ordnungshaltendes Zeichen dafür verstehen, dass sich sein kreatives Problemlösungspotential gar nicht erst entfaltet, da die auflösende und erlösende Antwort fast zeitgleich mit der Frage da ist. Der diskrete Takt hat keine Wahl, er beherrscht nur ein einziges Tempo, er kann nichts als augenblicklich reflexhaft zuschlagen. So lässt er sich weder planen noch situativ lenken, fest in seiner Aufgabe, sämtliche Störungen zugunsten des wiederherzustellenden Gewohnten aufzuheben, das sozial Kaputte zu heilen, nicht dort heilsam zu wirken. Dagegen ist der aufeinander einspielende Takt auf kein Tempo beschränkt. Er kann zwar nicht naturgemäß reflexhaft auftreten, aber

---

<sup>207</sup> Plessner 1983a, S. 93, wonach der Blick mit anderen Augen auf sich selbst vorausgesetzt ist für das Blicken mit anderen Augen auf andere.

<sup>208</sup> Vgl. Kassung 2005, S. 257–274.

durchaus so tun als-ob, und er darf darüber hinaus auch diskret indiskret sein, um ein bisschen die Ordnung der gesellschaftlichen Dinge aus dem gewohnten Takt zu bringen.

## 4.5 Der Intakte

Intakt ist, was nicht kaputt ist. Der intakte Takt ist eine pulsierende, zeitlich organisch getaktete Bewegung, über die sich der Mensch von Moment zu Moment im Takt des Lebens hält:

Die Bewegung des Herzens [...] ist an Takt gebunden. Ihm gemäß beruht die Form in dem sich durchhaltenden Rhythmus jener Bewegung. Die Form, die die Bewegung der Person bildet, bleibt dieserart sich selber gleich gemäß dem Takt, in welchem das Herz pulsiert. Die Form beruht in nichts anderem als in dem sich durchhaltenden Takt der Lebensbewegung des Herzens.<sup>209</sup>

Ein solcher „Lebenstakt“<sup>210</sup> pulsiert demnach wie von selbst zwischen Form und Freiheit, Sinnlichem und Vernünftigem, Dynamik und Permanenz, als würde er vom Herzmuskel angetrieben. Zudem erhält der Takt die Aufgabe, aus den zwischen zwei gegenläufigen Trieben hin und her pendelnden Menschen Personen werden zu lassen, die *werden*, indem sie sich diesem Lebenstakt hingeben, was aber bedeutet, dass nicht die Personen in all ihrer verfügbaren Freiheit den Ton angeben, sondern der durch sie hindurch tönende Takt:

Der Takt hält sich durch in der Zeit. Die Person mag sich im Zuge ihrer Lebensbewegung den mannigfaltigsten Veränderungen unterziehen. Der Takt, die kleinste, unzerteilbare Einheit des Individuums, [...] hält sich durch.<sup>211</sup>

Dieser Takt hält sich aber nur dann durch, wenn er fest an die pulsierende Bewegung gebunden nach ästhetischer Ganzheit strebt, d. h. er überlebt einzig durch die

---

<sup>209</sup> Oberthür 2012, S. 81.

<sup>210</sup> Ebd., S. 77.

<sup>211</sup> Ebd., S. 82.

genannte Spannung oder das vom Organ Herz angetriebene pulsierende „rechte Spiel“<sup>212</sup> mit den nach Freiheit und Form gleichermaßen strebenden Kräften. Bleibt nun das rechte Spiel Bedingung der Möglichkeit dafür, dass die polar angelegten Kräfte wie von selbst auf Harmonie hin zueinander finden, ohne diesem Spiel hinreichend Spielraum für gezielte Bildungsmöglichkeiten zu geben, so fehlt hier vor allem: das Element der Freiheit im Vollzug des Spiels. Alles geschieht, moralisch gütig, ästhetisch schön, garantiert durch den Spieltrieb, der wie von selbst intakt macht. Umgänge hängen dann von gelingenden Taktatzen ab, welche auf Passgenauigkeit hin zusammenarbeiten *müssen*. Das kann man so denken, als gewünschten Wesenszug des Menschen aufstellen, aber als Exzentriker nicht still zu etwas konkret Unmittelbarem werden lassen. Zwar hat auch der aufeinander einspielende Takt so etwas wie eine „Kultivierung des Spieltriebes“<sup>213</sup> im Sinn, aber schon in einer gebildeten Version, damit die daraufhin Gebildeten nicht bloß wie an einem unsichtbaren Faden hängend zu ihm getrieben werden. Bleiben sie beweglich, also im Mit-Spiel, dann „haben die Dinge ein Spiel“, sind „auf diese Weise je schon über sich hinaus, mehr als nur vorhanden, wirklich als Entfaltung von Möglichkeiten, die in keiner Verwirklichung restlos zum Ausdruck gelangen“.<sup>214</sup> Dabei ist das Mit-Spiel dem Ernst so wenig entgegengesetzt wie das Leben der Ordnung, das Reale dem Idealen, es gilt gerade nicht, das Dazwischen mit etwas zu kitten, sondern vom „basalen Charakter“<sup>215</sup> des Spiels auszugehen, um es ernst zu nehmen, so dass kein irgendwo verstecktes Ursprüngliches mehr gesucht werden muss. Ein Takt, der mit den Gegebenheiten einer Umgangslage auf noch Unbestimmtes spielt, weil das Bestimmende sich erst im Vollzug mehr oder weniger zeigt, muss das Zusammenspiel von Denken und Treiben, Vernunft und Gefühl, Erklären und Erzählen nicht auf das moralisch und ästhetisch Gewohnte vorab festlegen, damit man dahinter in Deckung gehen kann. Er darf taktieren, es auf Ambivalenzen hin probieren, um abseits des Gewohnten oder Geregelten etwas Anderes zu schaffen, diese-oder-jene Variante glücken zu lassen. Damit ist er raus aus jedwedem Zwang, außer aus jenem, den er sich selber auferlegt, und kann demnach das machterhaltende System genauso auch durchkreuzen.

---

<sup>212</sup> Oberthür 2012, S. 87.

<sup>213</sup> Ebd., S. 94.

<sup>214</sup> Haucke 2003, S. 39.

<sup>215</sup> Ebd., S. 129.

## 4.6 Der kindliche Souverän

Angenommen, das Leben der Menschen ist mühselig, beladen und auf das Paradies gestimmt, so lässt sich über Schutz- und Trutzräume Mühe und Last auffangen wie Stimmigkeit herstellen, deren Verletzung nur ästhetisch oder schon ethisch in die Kritik geraten kann: Wer verspätet zu einem Treffen kommt, zeigt hiernach einen Taktmangel, wer dem Treffen unentschuldigt fernbleibt, scheint bereits taktlos zu sein:

Die Frage des Takts ist in mehrerer Hinsicht eine Grenzfrage: Qualitativ zeigt sich dies darin, dass der Takt meist eine kleine Einheit misst. Nur die Taktlosigkeit, die als Grobheit erscheint, kennt die große Zahl.<sup>216</sup>

Wer einsieht, dass es in Menschenangelegenheiten imperfekt zugeht, aber das Perfekte zu finden vorhat, indem er die Menschen hoffen lässt, sich „so weit zu bilden, dass [sie] den richtigen Takt noch finden“<sup>217</sup> bleibt bei allem Zugestehen einer kulturell diversen Theorie und Praxis stur im Paradies, das sämtliche, konkret werdende Probleme im „Reich der Alltäglichkeit, der wertäquivalenten Situationen“, löst, beispielsweise wann ein verspätetes Kommen taktlos wird oder ein Nichterscheinen vielleicht nur taktmangelhaft. Der Takt ist hier eine „natürliche Moral als eine ihnen vorrational und vortheoretisch zugängliche Vorstellung von gut und schlecht“<sup>218</sup> Insofern der das Gute und Rechte volltreffende Takt eine „den Raum des Sozialen imprägnierende Kraft“ haben soll, in dem alle „in angenehme und einander verbindende Stimmung“<sup>219</sup> versetzt werden, müssen Taktvolle nur ihren auf Natürlichkeit kultivierten Sinn abrufen und einsetzen, um gut zueinander zu kommen:

Von der Befreiung der Natur vom Diktat der Vernunft wird die Ermächtigung einer Orientierung in der Praxis erwartet, die natürlicherweise dem Menschen eigen ist und die er zugleich kulturell angepasst hat. Der Takt bietet

---

<sup>216</sup> Brenner 2012, S. 148.

<sup>217</sup> Ebd.

<sup>218</sup> Ebd., S. 158.

<sup>219</sup> Ebd., S. 159.

nicht immer, aber doch häufig die angemessene Orientierung, mit dessen Hilfe der Mensch den nötigen Abstand wahrht.<sup>220</sup>

Aber so einfach ist es nicht, denn der Raumduft von Gut oder Schlecht scheint nur unter der Voraussetzung feingefühligen Abwägens wahrnehmbar und diese „Wägung kann ohne eine natürliche Gabe nicht Erfolg haben, wären wir doch überfordert, all die vielen Abstände und Gewichte in ein richtiges Verhältnis zu bringen“.<sup>221</sup> Man muss also immer schon genau dahingehend begabt sein, um Zugang zum Takt und zur Rolle des Taktvollen zu bekommen:

[Taktvolle] verfügen dadurch, dass sie diese Gabe bekommen, bewahrt und gegebenenfalls kultiviert haben, über sich und die anderen in einer einzigartigen Weise. Denn nur der Taktvolle kann sowohl sich wie auch die anderen dadurch berühren, dass er Abstand wahrht. Und durch den Abstand erhält er seine Aufrichtigkeit und gibt den anderen den Raum, den sie brauchen, um ihre Aufrichtigkeit zu entfalten.<sup>222</sup>

Für alle, die eher mit festem Tritt in der Alltäglichkeit herumlaufen, muss das gefährlich klingen, denn wer möchte sich schon derart für das Ästhetische verfügbar machen, gnädig aufrichtige Räume zuweisen lassen, zumal sie sich nicht einmal zu erkennen geben, ein Widerstand also zwecklos ist. Damit nicht genug, sind die mit ihrem Takt ansteckenden Taktvollen nicht ansprechbar, sollten sie denn erkennbar sein, denn sie treten mit ihrem Tun als Begabte auf, wie Arglose, die nicht wissen, dass sie wissen, und deshalb auch nichts verantworten müssen. Aber so einfach ist es schon wieder nicht, denn wer sich als Erwachsener in den kindlichen Modus bringen will, muss die Kunst, am Geist vorbei für sich Arglosigkeit herzustellen, schon besonders gut beherrschen:

Beim Takt kommt es auf die Souveränität an, mit der der Taktvolle selber die Abstände, ohne welche kein Takt sein kann, markiert. Der Taktvolle bleibt damit Herr der Lage und Autor seiner eigenen gesellschaftlichen Positionierung.

---

<sup>220</sup> Brenner 2012, S. 158.

<sup>221</sup> Ebd.

<sup>222</sup> Ebd., S. 159.

Es ist daher nicht Eitelkeit, sondern unverzichtbare Bedingung für seinen Erhalt als souveräne Persönlichkeit, wenn der Taktvolle auch in temporaler Hinsicht den Takt bestimmt und sich nicht etwa von den Zeitläuften bestimmen lässt.<sup>223</sup>

So gesehen mag die Gesellschaft in ihren diversen Teilbereichen, wie etwa in Bildung und Politik, im Sport und Verkehr, in der Mode- und Finanzwelt, im Gesundheitswesen, Pflegebereich und Sozialen, einen systemimmanenten Takt angeben wie sie will; der sich darin bewegende Taktvolle bleibt davon weitgehend unberührt, da er voll des rechten Takts als richtigen Abstand in und mit sich ist. So sind kindlich souverän Taktvolle von Natur aus aufrichtig, authentisch, also von sich aus ganz bei sich: „Die Aufrichtigkeit, die im Takt zur Geltung kommt, verhilft dem Taktvollen zur Authentizität. In diesem Sinne schreibt der Taktvolle mit seinem Takt eine Anthropologie.“<sup>224</sup> Von ethischer Relevanz ist der wesenhafte Takt „durch einen natürlichen und d. h. durch keine Theorie verbildeten Geschmack“,<sup>225</sup> was Exzentriker als reflektiert Takthafte, hier sich aufeinander Einlassende, mit Takt taktvoll und taktlos aufeinander Einspielende, um den Verstand bringen würde, insofern sie ihren Verstand nicht einmal dafür einsetzen dürfen, wenigstens so zu tun, als ob sie ihn aussetzen, um das „Gesicht des anderen nicht aus- und bloßzustellen“.<sup>226</sup> Eine Praxis des Takts, in der die strenge Ordnung und das fließende Leben zueinander gespannt gehalten werden, um Umgangsgesichter darüber zu entspannen, bedeutet also gerade nicht, Umgangslagen mit Takt von allen Spannungen zu befreien.

## 5 Zwischen Takt und Taktlosigkeit

Solange der Takt allerdings ein „durch und durch positives Phänomen“<sup>227</sup> sein soll und zudem jenen Fragilitäten zugehörig, „die von der Fragilität individueller und noch mehr sozialer Verhältnisse zeugen, um diesen so gut als möglich – und meistens

---

<sup>223</sup> Brenner 2012, S. 160.

<sup>224</sup> Ebd., S. 161.

<sup>225</sup> Ebd.

<sup>226</sup> Ebd., S. 160.

<sup>227</sup> Sindermann 2009, S. 182.

besser als wirklich – mit angemessener Stabilität und stabiler Angemessenheit beizukommen“<sup>228</sup> muss er zum einen besser sein als die fragile, auf stabil machende Gesellschaft, aus der er kommt, weshalb er auch nicht grundlos<sup>229</sup> sein, keine Nuancen oder Ambivalenzen schaffen und andererseits keinesfalls „taktisch oder sonst wie taktunangemessen auftreten darf“<sup>230</sup>. Wer nach Umgangslösungen sucht, die das Unberechenbare in Umgangslagen berechenbar machen, das Fragile stabilisieren sollen, und hierfür an keine Umgangsregel, sondern an den an keiner Regel hängenden, immer schon voll positiven Takt denkt, kann deshalb nicht anders, als ihn an eine entsprechende Idee hängen, eine Naturbegabung oder einen Gefühlsverstand, um ein konkretes Umgangsproblem aus der Welt zu schaffen. Hier steht und fällt das Taktvolle einer Takthandlung mit der zugrunde gelegten Annahme: Ist Abstand unter Fremden an sich gut, dann ist es schlecht, also taktlos, wenn einer dem anderen zu dicht auf den Leib rückt. Ist Nähe unter Freunden an sich gut, dann ist schlecht, also taktlos, wer dem anderen nicht nah genug kommt. Schwierig wird es, wenn die Ideen als Ideen nicht reflektiert und außerdem nicht zusammenkommen wollen, wenn Nähe und Ferne, kulturell, individuell und kontextuell gebunden, so-oder-anders auftreten, der Abstand des einen, mangelnde Empathie für den anderen ist und bleibt. Entschieden leichter wird es dagegen, wenn ein politischer Entscheid das bislang Informelle absetzt und durch Formelles ersetzt. Dann liegen vor allem Umgang alle Karten auf dem Tisch und im Umgang wissen alle, was zu tun und zu lassen ansteht, was allerdings sowohl den naturbegabten, gefühlsverständigen wie auch den aufeinander einspielenden Takt weitgehend überflüssig, dafür den regelgebundenen, antwortgebenden Takt und die Taktlosigkeit als echte Gegenspielerin wieder attraktiv macht. Angenommen, es bleibt beim Informellen, ohne dass die Taktlosigkeit dem Takt bloß gegenspielt, also voll negativ ist. Hat sie dann als mögliche Mitspielerin ihre Einsatzbefugnis nur dort, wo sie zum Mittel für systemstabilisierende Zwecke wird: wenn Kursleiterinnen unaufmerksamen Kursleuten verbal auf die Füße treten, um deren Aufmerksamkeit wiederzugewinnen,

---

<sup>228</sup> Sindermann 2009, S. 202.

<sup>229</sup> Vgl. ebd., S. 201, Anm. 17; vgl. Plessner 1981a, S. 111, Grundlosigkeit als „Wesensmoment des Taktes“ verweist darauf, dass in Taktsituationen und Taktbeziehungen nichts durch Werte und Normen fest verankert ist und sein soll, für die Unergründlichkeit des Menschen und den Reichtum all seiner Kräfte.

<sup>230</sup> Ebd., S. 201, vgl. auch S. 180.

also den Kursverlauf im Fluss zu halten,<sup>231</sup> wenn Therapeuten das Leiden ihrer Klienten provozieren, um das psychisch Erstarrte zu erlösen?<sup>232</sup> Oder darf sie auch dort auftreten, wo umgekehrt Kursleute das konkrete Miteinander stören, um dem unfreiwilligen und ungeliebten Kurs etwas entgegen zu setzen, wo Klienten gegen therapeutische unter-die-Haut-Gänge situativ rebellieren?

„Hier wird eine Variante der Taktlosigkeit sichtbar, die es bei der Unhöflichkeit nicht gibt: Die bewußt eingesetzte oder geduldete Taktlosigkeit ist ein Mittel der Provokation und des Tabubruchs. In dem *Tabubruch* wird das gesellschaftliche Tabu erst sichtbar und spürbar.“<sup>233</sup>

Es versteht sich, dass der nur im Reich einzelner Fälle, in der Gewalt einer konkreten Lage, aufeinander einspielende, exzentrische Takt ausschließlich wechselseitig befugt, angesichts des hier-und-jetzt jeweils anderen, stets zugunsten von weiteren Anschlüssen. Exzentriker, die einander weltoffen und unergründlich halten, begehen (auch gegenseitig) laute und leise, bedachte und unbedachte Taktbrüche, da sie nicht anders können als zu wissen, was sie da tun und darum wissen, selbst wenn sie es in einem Moment mal nicht wissen. Vor dem Einstieg in das Reich lauter einzelner Fälle ist deshalb der gewöhnlich als laut, passiert oder kalkuliert verstandenen Taktlosigkeit noch eine Runde nachzugehen.

### *Laute, passierte und kalkulierte Taktlosigkeit*

Es gehört zu den mystifizierenden Bestimmungen des Takts, dass er schnell und still den intuitiv richtigen Umgangsweg findet, d. h. „den energiegeladenen Auftritt, den lauten Ton oder die schroffe Bewegung“ meidet, weshalb seine erfolgreichen Bemühungen gerne unerkant bleiben, anders als sein Misserfolg:

---

<sup>231</sup> Vgl. Nolda 2015, S. 124ff.

<sup>232</sup> Vgl. Gödde 2018, S. 53.

<sup>233</sup> Zillig 2001, S. 60.

Sein Versagen wird selten unbemerkt bleiben und fast immer als anstößig registriert werden, dies obgleich Taktlosigkeit kein Verbrechen ist, zumindest keines im Sinne von Moral- oder Strafgesetz.<sup>234</sup>

Während der Taktvolle also unbemerkt Gutes tut, trifft der Taktlose voll neben das Gute ins Schlechte, so als hätte er noch den laut aufschlagenden Taktstock in der Hand. Wäre es ein Verbrechen, den gewohnten Takt los zu werden, ihn zu brechen, und Taktlose oder Taktbrüchige Verbrecher, so könnte alles ganz einfach sein, nämlich mit Anklage und Verurteilung aus der taktvollen Welt geschaffen werden.

Der Taktlose ist auf diese Art nicht zu greifen, mit ihm muss man leben, obgleich er das Gebilde des Ganzen zunächst ins Wanken [bringt, P.R.] und es letztlich, wie jemand, der auf einer schmalen, über eine Schlucht gespannten Fußgänger-Hängebrücke wild herumhüpft, bis zum Reißen belastet.<sup>235</sup>

Aber selbst vor einem modernen Gericht stehend, wäre da noch ein Problem offen. Sieht der Taktlose, was er getan hat, zeigt er Einsicht und vielleicht sogar Reue, oder sieht er nichts dergleichen, weil er auf anwaltlichen Rat hin nichts sehen soll, selber nichts sehen will oder kann, da er zum Zeitpunkt der taktlosen Tat nicht zurechnungsfähig ist, sein will oder soll? Wer als Richter in solchen prekären Angelegenheiten zu richtigen, nicht unbedingt gerechten, Strafen kommen will, muss Tatbestände und Täterzustände für seine Urteile berücksichtigen. So gesehen sind nicht alle Taktlosen gleich taktlos. Wer seine Grenzübertritte in die private Sphäre, den persönlichen Raum der anderen erkennt, mag anders darin herumtreten als einer, der nicht weiß und sagen kann, wohinein er da gerade getreten ist, selbst wenn es die voll Getroffenen nicht unbedingt anders voll treffen mag und ein Nichtwissen kein Ausschlusskriterium für Taktlosigkeit ist, denn wer weiß schon sicher zu sagen, wann ein Mitmensch beim Grenzübertritt absichtlich, wann versehentlich den Unwissenden gibt und woher will er sein Wissen darüber haben?<sup>236</sup> Dazu kommt,

---

<sup>234</sup> Brenner 2012, S. 152.

<sup>235</sup> Ebd., S. 153.

<sup>236</sup> Vgl. Schürmann 2005, S. 140, wonach gezielte Provokateure keine Taktlosen sind, anders als jene Mitmenschen, die sich mit den Grenzen nicht auskennen, von ihnen nichts wissen, um mit ihnen entsprechend richtig, d. h. taktvoll, umgehen zu können.

dass Taktlose zwar wild herumhüpfen, allseits unübersehbar schrill und plump auftreten mögen, sie können aber auch leise auftreten, kopfschüttelnd, schweigend, still lächelnd ihrem Gegenüber auf den Leib rücken, unter die Haut gehen, das Gesicht, die Würde nehmen. Es ist nicht das eine, ohne Takt, die offensichtlich „große Zahl“, das andere, mit Takt, die unscheinbare „kleine Einheit“<sup>237</sup>.

Mit dem aufeinander einspielenden Takt muss es darum nicht gehen, nur um Nuancen des einen und anderen. Ihn in einer Verkehrslage zu brechen, verweist deshalb nicht darauf, keinerlei Takt zum Ausdruck zu bringen oder im Leibe zu haben, sondern mit einem anderen Takt unterwegs zu sein, als gemeinhin erwartet. Taktbrüchig werdende Exzentriker zeigen, dass da ein Umgangshindernis ist, an das sie stoßen, das ihnen zustößt und anstößig wird. Nun kommt es darauf an: Angenommen, das Miteinander bewegt sich über die genannten Seilbrücken, dann haben die Verkehrsteilnehmer, also hier Fußgänger unter Fußgängern, die Wahl, ob sie sich beim Gehen eigentlich etwas mehr Stabiles, weniger Fragiles, wünschen oder aber einen leichtfüßigeren Bewegungsstil einsetzen mögen, um anders auf das dort zuweilen wild Herumhüpfende zu schauen, darauf einzugehen, damit umzugehen, so wie es an sich bewegliche Exzentriker handhaben, wenn sie hier-und-jetzt auf eine soziale Gleichgewichtsstörung mit einem situativ variierenden, also auch laut oder leise brechenden, loswerdenden Takt reagieren. Das ist das eine. Das andere betrifft den unterstellten Unterschied zwischen einem bedacht gesetzten oder unbedacht geschehenen Takt. Folgt man hier kurz den Charakterskizzen von Theophrast, so geschehen Taktlosigkeiten als „kleine Fehler“<sup>238</sup>, die sich bei jedem Umgang einschleichen können oder auch erzeugen lassen, woraus sich in der Folge die unterschiedlichsten zwischenmenschlichen Zusammenstöße ergeben können. Unbedacht Taktlose sind bei Theophrast Ungelegene, Plumpe, Redselige, Gedankenlose, Übereifrige, Unangenehme, bedacht Taktlose dagegen Unverschämte, Selbstgefällige, Widerliche, Flegelhafte, Schwätzer, interessant dazwischen bewegt

---

<sup>237</sup> Brenner 2012, S. 148.

<sup>238</sup> Vöhler 2012, S. 131, der zeigt, dass begriffsgeschichtlich das Taktlose zwar erst seit dem 19. Jahrhundert eine Rolle spielt, aber gerade in den Charakterskizzen von Theophrast aufschlussreiche Hinweise zur kalkulierten und passierten Taktlosigkeit zu finden sind. Vöhler sieht noch eine dritte, rein verbale Variante. Ihm wird bis dahin gefolgt, wo es nicht *den*, sondern *die* Taktlosen gibt. Der Übertrag mit Goffman zum Gebot des „fit in“ als konfliktvermeidende „Grundregel menschlicher Kommunikation“ (S. 143) muss hier nicht mitgemacht werden.

sich der ewige Nörgler. Während die Unbedachten das Umgangsgelingen durch ein „Missverhältnis von Absicht und Erfolg“<sup>239</sup> behindern, durchkreuzen die Bedachten dasselbe nach Plan, wobei alle taktlosen Kandidaten gleichermaßen zeigen, dass sie voll kleiner, sich im Miteinander einander zeigender, mehr oder weniger störender, aber keinen großen Schaden anrichtender Mängel sind. Das soll heißen, kleine Fehler passieren, legen aber einen ausbessernden Auftrag nahe: Wer seinen Mitmenschen mit Worten oder Taten auf den Leib rückt und leicht bis schwer unangenehm berührt, beispielsweise eine Frau, die eine Fehlgeburt erlitten hat, auf die Wöchnerinnen-Station legt, eine Einladung in Anwesenheit eines nicht Eingeladenen ausspricht<sup>240</sup> oder eine Gerichtssache, die einen millionenfachen Mord verhandelt, mit einem lauten Lachen kommentiert,<sup>241</sup> der hat seine kleinen Fehler in die mitmenschliche Situation eingebracht. Vielleicht bewegt er sich dort so und nicht anders aus Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, Eigensinn, Anmaßung, Uninteressiertheit, Frechheit, Verzweiflung, mehr den eigenen als gemeinsamen Umgangsbedürfnissen folgend, mit falschem, ausbleibendem oder anderem Verstehen der Umgangslage, was davon Betroffene leicht unangenehm berühren, aber durchaus auch schwer und nachhaltig treffen kann. Denn wer gerade sein Kind verloren hat, wird einen bettnachbarschaftlichen Kontakt mit beglückten Müttern und dem beglückwünschenden Besucherandrang eher schwer ertragen; die nicht eingeladene Person ist vielleicht nur leicht brüskiert; wohingegen der familiär unmittelbar vom Mörderischen Betroffenen das Lachen vermutlich unverständlich bleiben bis peinvoll erscheinen wird; absolut sicher ist hier allerdings so gut wie nichts. Es gehört zwar zum guten Lektüresinn der Skizzen, über die Fälle an Verhaltensmuster und deren Konfliktpotential zu kommen. Aber daraus eine Wegleitung für umgängliche Umgänge zu machen und dafür den Takt fest einzustellen, ist das eine, hier nicht gewollte. Das andere ist, im Fall für den Fall offen zu bleiben, um dort *fallweise* miteinander umzugehen: Ist der Verlust eines Kindes weder im Kreißsaal noch auf der Wöchnerinnen-Station, weder in der Geburtsvorbereitung noch im privaten familiären Alltag ein Thema, die dort vorherrschende Atmosphäre entsprechend

---

<sup>239</sup> Vöhler 2012, S. 138.

<sup>240</sup> Vgl. Zingerle 2014, S. 125ff.

<sup>241</sup> Gemeint sind die lachenden Gesten Hannah Arendts im Rahmen des Eichmann-Prozesses. Einen wie Eichmann als „Hanswurst“ zu titulieren, sein Tun für banal zu halten, war für viele Zeitgenossen eine Entgleisung und wurde heftig attackiert, vgl. Knott 2011, S. 13–26.

gewinnorientiert, dann werden alle Beteiligten, die hier einen Gewinn erleben wie miterleben, kaum ohne einen ihrer kleinen Fehler mit denen zusammenkommen können, die hier nicht Zugehörige bleiben, also Verluste erfahren. Es ist den Situationsgewinnern aber möglich, ihre kleinen Fehler schwach zu halten, sie zu sehen und mit anderen Augen auf die offene, so-oder-anders ausgehende Situation und die Menschen darin zu schauen, wenn ihnen der Fehler als Fehler bewusst (gemacht) wird. So es wie andersherum den vermeintlichen Situationsverlierern erlaubt ist, gegen die übergestülpte Situationsrolle zu rebellieren. Ein nächster Schritt könnte dann durchaus sein, den Gewinn mit dem Verlust, Gewinner mit Verlierern zu verbünden, aus offenen oder auch verdeckten Gegenspielern, welt-offene Mitspieler zu machen, die sich im Spannungsfeld zwischen der Offenheit des Situationsausgangs und der Geschlossenheit situativer Gewinne und Verluste bewegen. Auf diesem Weg verliert sich im besten Fall der polarisierende Gedanke: hier der tugendhafte Takt mit seinen stillen, immer schon absolut guten und schönen Antworten, dort die lasterhafte, laut kalkulierte oder passierte Taktlosigkeit, die beide gegen die Gewalt der konkreten Situation immun sind und halten.

Müssen sich Takt und Taktlosigkeit auf keine gegenspielerische Seite schlagen, dürfen sie ein spannungserhaltendes, mitspielendes Paar abgeben, befasst mit dem, was laut und leise passiert und erzeugt wird, so sollten hinnehmende wie bearbeitende Wege für die kleinen Fehler frei werden, um dann in der und für die Lage: auf der erfolgsorientierten Wöchnerinnen-Station an die Verlustvorfälle zu erinnern, im universitären Sport das gute Gelingen, in Geburtsvorbereitungssystemen die persönliche Sphäre, in zwangsfernen Zusammenkünften das Unverbindliche nicht zu vergessen. Mitspieler behalten besonders im Umgangsgedächtnis, dass in allem Üblichen, einem auf diversen Wegen miteinander Eingeübten, füreinander Routinierten, immer und überall das Unerwartete zu erwarten ist, das Vorfällende vorfällt, mit dem Unberechenbaren, dem Plötzlichen zu rechnen ist. So ist es das besondere Anliegen des folgenden fallbeschreibenden Arbeitsteils,<sup>242</sup> die Taktlosigkeit als Mitspielerin des Takts

---

<sup>242</sup> Das den drei Fällen zugrundeliegende Material kommt aus Gesprächen mit Klienten der eigenen philosophischen Praxis sowie mit Studenten aus sportphilosophischen und -ethischen Seminaren, die für den Fachbereich Sportwissenschaft an der Universität Konstanz gegeben wurden (2012–2016). Es wurde diskutiert mit und ergänzt von Studierenden im Rahmen der für den Fachbereich Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Darmstadt (2016/17) und der Dualen Hochschule Baden-Württemberg Villingen-Schwenningen (2017/18) gegebenen Ethik-Seminare zum Thema „Takt und Takt-

in ein anderes, auch Zusammenhänge schaffendes, verständigendes Licht zu rücken, auf dass ihre mitmenschlichen, umgangsrelevanten Anteile erkennbarer werden. Da sie nicht nur nichts als Situations- und Personenschäden anrichtet, kann sie als Verkehrsform stark werden, die über ein diesmaliges Hinnehmen eines Umgangsunfriedens oder *fallweises* Aufstören eines zuweilen bloß scheinheiligen Umgangsfriedens<sup>243</sup> weitere Spielräume sinnvoller Praxis herstellt, in denen sich dann das von leichtem bis schwerem Unbehagen belastete Umgangstun im Hinblick auf andere, ungewohnte, zunächst unbedacht erscheinende Anknüpfungen entlastet, das Miteinander beweglich und gespannt, das Umgangsgesicht entspannt bleibt: hier exemplarisch über ein Befremden von Umgängen, das Krisen verursacht, stolpern und Grenzen überschreiten lässt, über ein Unbehagen, aus dem Widerstand und Komplizenschaft erwächst, über Stören und Verwandeln des Üblichen mit stillen oder heiteren Stilbrüchen.

---

losigkeit“. Eingeflossen sind außerdem Erlebnisse aus der pädagogischen Fallarbeit in der ambulanten Familienhilfe sowie Erzählungen von Medizinstudenten der Universität Zürich im Kontext der am Institut für Biomedizinische Ethik gegebenen Seminare zum Thema „Ethische Fallanalysen“. Das diskutierte Material wurde gesammelt und erzählerisch bearbeitet, hier zu drei exemplarischen Fällen umgeschrieben. Vgl. Jaeggi (2005), die mit ihren Situationsbeschreibungen diesen Arbeitsteil inspiriert hat; vgl. auch Volmer (2019), der mit anonymisierten, aber nicht umgeschriebenen Fällen arbeitet.

<sup>243</sup> Mit diesen Taktlosen sind hier keine gründlichen Störenfriede gemeint, also keine notorischen Quertreiber, die das allgemeine Spiel nicht mitspielen, gegen vorhandene Regeln verstoßen, unbequem bis unverschämt, so gefürchtet wie bewundert; vgl. hierzu Thomä 2018.

## II Alltägliche Fälle von (taktvoller) Taktlosigkeit

Als ich Windelband meinen philosophischen Erstling brachte, schlug er vor, die Arbeit um ein Vorwort zu ergänzen und sie als Dissertation einzureichen. Das großzügige Angebot machte mir schweres Kopfzerbrechen, weil ich meine zoologische Arbeit nicht im Stich lassen wollte und von Geschichte der Philosophie, vor allem der alten, nichts wußte. Ich bat um Bedenkzeit, rückte dann aber mit dem Vorschlag heraus, der für mein Vertrauen in Windelbands Güte sprach, noch zu Husserl nach Göttingen zu gehen, da meine Arbeit sich wesentlich auf ihn stützte. Tableau: „Wenn Sie meinen, daß Sie bei diesem Phänomenalisten etwas lernen können.“ Mein Vater hielt mir meine Taktlosigkeit gründlich vor Augen. Doch der Alte hat sie mir nicht übelgenommen, wie ich später von seinem Sohn im Berliner Ministerium erfuhr.<sup>1</sup>

### 1 Voll daneben?

Eigentlich ist es nicht unpassend, wenn sich Plessner für sein dissertierendes Anliegen bei Husserl vergewissert, und trotzdem hat seine Geste etwas Taktloses. Den Ausschlag gibt hier nicht die Geste an sich, denn nichts am Einholen eines wissenschaftlichen Rats ist irgendwie verkehrt, sondern die Begleitumstände zeigen, ob es zwischenmenschlich noch mit oder schon ohne Takt zugeht. Es „passt nicht in den Zusammenhang der Umstände“,<sup>2</sup> den Umweg über einen Phänomenologen vorzuschlagen, wenn der potentielle Doktorvater ein Neukantianer ist, dessen Position nicht ungeachtet zu bleiben hat. Auch das oben erwähnte stationäre Zusammenlegen von Wöchnerinnen, ungeachtet, ob sie ein lebendiges oder totes Kind geboren

---

<sup>1</sup> Plessner 2014, S. 16.

<sup>2</sup> Jhering 1986, S. 357.

haben, die Einladung in Anwesenheit des nicht Eingeladenen, das öffentliche Lachen über einen vielfachen Mörder liegen teilweise außerhalb des Zusammenhangs der Umstände, also jenseits dessen, was *eigentlich* zu tun ansteht – *wenn* mit konventionellen Blicken darauf geschaut wird. Darf dagegen erlaubt oder vielleicht sogar geboten sein, auch mit anderen als den gewohnten Augen auf die Umstände zu schauen, dann ergeben sich andere Zusammenhänge sowie Spielräume für das zwischenmenschliche Tun und der Takt muss sich nicht mehr ausschließlich negativ durch stilles Unterlassen bewähren: Kommen Eltern von Lebendgeburten mit solchen von Totgeburten zusammen, so mag es spontan naheliegen, das polare Paar Leben und Tod füreinander aufzulösen, die Elternpaare voneinander zu erlösen, damit sie nicht aneinander anstoßen, nichts anstößig wird. Alternativ ist *allen* Beteiligten das „unendlich differenzierbare Zwischenreich zwischen Familiarität und Objektivität“ offen zu halten, in dem „Seele mit Seele in unvermittelten, [...] weder durch Sympathie noch durch Überzeugungen regulierbaren Kontakt gerät“.<sup>3</sup> Solcher Kontakt ist in seiner Wechselseitigkeit zuzulassen, damit gesichtsverlierende Gefahrenzonen, mit denen zu rechnen ist, ohne berechenbar zu sein, nicht bloß einseitig aufgelöst oder umgangen, sondern miteinander gestaltet werden können. Aufeinander einspielende Takteinsätze von Seele zu Seele sind an sich kontaktfreudig, weshalb hier nicht nur des Takts Sinn für Bewegung, auch der für Berührung gefragt ist, selbst wenn dabei in der Umgangslage etwas angerührt wird, was nicht nur bei den einen oder anderen ein Unbehagen, sondern darüber hinaus die Ordnung der Gesamtlage durcheinanderwirbeln sollte:

Vielleicht muss man manchmal taktlos sein, um für gewisse Themen Gehör zu finden. Taktlosigkeit in der Herangehensweise ist nicht immer verkehrt, gerade wenn man es als „nicht dem Takt folgend“ versteht. Es hat etwas Subversives, etwas Ausbrechendes, Rebellisches. Es ist aber auch spannend, Taktlosigkeit als Bruch zu verstehen [...].<sup>4</sup>

Wie der Zusammenhang der Umstände oftmals opak, unerkennbar und unüberschaubar bleibt, so ist das Unpassende nicht immer so unpassend, wie es spontan zu sein scheint, also nicht radikal oder grundsätzlich anstößig. Es wird jetzt für einen

---

<sup>3</sup> Plessner 1981a, S. 79f.

<sup>4</sup> Eberl et al. 2017, S. 112, vgl. Zillig 2001, S. 60.

differenzierten Umgang noch einmal ein Blick in die Ausführungen von Jhering zum Takt und zur Taktlosigkeit geworfen, genauer: in die drei von ihm unterschiedenen Weisen des Unpassenden oder auch bedingt Anstößigen.

## 1.1 Die drei Weisen des bedingt Anstößigen

Eine alleinerziehende Studentin, die auf dem schwierigen Wohnungsmarkt der kleinen Universitätsstadt mit viel Glück eine Einzimmerwohnung gefunden hat, lädt dorthin zu einer Einweihungsparty ein und wird mit einer Kommilitonin konfrontiert, die vor allen anderen Gästen in lautem Ton nach dem Kinderzimmer sucht. Diese Geste ist dreifach unpassend, denn sie gehört weder zu einer Feier in dem gegebenen Rahmen, noch bedenkt sie die brisante Wohnraumlage und das unvertraute Verhältnis zueinander. Aber sie ist nur hier und jetzt unangemessen. In einem anderen Rahmen, etwa in vertrauter Runde oder einem beratenden Gespräch, kann sie durchaus richtig platziert sein. Wer hier ein Unterscheidungsvermögen für das bedingt, nicht gemeinhin Anstößige zeigt, hat Takt bewiesen. Eine Taktlosigkeit äußert sich entsprechend durch das Fehlen dieses Vermögens in einer konkreten mitmenschlichen Lage, weil sich das zwischenmenschliche Tun entweder „mit dem Zweck des Zusammenseins“, „mit der Situation“ oder „mit dem persönlichen Verhältnis“<sup>5</sup> nicht verträgt. Da nun aber Ordnung und Leben in einem dauerhaften Unruhestand miteinander sind, lassen die meisten Kontaktlagen nicht nur die eine, unpassende Seite erkennen, sondern können andere, scham- bis schmerzferne Seiten zeigen, etwa wenn das persönliche Verhältnis der miteinander Kontaktierenden zu viele Unbekannte mit sich führt, die zwischenmenschliche Situation undeutlich bleibt oder die Stimmung schwankt. Da hier kommunikativ viel unter der Hand läuft, was dort offen zutage liegt, bleibt weniger klar, ob eine Taktlosigkeit vorliegt oder nicht. Davon abgesehen mag sich in allen von Wertäquivalenz getragenen Umgangslagen die eine Person voll getroffen, die zweite Person ambivalent und die dritte Person unberührt zeigen. So liegt ein guter Grund, die Taktlosen gesellschaftsfähiger zu machen, in dem durch sie erweiterten umgänglichen

---

<sup>5</sup> Jhering 1968, S. 87; der Begriff des Unpassenden steht für die objektive Seite des bedingt Anstößigen, also für die Handlungen selber, taktlos oder auch indiskret für die subjektive Seite, also für den derart Handelnden.

Umgangsspielfeld, solange sie wissen, was sie tun, wenn sie sich auf gültige Umgangsordnungen einlassen, um sie zu unterlaufen, zu variieren oder auch mal auszusetzen, selbst wenn sie es mal nicht wissen. Indem die mit Takt gehaltene Spannung von Ordnung und Leben den Einsatz von allgemein gültigen Lebensweisheiten und Gefühlswahrheiten als einen Entscheid begründende, „stets bereite Retter in der Not“<sup>6</sup> verhindert, öffnen sich Spielräume für ein Umgangstun, durch das es zu einem würdigen, würdigenden Miteinander kommen kann, in dem auch die kleinen Fehler, die sich in jedem Moment und in jedem Raum des alltäglichen Umgangslebens ereignen, dort ihre Plätze erhalten und die Folgen daraus nicht woandershin ausgelagert werden müssen, solange sie genommen werden, um etwas daraus zu machen. Dies ist einer der wesentlichen Vorzüge, für den Takt und mit Plessner noch die Raumfrage zu stellen, auf dass sich Antworten, über seine Zuweisung ins Gesellige hinaus, in einem alltäglicheren Verständnis finden.

## 1.2 Der Takt und die Raumfrage

Gemeinhin ist das Gesellige die „Modellsituation des Taktes“<sup>7</sup>. Stammtische, familiäre Festivitäten, private Runden, Barbesuche, Betriebsausflüge, Vereinsveranstaltungen: Im Geselligen bewegt sich der Mensch spielerisch, in Spielräumen, zwanglos, weder privat noch geschäftlich voll eingebunden und damit entlastet von emotionalen wie sachlichen Berührungen. Der gesellige Raum ist ein „unverbindlicher Begegnungsraum“, hier zählt „der Augenblick selbst, die Begegnung, die gewissermaßen Selbstzweck ist“<sup>8</sup>. Mit Takt grundentspannt bewegen sich Gesellige auf Augenhöhe miteinander. Allerdings ist diese Klarheit mit Plessner schon eingetrübt worden, denn die „Sphären des Lebens laufen ja nicht so säuberlich getrennt wie die Kapitel über sie“<sup>9</sup>. So mag Geselligkeit im öffentlichen Raum stattfinden, getrennt vom Geschäftsverkehr, wie sich die Öffentlichkeit mit der Privatheit in Abtrennung voneinander den gesamten Verkehrsraum teilt. Nur sind im modernen Umgangsleben die einzelnen Räume stets in Bewegung, die Grenzen zueinander

---

<sup>6</sup> Jhering 1986, S. 93.

<sup>7</sup> Zingerle 2012, S. 142.

<sup>8</sup> Kämpf 2016, S. 123.

<sup>9</sup> Plessner 1981a, S. 107f.

wie für das fallweise Alltägliche meist durchlässig. Weshalb der Takt auch in *al-  
len* Umgangsräumen das letzte, hier gesichtswahrende<sup>10</sup>, da spielentfaltende Wort<sup>11</sup>  
hat: wenn die Diplomatie als verhandelnde Logik der Geschäftlichen, getragen vom  
„Geist der Öffentlichkeit“<sup>12</sup>, also von in die Enge treibenden bis in die Wehrlosigkeit  
hineinoperierenden, strategischen und taktischen Umgangsformen, mal wieder  
nicht greift oder wenn die Öffentlichen sich fragen, ob es gerade noch öffentlich  
oder schon privat zugeht, denn die „Vertrautheit der Gemeinschaftskreise“<sup>13</sup> mit-  
samt deren Anspruch einer freien Sicht auf wahre Gesichter ist längst im öffentli-  
chen Raum angekommen. Verschämt bis gierig werden dort bloßstellende Aufde-  
ckungen erwartet, über den Ruf nach Authentizität und affektiver Enthemmtheit,  
über das Erwarten schonungsloser Ehrlichkeit: Wenn Paare voreinander wie vor  
professionellen Dritten auf absolute Offenheit in sämtlichen Liebesangelegenhei-  
ten bestehen, Jugendliche ihr altersgemäßes Querulamentum geradewegs an der  
Familie vorbei zu Amtspersonen tragen, was in Amtsstuben das professionelle Ver-  
halten von Nähe und Abstand auf Prüfstände stellt,<sup>14</sup> wenn sich Berufliche vor aller  
kollegialer Augen ihr berufliches Können über private Fähigkeiten supervidieren  
lassen sollen. Dann wandern gewöhnliche Umgangsunruhen oder auch momen-  
tane Befindlichkeiten aus dem privaten ins öffentliche Feld (und zurück), um dort  
mit anderen Praktiken bearbeitet und bedingt anstößigen Grenzen konfrontiert zu  
werden, was sich auf die gesellige Sphäre auswirkt, die weder von allen Zwängen  
befreit noch gründlich von den anderen Umgangssphären abgegrenzt werden kann.  
Vielmehr wird sie zur „unbestimmt weiten Sphäre, die in alle sozialen Beziehungen  
hineinreicht“,<sup>15</sup> in der es um nicht weniger geht als um die Praxis: um ein „Fertig-  
werden mit den Dingen im Medium flüchtigen Ungefährs und auf Grund einer

---

<sup>10</sup> Plessner 1981a, S. 108: „Wenn es uns der Takt nicht sagt, sind wir verraten und verkauft.“

<sup>11</sup> Ebd., S. 101.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Ebd., S. 108.

<sup>14</sup> Wenn sich Jugendliche direkt ans Jugendamt wenden, um sich in Obhut nehmen zu las-  
sen, da sie in der Familie keinen Platz mehr für sich sehen, oft wegen einer abgelehnten  
elterlichen ‚Fürsorge‘, die einem autoritativen oder auch stark leistungsorientierten Er-  
ziehungsstil folgt; vgl. Volmer 2019, der in seinem Werben für mehr taktvolle Nahberei-  
tschaft in sozialpädagogischer Beziehungsarbeit eher beiläufig lässt, wie sehr das gute und  
schöne, hier authentisch genannte, Tun von einem Fremderkennen abhängig bleibt, das  
mit Helferaugen bereits stark fixiert ist.

<sup>15</sup> Plessner 1981a, S. 108.

nicht methodisch eindeutig gemachten Erfahrung, eines nur individuell graduierten Erfahrungstaktes“.<sup>16</sup>

Eine solche Umgangssphäre verschließt sich gegen jedes vorschnell Zweckgebundene, allzu Gründliche, erdrückend Einsichtige und ist offen für das mit Takt den Takt auch brechende, gehaltene wie ausgedehnte Reich lauter einzelner Fälle, die sich nicht mit Entschiedenheit so-oder-anders lösen lassen. In solcher Alltäglichkeit bewegen und berühren sich Mitmenschen, ohne dass viel füreinander geregelt ist, weshalb viel miteinander passieren kann, sich günstige wie ungünstige Gelegenheiten ergeben, deren sich der Takt annimmt, dort hilfreich ist wie heilsam wirkt und sich bildet, um ein Umgangsleben heranzubilden, in dem Umgangsleute einander nicht radikal angreifen, verteidigen oder voreinander wegducken müssen, vielmehr etwas riskieren können, ohne zu wechselseitigem Vertrauen und gemeinsamen Einsichten vergewaltigt zu werden. So sorgt der Mit-Spiele fördernde Takt dafür, dass das dem Gründlichen verpflichtete „überwölbende Entweder–Oder um der Pluralität der Handlungsmöglichkeiten willen vermieden“<sup>17</sup> wird. Denn das Spielen setzt auf Spielräume, stellt sie mit her, variiert oder hält sie, und es „löst Konstellationen und Situationen in Geschichten auf“<sup>18</sup> anstatt Fakten, Verhältnisse, Zustände zu schaffen. „Spielen ist Handeln im Spielraum; und der Spielraum ist ein durch Regeln provisorisch umgrenzter Raum, in dem ein *Überschuß* an realen Handlungsmöglichkeiten besteht.“<sup>19</sup> Solange die von Überschüssen lebenden Umgangsspiele nichts für alle Spieler und ewig festlegen, sind Bewegungen wie Berührungen unumgänglich wie füreinander umgänglich. Für den in die Mitwelt hinein entworfenen Takt ist dies relevant, da ihn das soziale Miteinander einander berührender, betreffender, nahe gehender Mitmenschen kümmert, was daran erinnert, dass beim Umgang der ganze, also auch der körperliche, Mensch involviert ist – und der kann zuweilen mit seiner Betroffenheit durch einen taktlosen Volltreffer deutlich an seine Ausdrucksgrenzen kommen. Die Fallbeschreibungen achten darauf, vor allem mit Blick auf den dritten Arbeitsteil, der den taktisch weisen Takt als Sorgeberechtigten der leiblichen Würde aufnimmt: Der erste Fall schildert eine den Körper direkt ansprechende Übergriffigkeit im praktischen Feld des universitären

---

<sup>16</sup> Plessner 1981a, S. 117.

<sup>17</sup> Richter 2005, S. 175.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Ebd., S. 176.

Sports. Die Frage geht dahin, inwiefern eine derartige Geste innerhalb des dort geltenden Rollengefüges Entfremdung initiiert und welche Spielräume sich dagegen über ein taktgestütztes Rollenrepertoire öffnen. Der zweite Fall erzählt davon, wie vor einer geburtsvorbereitenden Atemübung durch das eingeforderte Nahverhalten die persönlichen Sicherheitsabstände nicht eingehalten werden, wodurch sich ein Unbehagen einstellt, das einen gesellschaftlich relevanten Widerstand auslöst. Im dritten Fall werden unter anderem über Körperbilder laufende Ordnungen und Brüche einer kulturellen Veranstaltung thematisiert. Da der öffentliche Raum an vielen Stellen stillschweigend auf etwas hin getaktet ist, das von den jeweiligen Trägern der Macht still gesetzt und gehalten, von den Empfängern ebenso konsumiert und weitergetragen wird, ist zu fragen, wie sich im Umgang etwas aus dem Takt bringen lässt, denn „aus dem Taktlosen kann ein eigener Rhythmus entstehen, im unerwarteten Kontakt eine neue Harmonie aufkeimen, im Divergieren sich eine innovative Taktik herausbilden“.<sup>20</sup> Fraglos ist, dass es hierfür Spielräume gibt, selbst wenn sie mitsamt den darin brauchbaren Gesten auf den ersten Blick nicht gut und in ihrem konstruktiven Sinn gleich erkennbar sind. Die Fallverläufe sollen zeigen, dass es zu den gewöhnlichen zwischenmenschlichen Angelegenheiten gehört, sich aus dem Takt, also aus den gegebenen Umgangsspuren, herauszubewegen. Da Taktlosigkeiten aber selten in kommunikativer, schon gar nicht in wohlwollender Absicht verstanden werden, müssen sich die Empfänger fast schon zwangsläufig als Erleidende oder Erduldende einer derart ausgeführten Geste sehen, der taktlosen Person irgendwie wehrlos ausgeliefert, wo die Sender ihre unpassende Tat nicht mal erinnern oder als gezielten Akt verstanden wissen wollen. So haben Taktlosigkeiten als Methode vielleicht im geschützten Rahmen der Therapie, auch auf abgeschotteten Plätzen der Kunst, eine Art Existenzberechtigung, aber nicht im Reich der Alltäglichkeit, weshalb es die gesichtswahrenden Grenzen der Taktlosigkeit für dieses Feld nachfolgend auszuloten gilt. Hierfür wird zunächst der Fall von Taktlosigkeit erzählt und entlang erster Eindrücke, der drei Weisen des Unpassenden wie des kontextuellen Umfelds besprochen,<sup>21</sup> um dann dem Anschlusspotential taktloser Gesten nachzugehen, d. h. über soziale Praktiken wie etwa das Befremden von

---

<sup>20</sup> Eberl et al. 2017, S. 10.

<sup>21</sup> Da das Fallmaterial über mehrere Semester mit Studierenden eigener Seminare zum Thema Takt und Taktlosigkeit besprochen werden konnte, liefert die Fallbesprechung bis dahin auch ein Bild der Diskussionsergebnisse.

Rollen, personalen Räumen oder geselligen Üblichkeiten auf erweiterte Verhaltensspielräume für taktvolle Taktlosigkeiten zu kommen.

## 2 Fall 1: Aus dem Takt kommen

*Eine Sportstudentin verbringt ihr 6. Semester im Ausland. In den Semestern davor durchlebt sie viele kritische Situationen, im theoretischen wie im praktischen Teil ihres Studiums, aber auch im Privat- und Vereinsleben. Sie ist oft krank, ohne sich davon gut zu erholen, hinzu kommen familiäre Dissonanzen und ein entzweiender Streit mit ihrer Kunstrad-Partnerin. Ihre Lage stützt sie medikamentös, kann aber den Stand in ihrem auf den Sport fokussierten Leben immer weniger halten. Sie versäumt Klausuren und Testate, nimmt an keinen studentischen Veranstaltungen mehr teil, verliert den Kontakt mit dem Kunstradsport und zieht sich schließlich immer mehr von anderen in sich zurück. Ihr Auslandsaufenthalt bringt schließlich eine heilsame Wende: Der für sie neue Raum, die anders als gewohnt dort lebenden Menschen und ihre eigene, unverbrauchte Rolle darin öffnen sie für ein von Fröhlichkeit und Fülle getragenes Miteinander. Sie entdeckt ihre Lust am Tanz, beginnt mit anderen zu kochen, zu essen, holt deutlich an Gewicht wie an Kraft auf und entdeckt ihren Körper als einen, in dem sie sich als Frau wohlfühlt. Diesen Zustand kann sie auch nach Semesterende in ihrem gewohnten Umfeld eine Weile halten, bis eine Seminarsituation beim Bodenturnen eine rückführende Wende bringt: Die Dozentin, eine drahtige, recht energische Person, unterbricht und kommentiert die noch im Vollzug befindliche Übung der Studentin mit dem Satz: „Mit den Rundungen wird das hier nichts mehr!“ Die Betroffene geht weinend aus der Situation. Ihre Kommilitonen reagieren teilweise betreten, trainieren aber weiter, ebenso wie die Dozentin sich ungerührt zeigt und in ihrer anleitenden Aufgabe bleibt.*

*Auf den ersten Blick hinterlässt der Kommentar der Dozentin ein klares Kopfschütteln, aber auch ein Schulterzucken. Da der Satz in einem gesellschaftlichen Rahmen fällt, der dem System Sport zugewiesen ist, wirkt, von dort aus, sein vermittelter Inhalt plausibel. Fraglos bedarf es einer körperlichen Effizienz, um im Turnen zu bestehen, und die Studentin ist anscheinend nicht in der passenden Form, die der universitäre Sport von ihr erwarten darf. So wirken die Worte der Dozentin wie ein sachdienlicher, dabei zwar hart aufschlagender, Hinweis darauf, dass ihre momentanen*

körperlichen Maße zu einer schlechteren Leistung führen müssen, das Geleistete nicht genügen wird. Dieser intuitive Eindruck bekräftigt sich, wenn danach gefragt wird, wie sich die Geste der Dozentin mit dem *Zweck des Zusammenseins* und dem *persönlichen Verhältnis* zu der Studentin verträgt: Sie hat sich gemäß der sportuniversitären Ordnung der Dinge verhalten, also ganz im Sinne jener Atmosphäre, die in Trainingssituationen vorherrscht und die sich deutlich abhebt von Stimmungen eines leistungsentspannten Miteinanders. Klare, die alltäglichen Leibgrenzen übertretende Ansagen gehören zum guten als gewohnten Ton im Sport. Wer hier zimperlich reagiert, hat schon verloren. Die Machthalter im Sport heißen Leistung und Erfolg; an ihnen orientiert sich viel, so auch der zwischenmenschliche Umgang, der von anleitenden, anführenden, auch kommandierenden und gemeinschaftsorientierten Prinzipien gesteuert wird. Wer etwas leisten und erfolgreich sein will, hat unter anderem gesund, fit, stark, kraftvoll, energiegeladen, schnell, ausdauernd und, falls hier etwas ausfällt, unbedingt kompensationsfähig zu sein, außerdem muss er sich unterstellen, hingeben und solidarisch sein können. So sind die Rollen der Sportpersonen zumeist klar beschrieben und verteilt, auch die entsprechenden Beipackzettel für den Umgang miteinander allgemein bekannt und abrufbar. Bei derartiger Klarheit des Zwecks sportlichen Beisammenseins und der Verhältnisse untereinander darf von allen Beteiligten erwartet werden, dass sie für die vorgesehene Stimmung stets gut sorgen. Diese Klarheit würde etwas eingetrübt, wenn der Satz in einer *Situation* des Einzeltrainings gefallen wäre, da die Dozentin hier potentiell systemambivalente Spielräume hat, in Sachen Leistung also durchaus weitflächiger fokussieren kann. Insgesamt bleibt sie aber mit ihrer Umgangswahl im Bereich des Richtigen, solange diese fest in das leistungsorientierte Wertesystem des Sports eingebunden ist. Da die Studentin mit ihrer affektgeladenen Reaktion aus diesem Anspruch ausschert und sich damit quer zu der stimmigen Ansage der Dozentin stellt, stört sie den Übungsverlauf und zwingt mit ihrer weinenden Flucht die anderen ungefragt in eine unruhige bis unangenehme Lage, was erklärt, warum die Kommilitonen stillschweigen, niemand das Unterrichtsgeschehen unterbricht und der Betroffenen beisteht. Die Studentin verlässt den Seminartakt, um sich eigenständig ihrem veränderten Selbst zu widmen, ohne die bestehende Gemeinschaft einzubeziehen.

In einem anderen, mehrfach unpassenden Licht erscheint der Kommentar der Dozentin, wird er im Hinblick auf das *kontextuelle Umfeld*, etwas systemabgewandt, eher an alltäglichen oder sogar sportkritischen Gepflogenheiten orientiert betrachtet.

Die Dozentin setzt mit ihrer Ansage nicht nur eine körperliche Idealform als Bedingung möglichen Erfolgs fest, sie bewertet zudem vor allem Übungsende inmitten des Bewegungsablaufs die leiblichen Rundungen der Studentin als Mangel und legt ihr Urteil der versammelten Mannschaft vor, womit sie der Studentin sowohl einen widersprechenden als auch einen selbstschützenden Reaktionsraum nimmt. Hinzu kommt, dass sie in lehrender Rolle ist, was ihre Geste in das längst überholte Umfeld *schwarzer Pädagogik*<sup>22</sup> rücken lässt. So ist sie deutlich zu weit gegangen und der Studentin zu nah getreten, die mit ihrem weinenden Abgang auch klar zu erkennen gibt, dass sie den Kommentar der Dozentin nicht leicht, also systemkonform sportlich nehmen kann. Nimmt man zu dem Blick auf die konkrete Übungssituation noch die problembeladene Vorgeschichte der Studentin hinzu, so gerät eine gleich mehrfach von Krisen betroffene Person ins Blickfeld, der man spontan mit besonderer Vorsicht und Besonnenheit begegnen möchte, damit sie Wege zurück in den Sport finden kann, nur in welchen? Angenommen, die Dozentin kennt die Studentin aus vergangenen Semestern, dann dürfte sie ihre Erfahrungen mit deren Leistungstiefs gemacht haben. Weiß sie um die grundbelastete Studien- und Prüfungslage, vielleicht sogar um die medikamentös dagegenhaltenden Versuche, so erscheint ihr Kommentar bereits verantwortungslos, da er mit dem prekären Sport-Selbst der Studentin spielt. Sollte die Dozentin hier dagegenhalten, sie habe mit ihrer Bemerkung das sich selbst täuschende Selbstbild der Studentin vor Verlusten und Blamagen schützen wollen, dann steht sie mit ihren Argumenten fest im erfolgsorientierten Sportsystem. Solange es bei einem prospektiven Wissen über ungenügende Übungsergebnisse der Studentin bleibt, ergibt sich wenig Spielraum für optionale Umgänge und damit wenig Platz für ein selbst angestoßenes Leihen oder fremdinitiiertes Verleihen eines die Würde noch erhaltenden Gesichts. Das neu gewonnene Sport-Selbst der Studentin lässt sich so jedenfalls nicht vage halten, vielleicht damit sie den vermeintlich allgemeinen Ansprüchen zu einem späteren Zeitpunkt genügen oder aber sich selber und ihr Umfeld auf Variationen derselben

---

<sup>22</sup> Vgl. Rutschky 1977; vgl. Bockrath 2011, S. 29–60. Verbal geht die Trainerpädagogik durchaus noch immer mithilfe solcher Strategien vor, die u. a. mit Zwang, Überwindung, Durchhaltevermögen arbeiten. Das unumwundene Ansprechen von mutmaßlichen Schwächen ist von daher nicht nur erlaubt, sondern nicht selten sogar geboten. Das „Drama der vermittelten Selbständigkeit“ (S. 40) im pädagogischen Feld wird durch solche Maßnahmen allerdings kaum gelöst, sofern es denn ein Anliegen sein sollte.

stärken kann. Somit erkennt sie, dass sie gerade keinen Platz im Sport hat und bekräftigt damit die machterhaltenden Zuschreibungen des Systems.

## 2.1 Rollenspiele

Insgesamt scheint die von den beiden Protagonistinnen veranstaltete Unruhe für nichts und niemanden gut zu sein. Aber sie lässt unter bestimmten Voraussetzungen auch ein *konstruktives Potential* erkennen, nämlich einen beispielbaren Raum für noch nicht abschließend beantwortete Fragen aufkommen, etwa, welcher Sport es im universitären Feld denn sein soll: Gibt es dort noch Platz für bloß spiele- risch-gelassene Wettkämpfe und einen „Sportsgeist“<sup>23</sup>, mit dem es eher um ein gutes Gelingen, weniger um (selbst-)optimierendes Leisten geht, fernab von Trainingsplätzen für ideale Körper- und Bewegungsmaße?<sup>24</sup> Wieso sollten so genannte Rundungen als sichtbares Mehrgewicht dem Glücken von Turnübungen hinderlich sein? Warum muss das gute Gelingen von einem für alle gleich und zahlenmäßig feststehenden Endergebnis abhängen? Welche Gründe sprechen gegen schön anzusehende, individuell bemessene Ergebnisse als eine der möglichen Bedingungen für Erfolg? Schlägt die Dozentin ihre Geste blind ins Feld des optimierenden Sports, dann mag sie das dort Geltende ruhig halten, aber ohne die konkrete situative und personale Bewegung zu reflektieren. Bedenkt sie in der verbalen Aktion, was sie mit ihren Worten macht, dann kann sie zwar immer noch im Ton voll daneben liegen und selbst in Räumen, die von Maßregelungen leben, eine unpassende Stimmung erzeugen. Aber sie wird es merken oder offen dafür sein, es bemerken zu lassen, um sich dann in ihrem eigenen Handeln über Nuancierungen auf Formen des Erhalts der Situation und der Gesichter darin korrigieren zu können. Das radikale, gründliche Vergessen von ordnungsstiftenden, optimierenden Maßnahmen mag

---

<sup>23</sup> Schürmann 2017, S. 19ff., der mit dem Begriff „Sportsgeist“ den offenen Ausgang sportlichen Wettkämpfens aufstellt, das Entscheiden im „Verlauf und Vollzug“ mit dem Einsatz von Fairness als Appell an das Offenhalten.

<sup>24</sup> Vgl. Schürmann 2014c, S. 147–163. Die Tendenz scheint eher dahin zu gehen, vorhandene Gelder in Laboratorien für körperliche Optimierung zu geben und den derart beanspruchten Körper wiederum von psychotechnischen Veranstaltungen unterstützen zu lassen. Wo dagegen ethische Fragen im und an den Sport platziert werden könnten, herrscht zunehmend gähnende Leere.

für reibungsarme Abläufe hilfreich sein, allerdings fördert ein ernsthaft untersagtes Erinnern an die Gesten des Vergessens den zementierenden Umgang mit den vorliegenden Ordnungsstrukturen. Wer derart verfährt, ist in zwischenmenschlichen Lagen wenig ambitioniert, mit Takt auch mal zart taktlos, frech oder mutig, für wertferne Umbauten zu sorgen. Erst wenn der Takt gezielt vergessen wie erinnern, jenseits der Option gefühlter oder vertuschter Wahrheit bleiben darf, sind keine rein erleidenden Positionen mehr möglich und nötig: Die Dozentin muss nicht ausschließlich die passive, da lediglich systemerfüllende, Täterfigur spielen. Ihr bleibt in jedem Augenblick des Kontakts mit den trainierenden Studierenden hinreichend Spielraum dafür, dass die einzelnen Gesichter keine unabwendbaren Verluste hinnehmen müssen. So kann sie im Wissen um die Vorgeschichte der Studentin durchaus die Übungssituation für alle spontan und unmerklich so verändern, dass ein Gelingen aussichtsreich erscheint, oder auch den kommunikativen Fokus auf die offenbar regenerierte Erscheinung der Studentin legen. Selbst wenn sie ihren Satz bereits platziert hat, muss sie nicht in der selbst erzeugten unbehaglichen Stimmung verharren, sondern kann die gerade aus dem Spiel geworfenen Rundungen im nächsten Moment wieder hereinzuholen versuchen, etwa indem sie paradox kommuniziert, also sich selbst als drahtige, systemfolgsame Person humorvoll, in gespielter Ohnmacht in den Fokus rückt. Einen solchen zugespielten Ball kann die Studentin aber nur annehmen, wenn sie sich auch als Täterin verstehen kann. Sobald sie aktiv als Beobachterin ihres Wissens und Ahnens auftritt, gibt sie sich selber die Gelegenheit, die bemerkte situative Unstimmigkeit woandershin zu lenken. Sie kann auf verschiedene Weise in Deckung gehen, um sich der Lage zu einem späteren Zeitpunkt neu zu stellen, oder den Anlass, also ihre formale, wenn auch nicht überprüfte Fehlerhaftigkeit, auf eine Metaebene heben und von dort aus wieder ins Spiel bringen. Denkbar ist, dass sie mit ihren Rundungen offensiv wird und die körperlich gradlinige Dozentin zum spielerischen Duell herausfordert, so dass sich die Grenzen dessen, was gesollt wird, verschieben können. Das verlangt eine gewisse Sicherheit im Umgang mit den diversen Selbstdarstellungen, hier einen spielerischen Abstand zu den jeweiligen Wahlen. Steckt die Studentin dagegen unreflektiert in ihrer neuen Rolle fest, bindet sie selber gründliche Wahrheit daran, so scheitert sie mit ihr vermutlich ebenso wie mit der vorherigen an der momentan gültigen Messlatte des Sports. Solange es dagegen mit Takt, taktvoll oder taktlos, immer auch darum gehen darf, Spielräume für die sozialen Rollen abseits gegebener Normen zu erkunden, einfach weil „die Freiheit eine Rolle spielen können

[muß]<sup>25</sup> um dort vergessene, vielleicht sogar gewaltsam zurückgehaltene Spuren freizulegen und für die gegebenen Ordnungen produktiv zu machen, bleibt das behagliche wie unbehagliche Umgangsleben offen für kontaktierende Anschlüsse in den und abseits der gewählten Rollen. Dass der Takt im Spiel damit seine gesichtswahrenden Aufgaben zu erledigen vermag, lässt sich an der Hand von Plessners Rollenbegriff stark machen:

In Gesellschaft bewegt sich der einzelne nur im Rahmen einer Rolle, die er zu spielen hat, und die Rolle lässt sich nicht in pure Selbsttätigkeit auflösen. Sie stellt Forderungen an mich, im öffentlichen Leben genau so wie im privaten, weil sie zu dem funktionellen Zusammenhang des sozialen Ganzen gehört, in das ich hineingeboren und in dem ich tätig bin. An der Rolle hängt der Status des einzelnen, sie bestimmt seinen Ort, sie bildet zugleich das Funktionselement im gesellschaftlichen Getriebe. Existenz in einer Rolle ist offenbar die Weise, in welcher Menschen überhaupt in einem dauerhaften Kontakt miteinander leben können.<sup>26</sup>

So wie der der fiktive Dr. Hans Schmidt<sup>27</sup> von sich behaupten kann, viele verschiedene Positionen oder Rollen einzunehmen – er ist ein Mann, erwachsen und verheiratet, ein Staatsbürger, und zwar ein deutscher, in einer mittelgroßen Stadt wohnhaft, mit seinem Dokortitel offenbar ein Akademiker, genauer ein Studienrat, Vater von zwei Kindern, Protestant in einer eher katholisch geprägten Gegend, hierher nach dem 2. Weltkrieg geflüchtet, also Flüchtling, Parteivorsitzender, Schatzmeister des örtlichen Fußballvereins, leidenschaftlicher Skatspieler und schlechter Autofahrer –, so ist auch die Sportstudentin nicht nur Angehörige der Universität, sondern auch Tochter, Tanzpartnerin, Patientin, Kommilitonin und Freundin, oder die Dozentin auch Kollegin, Patentante, Sportlerin, Wüstenreisende und anderes mehr. Dabei ist nicht daran gedacht, sich den anderen in allen Rollen auf einmal zu zeigen; manche berühren sich, andere dagegen kaum: Die Sportstudentin ist in dieser Rolle auch noch Frau und Kommilitonin, nicht aber Patientin oder Tochter; wer gerade doziert, gibt nicht zugleich die Wüstenreisende oder Patentante. Wer

---

<sup>25</sup> Plessner 1985a, S. 239.

<sup>26</sup> Ebd., S. 223.

<sup>27</sup> Dahrendorf 1958, S. 29ff.

dagegen an den konkreten Verkehrssituationen vorbei immer in derselben oder einer ähnlichen Rolle auftritt, der vernachlässigt das „Sein in der Rolle“, um anstatt dessen mit einem intern angelegten oder extern auferlegten „eigentlichen Selbstsein“<sup>28</sup> aufzutreten. So können sich schnell Rollenirritationen und in deren Folge auch Taktlosigkeiten einstellen: Verwechselt die Dozentin ihr Sein in der Rolle als Lehrperson mit dem als Sportlerin oder versteht das Rollenselbst im Sinne eines eigentlichen Selbstseins, dann erkennt sie die Studentin nicht als universitär wieder leistungsstärker gewordene Lernende, sondern als gerade nicht optimierbare Sportlerin. Ebenso kann die Studentin sich selber sehen. Dann erkennt sie weniger ihre gesundende Phase als Versuch, sich unter Einbezug der gemachten Erfahrungen auf das gegebene Sportsystem neu einzustimmen, d. h. ihre bisherige Rolle zu aktualisieren. Aber Rollen werden übernommen und angetreten, um sie zusammen mit anderen auf die jeweiligen Bühnen zu bringen, konkret miteinander ins Spiel zu kommen, in Spielräumen zu handeln, dort etwas auszuhandeln – und nicht, um sie zu haben, eigensinnig in Besitz zu nehmen und an anderen vorbei zu präsentieren. Wer bloß selbsttätig mit ihnen verfährt, spielt Ein-Personen-Stücke, in denen die zwischenmenschliche Atmosphäre davon lebt, wie sich Solisten aufführen: beispielsweise als radikal Hilfsbereite, die am individuellen Hilfebedarf vorbei stets einsatzbereit sind, um die selbst ernannten Versehrten immer wieder von Neuem ungefragt auf andere Straßenseiten zu führen.

Der Begriff der sozialen Rolle, wie er hier für den Takt brauchbar werden soll, geht mit Plessner von zwei Seiten an die Idee des Menschen und seines zwischenmenschlichen Verhaltens: zum einen von seinem übernommenen und vorgeführten Selbstsein in der Rolle-als, zum anderen von den diversen Möglichkeiten seines individuellen Umgangs damit: Radfahrende fahren Rad, aber sie haben außerdem ihren eigenen Stil zu fahren. Abhängig von Person, Zeit, Ort und Gerät bewegen sie sich hier sportlich, freizeitmäßig, schnell, rücksichtslos, schleichend, umsichtig, ebenso wie „der Outsider, der Periphere, der Bohemien, das verkannte Genie, der Gescheiterte, der Paria“<sup>29</sup> bei allem Gleichklang im Beanspruchen einer gesellschaftlichen Sonderrolle immer auch mit Eigensinn sein übernommenes Randfiguren-Dasein ausleben wird:

---

<sup>28</sup> Plessner 1985a, S. 239.

<sup>29</sup> Ebd., S. 231.

Gerade die weite Spannung des Rollenbegriffs, die den *ascribed status* und den *achieved status* beide umfaßt, also das, was einer durch Geburt und Umstände im sozialen Felde ist, und das, was er aus sich macht, ermöglicht das Reservat eines Individuum ineffabile, einer sozialen Unberührbarkeit, einer Zone der Privatheit, der Intimität, der persönlichen Freiheit. Insoweit gewährt der Rollenbegriff Achtung vor dem einzelnen als dem einzelnen und schirmt ihn gegen sein öffentliches Wesen ab.<sup>30</sup>

Umgangsleute führen demnach eine Art von „Doppelgänger“<sup>31</sup>-Existenz, in der sie sich nicht nur an die ihnen gesellschaftlich angetragene Rolle gebunden zeigen, sondern, insofern sie sich als Träger derselben verstehen, entsprechend frei im gestalterischen Umgang damit auftreten. Durch diesen doppelten Gang entsteht und bleibt ein nicht weiter ergründbarer, aber zwischenmenschlich einsetzbarer Rest, der die übernommene Rolle auch „zu einer moralischen Erinnerung an das persönliche Reservat des einzelnen, an seine Privatexistenz“<sup>32</sup> macht. Taktrelevant bei alledem ist, dass sich dieser persönliche, intime Bereich innerhalb der angetretenen Rolle befindet, nicht etwa jenseits davon, denn das Sein in der Rolle „hebt nicht nur nicht sein Selbst auf, sondern schafft es ihm; nur an dem anderen seiner selbst, hat er – sich“<sup>33</sup>. Wenn der Mensch überhaupt selbst ist, dann darüber, dass er sich rollengemäß hat, in diesem-und-nicht-jenem Augenblick so-und-nicht-anders. Nun ist heutzutage der genannte *ascribed status* nicht mehr in dem Maße wie noch zu Plessners Zeiten entlastend vorbestimmt. Je mehr die Moderne Geburt und Umstände von traditionellen Wegen abkoppelt, umso mehr sind die Entwürfe für die sozialen Rollen und deren Aufnahme im gesellschaftlichen Feld der Freiheit der figurierenden Individuen überlassen. Die Modernen haben viele Gesichter, stecken in unterschiedlichen Kleidern, kennen verschiedene Stile, mit denen sie so erfinderschick umgehen können oder auch müssen, wie es private, berufliche oder andere Umstände verlangen, und zwar in den vielfach im Nebel liegenden Grenzen des gerade Gültigen, die heute noch hier, morgen schon woanders sein mögen: Das sportliche Outfit muss keinesfalls bedeuten, dass eine Person irgendwo im Sport unterwegs

---

<sup>30</sup> Plessner 1985a, S. 230.

<sup>31</sup> Ebd., S. 235.

<sup>32</sup> Ebd., S. 230.

<sup>33</sup> Ebd., S. 235.

ist oder war; schon gar nicht muss sie sportlich sein. Sie kann damit lediglich den Anschein von Fitness erwecken wollen, um einem gesellschaftlichen Gesundheitsanliegen zu genügen. Der Typ mit dem Piercing, dem Tattoo und der Jeans voller Risse und Löcher kann im Gefängnis ebenso auftreten wie im Stadttheater oder im Schulbetrieb, wo er den Coolen mimt, vielleicht um sich die Anerkennung der Schüler zu sichern. Geben die gesellschaftlichen Ordnungen keine unverrückbaren Rollenentwürfe mehr vor oder schreiben diese häufig um, wandelt sich auch das repräsentative Bewusstsein, der Eindruck von Zugehörigkeit und Verantwortlichkeit der Rollenträger. Für sie stellt sich dann weniger die Frage, ob sie wohl in der übernommenen Rolle „eine gute oder eine schlechte Figur machen“,<sup>34</sup> so dass zwischen den „sozialen Rollenanforderungen einerseits und den faktischen Rollenausübungen andererseits“<sup>35</sup> feinreguliert werden muss. Offen ist vielmehr, welche der verfügbaren Rollen in einer konkreten, hier zwischenmenschlichen, Lage von ihnen wie miteinander gespielt werden können – das ist die Freiheit *und* die Last, die sie tragen. Da sich verbindlich unergründliche Rollenspieler über nichts weiter als diverse unpersönliche Praktiken für ein Handeln in Spielräumen offenhalten, arbeitet auch der rollenspielerische Takt entsprechend mit nichts weiter als mit dem, was sich ihm gerade darbietet: die nuancenreich verhüllten Gesichter der Umgangsmenschen, mit denen wie gesehen umzugehen ist, damit sie füreinander erkennbar sind oder werden. Es gehört demnach nicht zu seinen Aufgaben, allesamt brav in den ihnen zugewiesenen Rollen zu halten oder wieder hineinzuführen, indem er gewissenhaft oder verständnisvoll die anderen Gesichter vor Übergriffen rettet. Er hat nur Anschlüsse für die Umgangsrunden mit einem offenen Ausgang zu sichern, indem er die gezeigten Rollengesichter schützt und geheimnisvoll hält. So ist die „Weisheit des Taktes: Schonung des anderen um meiner selbst willen, Schonung meiner selbst um des anderen willen“<sup>36</sup> kein Aufruf zu unbedingter Verhaltenheit und sinnlicher Kontinenz im Umgangsleben, denn der in der Mitwelt verwurzelte Takt ist gerade dafür da, solche Verfassungen wie etwa Freude, Lust, Schmerz, Nervosität, Bangigkeit, Verlegenheit oder Traurigkeit ins zwischenmenschliche Spiel aufzunehmen und nicht außen vor zu lassen, so dass dort füreinander etwas damit gemacht, daraus miteinander etwas werden kann. Da sich dieser Takt nicht

---

<sup>34</sup> Plessner 1982c, S. 413.

<sup>35</sup> Zirfas 2012, S. 16f.

<sup>36</sup> Plessner 1981a, S. 109.

auf einen Fremdschutzbeauftragten für Rollenträger reduzieren lässt, kann und darf mit ihm auch allerhand passieren, jedenfalls solange die Bedingungen stimmen für ein aufeinander einstimmendes, nicht unbedingt sich und einander verstehendes, aber doch immerhin verständlich machendes Tun, damit es nicht bei einem eigensinnigen Darbieten des einen und einem ebensolchen Erkennen des anderen bleiben muss, sondern daraus ein nuancierendes Miteinander-Handeln in Spielräumen werden kann, auch und manchmal gerade, wenn den Mitspielern dabei etwas entgleitet, außer Kontrolle gerät – sie sich oder einander irgendwie fremd werden.

## 2.2 Fremdwerden

Die Vorgeschichte der Studentin erzählt davon, dass sie ihre sportive Rolle vor dem Auslandsaufenthalt in den diversen repräsentativen Situationen kaum durchhalten kann, was in Form von diversen Niederlagen allseits sichtbar wird und mindestens zwei Wege des eigenen wie fremden Umgangs damit nahelegt: Sie können auf ihr sportives Rollenselbst beschränkt oder aber auf ihr eigentliches Selbstsein ausgeweitet werden, mit dem sie dann aber auf einem Verliererselbst sitzenbleibt, das sie auch in andere Lebensbereiche hineinträgt, um dort in ähnliche Situationen wie im Sport zu geraten: nicht mehr Herrin im eigenen Haus, also zu sich, anderen und anderem entfremdet. Nun ist Entfremdung ein „Begriff mit ‚unscharfen Rändern‘<sup>37</sup> und dabei „ein Zauberwort von unverminderter Suggestivität“,<sup>38</sup> auf so etwas wie Machtlosigkeit, Indifferenz, Unechtheit, Entzweiung hindeutend. Entfremdete scheinen irgendwie defizitäre Beziehungen zu sich, anderen und anderem zu haben,<sup>39</sup> die zeigen, dass einmal war, was nicht mehr – aber wieder – zu haben ist, etwa Macht, Echtheit, Einheit, Klarheit. Der Gedanke ist, dass der Mensch ganz bei sich sein könne, „mit sich identisch werden müsse, weil er es einmal gewesen

---

<sup>37</sup> Jaeggi 2005, S. 21. Da hier nicht der Raum für das genauere Anschauen der Ränder ist, wird dem Phänomen ein Stück weit an der Hand von Jaeggi gefolgt, jedenfalls bis dahin, wo dort ein Problem gesehen wird, was hier zur vermittelten Unmittelbarkeit menschlichen Lebens gehört, dieses konturierend, erfrischend, aufrührend – beweglich haltend.

<sup>38</sup> Plessner 1985b, S. 218.

<sup>39</sup> Vgl. Jaeggi 2005, S. 23.

sei“; weshalb seine Bemühung dahin geht, sich „selber wieder einzufangen, aus der Verlorenheit zurückzuholen“.<sup>40</sup>

Aber der Mensch hat *sich* nie verlassen. Keine Art von Arbeit hat ihn je von *sich* entfremdet. Und keine Art von Arbeit kann ihn um seine Möglichkeiten bringen. So kehrt der Mensch auch nie zurück.<sup>41</sup>

Es gehört zum Leben im flüchtigen Ungefähr zwischenmenschlicher Praxis, in diverse befremdliche Lagen zu kommen, in denen man sich temporär an etwas oder jemanden verliert. Darin eine verlorene, aber wiederauffindbare Herrschaft über sein eigentliches Selbstsein zu sehen, als würde das Fremde das eigene Haus frech besetzen und dort ein Leiden verursachen, das erst nach dem Beseitigen des Fremdkörpers vergeht – ist keine Option für Rollenspieler und damit auch kein Aktionsfeld für den Takt, der auf präsenste Mitspieler baut, die sich genauso nehmen, wie sie sich einander zeigen, ob sie nun verhalten, impulsiv, kämpferisch, geistreich oder anderswie auftreten. Solange für private wie öffentliche Umgangsleute die gesellschaftlichen Bedingungen dafür gegeben sind, also Freiheit ist, sich in einer Umgangslage zu dem zu machen, was sie in ihrer angetretenen Rolle schon sind oder sein könnten, steht nicht zu befürchten, dass sie ihr „eigenes als ein fremdes Leben leben“.<sup>42</sup> Woran Rollenspieler im Miteinander aber noch scheitern, worin sie sich und einander irgendwie fremd werden oder verfehlen können, das sind die übernommenen und belebten Rollen selbst, und zwar als „Unmöglichkeit, sich *in ihnen* angemessen zu artikulieren“,<sup>43</sup> womit hier das gemeinsame Handeln in Spielräumen, gemeint ist:

Darum kann sich ihm auch der Spielraum des Verhaltens schließen, wenn die Bedingungen für Bildung von Verhältnissen überhaupt gestört sind. [...] Ein Phänomen, das er sieht, sein Zustand, in dem er sich befindet, ein Anspruch, den er versteht, bieten plötzlich keine Anknüpfungsmöglichkeit

---

<sup>40</sup> Plessner 1985b, S. 220.

<sup>41</sup> Plessner 1983d, S. 366.

<sup>42</sup> Jaeggi 2005, S. 63.

<sup>43</sup> Ebd., S. 91, Hervorhebung im Original.

mehr. Sie sind außer allem Verhältnis geraten, und darum findet er kein Verhältnis zu ihnen, kann sich nicht mehr zu ihnen und zu sich ‚verhalten‘.<sup>44</sup>

So versteht die Studentin den Kommentar der Dozentin in einer anschlusschließenden Weise, was sie durch ihr Weinen zum Ausdruck bringt. Ähnlich geht es der Dozentin, die in der selbst ausgelösten Unruhe keine Anschlüsse für das weitere Mitspielen findet und über ihr volltreffendes Tun sicherheitshalber hinweggeht. Hier mögen sich die Verhaltensspielräume für beide geschlossen haben, aber insofern es sich um kein unpassend eigensinniges Tun als schuldhaftes und erleidendes Verhalten von Tätern und Opfern handelt, lediglich um ein situativ verfehltes Mitspielen, so haben sie sich nur vorläufig geschlossen, um jetzt oder später als andere woandershin wieder geöffnet zu werden: Der Takt ist kein radikaler Gegner von Schließungen, vielmehr ein Aktivist bei der Suche nach Anschlüssen. Bleibt nur noch die Frage, ob das Fremdwerden beim Rollenspiel mit Verlusten an Glaubwürdigkeit vor sich und anderen einhergehen muss, wenn schon die Sorge um den Verlust von Originalen zulasten von Kopien für den Rollenspieler unbegründet ist. Angenommen, die Studentin ist schon als Kind auf Wunsch der Familie in den Sport gegangen. Alle dahingehenden Aktivitäten werden stark durch diesen Wunsch geprägt, ohne dass sie hier mehr als das Nötigste zu leisten vermag, womit sie die Familie, das Umfeld, sich selbst ständig enttäuscht. Sie trainiert fleißig und verbissen dagegen an, kann ihre Leistungen auch steigern, bleibt aber gemessen an ihrem Bemühen unterhalb des Erwartbaren. Ihr verkrampftes Bemühen führt sie insgesamt in Bewegungsabläufe, die ungenau und unstimmig wirken, so als hätte sie zwar das Drehbuch gelesen, ihren Part gelernt haben und ihn auswendig abspulen können, aber nicht in ihre Rolle und in kein Mitspielen gefunden. Sie selber und andere können dies als missratenen Abgleich zwischen erwartetem und praktiziertem Rollenselbst nehmen und auf einen Takt schimpfen, der seiner rollenschützenden und- verteidigenden Aufgabe nicht ordentlich genug nachgekommen ist. So verstanden öffnet sich dann auch eine Schere zwischen einem wahren und einem irgendwie falschen Rollenselbst:

Das „wahre Selbst“ schlummert also nicht unter der Rolle, sondern „pathologische“ Formen des Rollenverhaltens verhindern die Entwicklung des „wahren

---

<sup>44</sup> Plessner 1982b, S. 379.

Selbst“ – eines Selbst, das „wahr“ ist im Sinne seiner Fähigkeit, sich auf sich und die Welt aktiv und aneignend zu beziehen.<sup>45</sup>

Wer sich als Feministin versteht und in Intimlagen mädchenhaft auftritt, als Stadtmensch nach Familiengründung in die Reihenhaus-Vorstadt zieht, als Wissenschaftler den Dichter in sich verleugnet, als Berufsanfänger mit Chefgesten auftritt,<sup>46</sup> der scheint an seinem Rollenselbst vorbei, in ungenügenden, also entfremdeten Beziehungen zu leben. Da sie im Umgang nicht eindeutig machen können, welche der Figuren sie geben bzw. vor sich haben, drohen sie wie von selbst am Zusammenhang der Umstände, der Situation oder Person vorbei, also auch taktlos, zu handeln. Das gilt aber nur, solange die übernommene Rolle ein Verhalten erwarten lässt, das einer festen Wegleitung folgt, und die Rollenträger sich für das Tragen einer Hauptrolle entscheiden müssen, denn: Der einzige Grund, warum für die Feministin in der Intimlage das mädchenhafte Kichern unpassend sein könnte, findet sich in der Rollenbeschreibung von Feministinnen, ebenso wie in der Charakteranleitung für Stadtmenschen stadtrandtypische, für Wissenschaftler dichterische, für Berufsanfänger vorgesetzte Züge offenbar nicht vorgesehen sind, so dass sich dem Kontakt keine anschließenden Kontakträume öffnen können. So haben sie die Wahl, entweder gleich mit ihrem echten Rollenselbst in der Welt erfolgreich zu sein oder mit einem falschen, hier Pathologien annehmenden, Rollenselbst in ein scharfkantiges Entweder–Oder zu geraten: diese-oder-jene Rolle zu spielen, zugunsten von Einheit, zulasten von Nuancen. Dann können sie nicht mehr wählen, die augenblickliche Situation des Stolpers in der angetretenen Rolle zum Ereignis des konstruktiven Rollenwandels zu machen, den umgelegten Opfermantel abzulegen, die Stolperschritte in das Rollenselbst aufzunehmen und derart zu nuancieren: von dem privat mädchenhaft Kichernden etwas dem öffentlich erwachsenen Ernst beizumischen, städtische mit vorstädtischer Atmosphäre zu kreuzen, berufseinsteigende Chefallüren zu kreieren, dem Dichterischen im Geisteswissenschaftlichen offiziell mehr Platz einzuräumen oder im universitären Sport auf gutes Gelingen zu spielen. Das polar gestrickte Muster vom gesunden oder kranken, falschen oder richtigen, tätigen oder erleidenden Rollenselbst mag in Theorien wie auf der wirklichen Theaterbühne gut ankommen, wo selbst Zufälle ihren allgemein gut sichtbaren

---

<sup>45</sup> Jaeggi 2005, S. 122f.

<sup>46</sup> Vgl. ebd., S. 72, 92, 125, 161f.

Platz haben. Im flüchtigen Ungefähr mitmenschlicher Gelegenheiten muss offenbleiben dürfen, *wie* die übernommenen Rollen getragen werden. Exzentrische Rollenspieler sind für den Ernst, einander finden zu *müssen*, nicht zu haben. Dem Takt kommt das entgegen: als herausforderndes Spiel mit den gegebenen Verhältnissen, stets auf der Suche nach Anschlüssen für ein Handeln in Spielräumen. Dies gilt selbst dann, wenn sich Verhaltensspielräume schließen, die Rollenspieler sich nicht mehr zu sich und einander verhalten können, „aus dem vitalen Vollzug heraustretend (und das kann der Spielende jederzeit, das würzt das Spiel und verhilft ihm erst zum vollen Genuß seiner Freiheit)“<sup>47</sup> Zeigen sich die Verhältnisse anschlusslos oder mehrsinnig und geraten Umgangsleute dadurch in eine Krise, so entsteht hier weniger eine entfremdete, eher eine befremdliche Lage, in der sich für die Spieler neu entdecken und entsprechend entscheiden, wie sie Kontakte zu sich und neu knüpfen können.

### 2.3 Befremden

Den Takt nicht als guten und schönen Antwortgeber für aktive Konfliktlösungen oder passives Katastrophenvermeiden Einzelner einzustellen, sondern als antwortfindende Praxis, mit der situativ gespannte Stimmungen im zwischenmenschlichen Verkehr verhandelt, aber auch hergestellt und umgestellt werden können, lässt auf das nuancenreiche Gemeinsame der Gegensätze von Ordnung und Leben, Fremdheit und Eigenheit blicken, in dem die vielen Unbekannten des Umgangslebens zuhause sind. Angenommen, das Weinen der Studentin als Reaktion auf den verbalen Volltreffer der Dozentin gehört zu den „Antworten auf eine *Grenzlage*“<sup>48</sup> die aus einer Umgangskrise und den sich schließenden Verhaltensspielräumen entstehen, dann ist der Takt noch im Spiel, insofern sie mit ihm (wieder) woandershin geöffnet werden können, wie in therapeutischen Lagen, in denen sich die Therapeuten in aller Umsicht trauen dürfen, die Gesichter der Klienten zu beschädigen, um dafür Formen der Erschütterung Raum zu geben. Die Krise als Lage einer möglichen Neuwahl kann zeigen, dass die im Nirgendwo stehenden Rollenspieler zwar

---

<sup>47</sup> Plessner 1982b, S. 380.

<sup>48</sup> Ebd., S. 378, Hervorhebung im Original.

momentan nicht über „sich und die anderen verfügen – und stolpern“.<sup>49</sup> Aber sie stolpern weniger im Sinne eines „Nicht-über-sich-verfügen-Könnens“ als „gestörte Selbst- und Weltaneignung“,<sup>50</sup> vielmehr zeigt sich darin ein Angebot, aus der Grenzlage für sich und einander etwas zu machen. Selbst wenn es beim Weinen zu einer „Begegnung mit Losgelöstem, das unvermittelt berührt (rührt, erschüttert, verwandelt, löst, überwältigt)“<sup>51</sup> kommt, haben Weinende noch nicht endgültig die Freiheit verloren, sich einander heulend, stöhnend, schluchzend, wimmernd, jammernd zu zeigen – und im Zeigen zu bewegen. So sind sie zwar in einer Umgangslage in sinnentleerte Räume und damit außer sich geraten. Aber bei allem hat „der *Verlust der Beherrschung im Ganzen* Ausdruckswert“.<sup>52</sup> Die Studentin verhält sich also auch ohne sinngebende Umgebung ausdrücklich zu sich und anderen, nur kann sie im übergriffigen Moment den „Abstand im Ausdruck zum Ausdruck“<sup>53</sup> nicht wahren. So gesehen „ergibt sich die Ohnmacht aus einer merkwürdigen Unmittelbarkeit des Ausgeliefertseins an den Schmerz, im Umschwung von Gespanntheit zu Gelöstheit und in der Ergriffenheit“<sup>54</sup> die, wird sie nicht übergangen, den Umgangsleuten mindestens eine allseits orientierende Situations- und Beziehungspause verschafft, das Gewohnte etwas im Fragwürdigen belassend, zur Begrenzung und Verwandlung von allzu starrsinnig gewordener Macht und Wahrheit. Ähnlich funktionieren mit Schock arbeitende Kunstwerke, die für das Publikum eine Grenzreaktion anstoßen, also anstößige Stimmungen erzeugen, Taktlosigkeiten platzieren, wenn sie das ihnen Zugrundeliegende über die Stränge schlagen lassen, also verfremden oder befremden:

Grundsätzlich wohnt jedem Bild etwas Grenzüberschreitendes inne. [...] Was für andere schwer fassbar ist, sucht der Künstler gezielt auf. Er durchbricht Oberflächenstrukturen, um im Zustand des Fragmentarischen unbekannte Möglichkeiten der Zusammensetzung zu erforschen. [...] Er konstruiert

---

<sup>49</sup> Plessner 1982b, S. 379.

<sup>50</sup> Jaeggi 2005, S. 183.

<sup>51</sup> Plessner 1982b, S. 383f.

<sup>52</sup> Ebd., S. 274, Hervorhebung im Original.

<sup>53</sup> Plessner 1982d, S. 426.

<sup>54</sup> Plessner 1982b, S. 364.

neue Realitäten in seinem Werk, deren Wahrheiten für das Publikum oft nicht einfach zu ertragen sind.<sup>55</sup>

Das im Erfahren von Taktlosigkeiten entstehende Unbehagen kann in der Kunst wie in der schon genannten Therapie, aber auch im Alltäglichen, dazu führen, dass etwas aus dem „Bereich des Verständlichen“ in den des „noch nicht Verständlichen“<sup>56</sup> und damit über das im Moment Mögliche hinaus gerät. Dabei haben die kalkulierten Taktlosigkeiten vor allem in der Kunst für das um den Verstand Bringende mehr Freiräume verfügbar als das Alltägliche, da sie die Menschen als anonymes Kunstpublikum voll treffen. Das Publikum mag tief getroffen sein und sich derart zeigen, aber es ist damit nicht allein, es kann also seine Beschädigungen mit anderen kommunizieren, teilen, begrenzen. In diesem Sinne taugt es als Vorbild für Alltagseinzeln in ihren Rollen-als, die sich im Umgang miteinander schockieren, etwas unsinnig werden lassen, Gesichtsverluste zugunsten von Tränengewinnen hinnehmen, um dann anders geschaut für sich und einander sinnvolle Anknüpfungen zu entdecken.<sup>57</sup> Stets vorausgesetzt, dass alle Unmittelbarkeit vermittelt ist, sind selbst Antworten auf Grenzlagen noch dafür gut, „eine Beziehung zu anderen und zu sich selbst aufzunehmen“.<sup>58</sup> Verläuft das Umgangsleben „notwendig *auf der Grenze zwischen Sinn und Nicht-Sinn*“,<sup>59</sup> ergibt sich für Umgangsleute entweder ein Bewegungsspielraum oder aber „die Chance, an nicht mehr verschiebbare Grenzen des Nichts-Sinnes zu stoßen“,<sup>60</sup> was hier so viel wie eine günstige Gelegenheit ist, über den Körper laufende Grenzreaktionen hervorzurufen, damit die Ordnung auf Leben hin in Bewegung bleibt. So hat das Weinen der Studentin den Verhaltensspielraum im Hinblick auf zwischenmenschliche Anschlüsse zwar eingeschränkt, aber gleichzeitig ist mit ihrer Reaktion eine wesentliche Umgangsgrenze zum Ausdruck gekommen: Die Weinende ringt interpretativ wie expressiv und antwortet,

---

<sup>55</sup> Dannecker 2012, S. 122.

<sup>56</sup> Plessner 1982b, S. 383.

<sup>57</sup> Vgl. Dannecker 2012, S. 123: Hier ist es allein die Aufgabe der Kunstschaffenden, mit dosierten, also taktvollen, Taktlosigkeiten an ihr Publikum zu gehen, damit sich die Beschädigungen in Grenzen halten, ähnlich wie im therapeutischen Kontext, solange aus dem Monolog kein mehrstimmiges Gespräch werden darf.

<sup>58</sup> Katz 2015, S. 98.

<sup>59</sup> Plessner 1982b, S. 383, Hervorhebungen im Original.

<sup>60</sup> Ebd.

indem sie eine „Nebelbombe über die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten der Situation“<sup>61</sup> wirft. Fließen beim Weinen offen sichtbar Tränen, so können die krisenhaften Verhältnisse hinter einem Tränenschleier bis auf bessere interpretative und expressive Zeiten verborgen gehalten werden. Ist es so, dass sich die Studentin in ihrem Auslandssemester nicht nur von den diversen Niederlagen oder nicht erlangten Siegen erholt, sondern auch erkannt hat, dass sie für einen anderen als den bisher vom Leistungsniveau derart hoch angesetzten Sport steht, so kann sie zwar das universitäre Sportskript nicht umschreiben, aber doch ihren Part daraufhin anpassen und ihre Rollenhaltung etwas wenden, etwa mehr auf Lässigkeit hin zu spielen versuchen. Vielleicht kommt sie auf diesem Weg zu einem Bewegungsstil, der darüber hinwegtäuscht, dass sie die Leistung an der erwarteten Weise vorbei erbringt, vielleicht kann sie auch ihre Kommilitonen anstecken und das Sportstück insgesamt woandershin bewegen. Wer entscheidet, bei Gelegenheit seinen „eigenen Maßstab zu befremden“,<sup>62</sup> mag „absichtlich Fehlinformationen vermitteln, das eine Mal durch Täuschung, das andere Mal durch Verstellung“,<sup>63</sup> aber insofern das Umgangsrichtige nicht vorliegt bzw. sich erst im Vollzug ergibt, gehören verstellende wie andere kleine befremdende Fluchten zu jenen Praktiken aus dem Geist des Takts, die den zwischenmenschlichen Starrsinn begrenzen, zugunsten weiterer Mitspiele. So kann die Studentin der grenzgängigen Umgangslage über einen ironischen Kommentar zur Tollpatschigkeit rundlicher Frauen entkommen, womit dem bitteren Ernst der taktlosen Geste etwas entgegengesetzt wird, ohne den brüskierenden Inhalt vergessen zu machen. Sie kann die Dozentin auch beim Wort nehmen und stumm eine überzogene Performance der Niederlage darbieten oder im bewussten Überhören des Vorfalls einen sportfremden Kommentar platzieren, seine Ohnmacht vortäuschen, mit einer Kommilitonin eine eigene Übung proben – und anderes mehr, was Übergänge entstehen lässt, aus denen sich neue Anschlüsse ergeben. Zusammengefasst ist zu sagen, dass mit befremdenden Praktiken die zumeist spontan akut werdenden Umgangsfronten zwischen Rollenspielern beweglich, geschmeidig und anschlussfähig gehalten werden können. Dies ist insofern nicht zu vernachlässigen, als erst der Prozess des Umgangs zu erkennen gibt, wie sich schließende Verhaltensspielräume auf das weitere Miteinander auswirken, denn ein

---

<sup>61</sup> Katz 2015, S. 121.

<sup>62</sup> Schürmann 2014b, S. 220.

<sup>63</sup> Goffman 1983, S. 6.

Umgangslieben beginnt weder mit einem Startschuss noch endet es an einer für alle gleichermaßen gültigen Ziellinie, sondern bringt und hält seine Protagonisten in ein schon divers laufendes Inmitten. Solange es dabei um mehr gehen darf, als eigensinnig das Rollenselbst von pathologischen Zügen zu befreien, um es in seine wahren Gesichter zu bringen, vorbei an der im steten Wandel sowie in vielfältigen Beziehungen stehenden Position der Umgangssysteme<sup>64</sup> und der sich darin und zueinander verhaltenden Rollenträger, ist Platz für befremdende Rollenspiele, so dass aus Umgangskrisen pausierende Räume und dort füreinander frische Gesichter und belebte Spielräume entstehen können. Wer wie die Dozentin eine Taktlosigkeit platziert, wenn schon nicht unbedingt vorsätzlich, so aber doch, um sie zu bemerken und verwandeln zu können, oder wem wie der Studentin eine Taktlosigkeit widerfährt, wenn schon nicht gut vorbereitet, so aber doch sich ihr stellend, sie nicht persönlich, sondern mit Blick auf sich und die anderen als Mitspielerin nehmend, der begibt sich in das Spannungsfeld, kämpft dort seine Umgangsrunden – und zeigt sich und den anderen als ein darüber bewegtes, sich miteinander bewegendes, voneinander berührtes, einander berührendes Rollenselbst.

### 3 Fall 2: Im Takt bleiben

*Ein Mann wird Vater. Das Kind ist seit vielen Jahren gewünscht und gezielt geplant, zuletzt auch über Maßnahmen einer künstlichen Befruchtung. Diesen Schritt hat die Frau eingeleitet und aktiv gestaltet, der Mann ist ihn nur zögerlich mitgegangen. Das Beziehungsverhalten des Paares im öffentlichen und privaten Raum ist distanziert, was durch die über Jahre laufende Familienplanung eher noch verstärkt wurde. Die Schwangerschaft bringt hier eine Wende. Der Mann wird plötzlich zu einem ihm völlig fremden Nahverhalten gedrängt, nicht nur seitens der werdenden Mutter. Jedes Treffen mit der Familie, mit Freunden und Bekannten kreist um das kommende Glück des*

---

<sup>64</sup> Vgl. Jaeggi 2005, S. 259. Es gehört zu den Ausblicken von Jaeggi, nach ihren Antworten auf Entfremdung als gestörte Selbst- und Weltaneignung, die Frage in den Raum zu stellen, wie Institutionen – als „Gegenpart“ (S. 259) von Subjekten – verfasst sein müssen, damit sie Freiheit verkörpern für die sich in ihnen als Co-Autoren verstehen wollenden Menschen. Für den Rollenspieler sind dagegen die von ihnen bespielten Einrichtungen keine Gegenspieler, sondern lediglich für dieses-und-nicht-jenes Spiel gegeneinander antretende Mitspieler.

*Lebens mit einem Kind, um die Wonnen des Bondings, Stillens, der Nähe; alle Gespräche mit der Mutterwerdenden kreisen um die Selbstverständlichkeit der Anwesenheit von Vätern bei der Geburt. Der gemeinsame Besuch des Geburtsvorbereitungskurses zeigt schließlich, wie stark ihn das nahverhaltende Erwarten bedrängt, denn hier ist er genötigt, sich gemeinsam mit anderen werdenden Eltern auf engstem Raum körperübend zu bewegen, seine Frau, den Bauch, das ungeborene Kind mehrfach länger zu berühren, was ihm selbst im Privatraum sehr schwerfällt. Als die Kursleute die Aufgabe bekommen, zu den imaginiert ankommenden Wehen lautstark zu hecheln, kapituliert er und verlässt kurzzeitig den Raum. In der die Kursstunde abschließenden Feedback-Runde macht die Kursleiterin sein Verhalten für alle spontan zum Thema und fragt ihn, ob er mit seinem Distanzverhalten schon therapeutisch angebunden ist, denn „wir wissen ja alle, dass dem Kind großer Schaden zugefügt werden kann, wenn die Eltern selber in Bindungsschwierigkeiten stecken“. Im Kurs entsteht eine Atmosphäre stiller Betretenheit.*

*Auf den ersten Blick gibt es in diesem Fall eine anstößige zwischenmenschliche Lage, hervorgerufen durch die Rede der Kursleiterin, die den distanzierten Umgangsstil des Mannes zu seinem persönlichen Bindungsproblem macht, indem sie ihn öffentlich als potentiell schädlich für das kommende Kind kommentiert. Ein solches Verhalten erscheint zunächst situativ unpassend, sachlich dogmatisch sowie persönlich doppelt übergriffig, denn sie mag eventuell ein wohlbegründetes Wissen darüber haben, welche Arten von Bindung und Kontakt ein Säugling benötigt, aber aus dem spontanen, kurzzeitigen Rückzug des Mannes ein Bindungsproblem zu schließen, um dies auf beide Eltern zu übertragen und als Schaden für das Kind in den Raum zu stellen, geht auf den ersten Blick zu weit. Ihr Urteil fällt die Kursleiterin außerdem ungefragt sowie vor der werdenden Mutter und den anderen anwesenden Eltern. Da im Anschluss alle Beteiligten stillschweigen, ist davon auszugehen, dass sie mit ihrem Verhalten nicht nur konkret dem Mann zu nah getreten ist, sondern auch die übrigen Kursteilnehmer sowie, auf einer weiteren Berührungsebene, die werdende Mutter und Partnerin unangenehm berührt hat. Spontan ist der Äußerung der Kursleiterin also nichts Konstruktives abzugewinnen, bringt sie doch alle in eine mehr oder weniger unbehagliche Situation. Wird die Reaktion der Kursleiterin daraufhin angeschaut, wie sie sich mit dem *Kurszweck* verträgt, so ergibt sich ein ähnliches, aber differenzierteres Ergebnis: Der Geburtsvorbereitungskurs ist kein zufälliger Anlass, vielmehr einer, dem ein gemeinsames Anliegen und insofern auch ein daran*

ausgerichtetes Verhalten eingeschrieben ist. Seine Themen, die praktischen Übungen und Gespräche werden nicht geheim gehalten, alle Teilnehmenden wissen also, worauf sie sich einlassen. Nähe, Berühren, Tönen, sich dicht aneinander miteinander Bewegen sind offensichtlicher Bestandteil solcher Kurse – als Mittel zum Zweck, darüber für die Geburt und die künftige Elternschaft bestens gerüstet zu sein. Die ausweichende Geste des werdenden Vaters kann somit auch als Ignoranz demgegenüber aufgefasst werden. Er handelt gegen die Ordnung, stört mit seiner plötzlichen Flucht den Kursverlauf und lässt es insofern an Anstand fehlen. Andererseits gehört es nicht zu den Anliegen einer Feedback-Runde, Kursteilnehmer in ihrem anstößigen Tun vorzuführen, schon gar nicht in der von der Leiterin gewählten maßregelnden Art. Überhaupt fällt Maßregeln eher nicht in diesen speziellen körperbetonten, auf ein existentielles Ereignis vorbereitenden Aufgabenbereich, es sei denn, der Kurs wird von den werdenden Eltern unfreiwillig besucht, etwa von Amts wegen aufgrund gesellschaftlich untragbarer Verhaltensmängel auferlegt. So ist zwar der Mann derjenige, der mit seinen Reaktionen Anstoß erregt, aber die Kursleiterin bleibt diejenige, die sich quer zu der gedachten Kursatmosphäre verhält, also den Kurs-Takt stört. Selbst dann, wenn sie den werdenden Vater am Ende des Kurses zum Vier-Augen-Gespräch bittet, ist ihre Rede noch unpassend im Hinblick auf die *Gesamtsituation* wie auch auf ihrer beider *Verhältnis zueinander*, denn es gehört nicht zu ihrem Auftrag, sich ungefragt und außerdem als Fachfremde zur Psyche des werdenden Vaters zu äußern. Betrachtet man das weitere *kontextuelle Umfeld*, so bleibt noch die Frage offen, wie die werdende Mutter die Taktlosigkeit der Kursleiterin versteht. Spontan liegt nahe, dass sie wie der Mann getroffen ist, muss sie sich doch negativ mit angesprochen fühlen, etwas abwehren, womit sie über ihre Paarrolle und ihr werdendes Elternsein zu tun hat. Möglich ist aber auch der umgekehrte Fall. Da der distanziert bleibende Mann sie in der Vergangenheit schon viele Male in unangenehme Lagen gebracht hat, zuletzt in der Kurssituation durch seine Flucht, kann sie sich auch durch die dritte, fremde und zudem professionelle Person in ihrem eigenen Nahverhalten bestärkt und unterstützt fühlen.

### 3.1 Ermöglichende Schonzone

Genauer auf das Paarleben und hier auf das *konstruktive Potential* des Taktlosen geschaut, fällt vor allem das in der Schwangerschaftszeit nicht abgestimmte Verhältnis

von persönlichem Umgangsstil, Privatsphäre und gemeinsamer Grundsituation auf. Während die eine radikal auf Nähe umschwenkt, bleibt der andere dem gewohnten Abstand treu. Anders gesagt: Der Mann verharrt in der alten und körperdistanzierten Welt, wohingegen sich die Frau in die „bunte, vitale, hyperaktive, körperverliebte neue Welt“<sup>65</sup> begibt. Der von ihr begangene Bruch mit dem lieb gewonnenen Stil erstreckt sich auf alle Bereiche ihres eigenen und gemeinsamen Lebens. Sie ändert nicht nur ihre Art, wie sie anderen begegnet; anders wird auch ihr Umgang mit sich in den diversen Bereichen alltäglichen Lebens. So unterlässt sie das Schminken, trägt ihre Haare offen, kleidet sich leger und farbenfroh, außerdem entzieht sie dem gemeinsamen häuslichen Umfeld alles Minimalistische zugunsten von der Natur abguckten Formen, Farben und Materialien. Sie wird zu einer *Nestbauerin*. Außerdem nimmt sie diesen Wechsel still vor, da das natürliche Ereignis werdender Mutterschaft offenbar selbsterklärend ist. Der Mann bleibt durch diesen Wandel mehrfach außen vor: Er verliert den Zugang zu ihr als Frau, zu sich vor anderen als Partner und Teil der bisherigen Wohngemeinschaft, in der er für sich keinen Platz mehr erkennen kann; zudem findet er keinen eigenen Zugang zur Rolle als werdender Vater. So ringt der Mann zunehmend um seine Privat- oder Intimsphäre, seinen persönlichen Raum, seine spezifischen Distanzzonen,<sup>66</sup> um im Kontakt mit ihr und anderen, oft wie von selbst, in würdelose oder entwürdigende Umgangslagen zu geraten, da das von ihm gezeigte Nahverhalten nicht mit dem übereinstimmt, das sie und die anderen von ihm erwarten. Nun erhält sein distanzhaltender Eigensinn nicht nur wenig Sympathien, die im modernen Umgangsleben eher den empathischen, sich allseits öffnenden und flexiblen Menschen gehören; er muss sich auch die Herr-im-eigenen-Haus-Frage stellen lassen.

Angenommen, zwischenmenschliche Verkehrssituationen fordern den voll beherrschenden Umgang mit sich und einander. Dann scheint die werdende Mutter dem auf den ersten Blick gerecht zu werden, denn sie erkennt für sich die neue Rolle und schlüpft offenbar gewandt hinein: Sie befasst sich mit dem dafür geschriebenen gesellschaftlichen Text, wechselt die Bühne und spielt dort ein nahverhaltendes Mutterwerden. Dies lässt sich als den veränderten Verhältnissen angepasstes, von

---

<sup>65</sup> Gebauer et al. 2004, S. 10.

<sup>66</sup> Vgl. die von Edward T. Hall (1959; 1966) in seiner „Proxemik“ entworfenen vier Distanzzonen: die intime, persönliche, soziale und öffentliche Distanz, mit einem jeweils engeren und weiteren Bereich: dazu Stegmaier 2008, S. 375ff.

daher angemessenes, Tun verstehen – oder auch andersherum als systemunterwürfiges Folgeleisten und damit nicht „treu mit sich“<sup>67</sup> bleibendes Handeln, womit dann die deutlich starr bleibende Haltung des Mannes als bewusst gehaltener Eigensinn in der persönlichen Raumsache und sein entsprechendes Tun als eines verständlich werden kann, das sich und anderen kein anderes als das innerhalb selbst gesteckter Grenzen zumuten mag. Sind nun aber beide in der Lage, ihre Umgangswahl nicht nur umzusetzen, sondern beim Umsetzen auch zu sehen, dass sie es gerade so-und-nicht-anders umsetzen, dann können sie in sich verführende Spiele mit den Distanzzonen gehen, um Varianten füreinander zu finden. Auf diese Weise werden selbst versehentliche Grenzübertritte noch bemerkbar und entsprechend handhabbar, die sich nicht nur bei einem offensichtlich aneinander vorbeigehenden Rollenerwarten ergeben, sondern auch durch verdeckt mitlaufende Haltungen, Meinungen, Emotionen gelenkt werden. Die Kursleiterin kann beispielsweise so-und-nicht-anders auf die spontane Flucht des Mannes reagiert haben, weil sie Systemverweigerer grundsätzlich ablehnt, schlecht gelaunt oder provokativ gestimmt ist. Gilt exzentrisch geschaut, dass Umgangsleute wissen, dass sie tun, was sie gerade tun, was selbst dann gilt, wenn sie es nicht sofort wissen oder gezielt verschleiern, dann sind die Kursleute keine Opfer ihrer diversen Umgangsumstände, sondern auch in der angetretenen Opferrolle noch Täter und können in ein kreuz-und-quer verlaufendes Tun kommen. Wer dagegen Solostücke bevorzugt, geht in kein ein Dazwischen haltendes Mitspielen – und damit auch entschiedener mit Zufällen, Vorfällen, Geschehnissen um, die aus Umgangslagen lieber sicherheitshalber herausgekürzt werden. „Exzentrisches Tun“ dagegen „ist nicht auf Handeln reduzierbar, sondern hat ein unaufhebbar ekstatisches Moment“<sup>68</sup>, das zuweilen befremdlich wirken mag, aber Umgangsleute für sich und einander beweglich hält. Wer im begnenden Moment die Umgangszügel gut in der Hand hat, dies weiß und dabei nicht vergisst, dass sie ihm im nächsten Moment aufgrund des Unberechenbaren auch entgleiten können, der kann sich ganz auf das Mitspielen konzentrieren, hier auf den Prozess des einander berührenden Umgangs, der sich jederzeit aussetzen und neu ansetzen lässt, der zu keiner Zeit vollautomatisch und von daher in seinen diversen Verlaufskurven unberechenbar und zuweilen nicht einmal grob vorhersehbar bleibt, so dass es immer auch zu nuancierenden Pausen bis zu Stilbrüchen

---

<sup>67</sup> Schürmann 2014b, S. 25.

<sup>68</sup> Vgl. Schürmann 2014b, S. 219.

und Wandlungen im Umgang mit dem persönlichen Raum kommen kann. Distanzzonen sind keine einmal für immer bezogenen privaten Zimmer, sondern personale Räume, persönliche Sphären als ermöglichende Schonzone, die sich für die Umgangsmomente mit Takt herstellen, zulassen oder auch in taktvoller Taktlosigkeit provozieren und füreinander anschlussfähig halten lassen.

Miteinander zu sein, „macht Menschen in einzigartiger Weise erreichbar, verfügbar und wechselseitig angreifbar“.<sup>69</sup> Dies angenommen, können sich daraus durchaus einander entgegengesetzte Wünsche, etwa nach Nähe *und* Distanz, nach Frieden *und* Kampf, nach Herrschaft *und* Dienerschaft ergeben. So mag zwar das Nahverhalten dem Mann fern wie der Frau nah liegen; unverrückbar fest steht nicht viel mehr als das, was im Umgangsmoment tatsächlich von keinem verrückt wird. Rollenspieler gehen mit dem bedrohlich Berührbaren entspannter um als der Imagepfleger, der zur gründlichen Abwehr situativer Schanden zu jeder eindrucksm manipulierenden Tat bereit ist: Er steht mit seinen Figuren drehbuchgemäß fest auf gesicherten Bühnen, wohingegen sie auf freiem, erst noch zu sicherndem Feld unterwegs sind und die angreifenden Vorfälle über anknüpfende, taktisch weise Maßnahmen wie etwa Vorspielen, Umschreiben, Scherzen, Andeuten, Mehrdeuten, Aussetzen, Übersehen, Umfunktionieren, Hoch- oder Tiefstapeln ins Mitspielen einschreiben, nicht etwa ins Drehbuch zurückschreiben. In der Rolle des Imagepflegers mag der Mann durch so manche Anliegen der im geburtsvorbereitenden Nestwärme-Modus befindlichen Kursleute seinen persönlichen Raum in Gefahr sehen, sich in die Enge gedrängt, bedrängt fühlen und so an seine darstellerischen Grenzen geraten, die er nun trotzdem passieren oder vor denen er stehenbleiben bzw. zurückweichen kann. Im ersten Fall unterdrückt er die ihn bedrängende Enge und der Kurs verläuft störungsfrei. Allerdings ist auf diesem Weg nicht nur mit Gewinnen, auch mit Verlusten, zu rechnen, denn sein ausdrücklicher Eindruck der Bedrängnis ist als temporärer Personenschutz durchaus brauchbar, eine Art Retter in der Not bei noch ungenügender Könnerschaft im Umgang mit der Rolle und dem Stück. Ist dem Mann weitgehend unklar, wie er sich in seiner Position zeigen will, weiterhin distanzbetont, neuerdings nahreguliert oder anders, bleibt er hier vage, so hält er sich die Option für das eine oder andere noch offen. Er verzichtet damit zwar zunächst auf das für ihn gemeinhin vorgesehene Vater selbst und damit auch auf das übliche Ansehen darin, etwa den vor allem Vatersein mit allem nahbewussten

---

<sup>69</sup> Goffman 2009, S. 38.

Wasser gewaschenen Vaterwerdenden. Aber sein Verlust ist ein sozialer Gewinn, hier des Kurses an Stabilität oder auch an Elastizität, und damit für die Kursteilnehmer insgesamt an Spielraum für den Umgang mit ihren Selbstdarstellungen, was über das Anliegen von Imagepflegern hinausgeht, die aufgrund der angenommenen Zwänge der Kontingenz aus dem Zwang zur Konsistenz nicht herauskommen. Wer inmitten von persönlich bedrängenden Vorfällen selbst gemachte Fremdeindrücke retten will, muss hauptsächlich dafür sorgen, dass die anderen ihre Könnerschaft zugunsten des Drehbuchs aufrechterhalten. Hier setzt der Imagepfleger auf Praktiken des Sichtschutzes und stellt den Takt als sozial blinden Abschirmdienst ein.<sup>70</sup> Stets Pufferzonen im Umgangsleben einziehend, schützt er den personalen Raum, der wiederum das einzig wahre Rollenselbst behütet, welches schließlich dem nackten Darsteller insofern beisteht, als es ihn aus dem Umgangsspiel ganz heraushält, damit es im Umgangsraum möglich wird: einander zu berühren, ohne aneinander zu rühren. Erledigt der Takt seine abschirmenden Aufgaben nachlässig, kommt es also im Miteinander trotz seiner Anwesenheit zulasten der persönlichen Schonzonen zu Übergriffen und können daraufhin die davon Betroffenen ihre ganz persönliche Betroffenheit nicht verbergen, da sie auch in Grenzlagen irgendwie noch über ihren Körper kommunizieren, dann hilft nur noch: von der Umgangsbildfläche zeitweise zu verschwinden, eine Zwangspause einzulegen, für sich zum Sortieren, Orientieren, Studieren des Rollentextes, für die anderen zur ermahnen Erinnerung an die persönlichen Schonzonen. Rollenspieler dagegen haben es einfacher, da ihr einander Berühren mangels fertiger und bloß schonender Umgangstexte offen für den Prozess von Vorfällen und frei ist, selbst aus ungünstigsten Gelegenheiten noch einen Glücksfall zu machen. So sichert der Takt zwar auch hier unter anderem Fremdeindrücke und schützt persönliche Zonen anderer, aber da Rollen wie Schutzzonen mitbewegt werden, darf es mit ihm darum gehen, miteinander „ins Spiel zu kommen“ und „im Spiel zu bleiben“.<sup>71</sup> Während sich Imagepfleger „duellieren und warten, daß alle verfügbaren Schüsse das Ziel verfehlen, bevor sie ihren Gegner umarmen“<sup>72</sup> duellieren sich Rollenspieler, indem sie miteinander kämpfen, bevor sie sich nach der vorerst letzten Umgangsrunde symbolisch umarmen.

---

<sup>70</sup> Vgl. Paret 2018, S. 130f.

<sup>71</sup> Goffman 2009, S. 40.

<sup>72</sup> Goffman 1986, S. 38.

Im vorliegenden Fall hat die Kursleiterin nichts dergleichen getan, sondern mit Eigensinn an allen vorbei eine klare Kampfansage platziert, ist auf den Mann losgestürmt, hat ihn voll getroffen und liegen gelassen. Darüber hinaus hat sie ein kursatmosphärisches Tief geschaffen, durch das die Kursleute ungefragt in die Verlegenheit gekommen sind, sich zu positionieren, was als Tat passiert und nicht mehr zu ändern ist, womit aber jederzeit etwas anderes gemacht werden kann. Alle Beteiligten können hier mit dem vorherrschenden Stil brechen, Schonzone und damit Selbstbilder verrücken, um aus dem einseitigen und toderntaftigen in ein Mitspielerisches Duell zu kommen. Welchen Verlauf eine solche duellierende Begegnung nimmt, steht dann in jedem Augenblick mit dem Mitspielen aller Beteiligten frisch zur Debatte: So kann der werdende Vater sich und die anderen in Umgangssicherheit bringen, indem er aus der Betretenheit heraustritt, einen Rollenwechsel vornimmt und die Bindungsfrage nicht selbst, sondern im Namen eines Dritten beantwortet. Er schlägt dann vielleicht vor, in der nächsten Sitzung davon zu berichten, was es von einer anderen Autorität in dieser Sache zu hören gibt, womit er die Situation auf Neutralität hin fingiert und einen anderen personalen Raum erschließt. Es kann auch passieren, dass sich andere Kursleute in ihrem eigenen Distanzverhalten genau getroffen sehen, froh über die Möglichkeit einer Reflexion in öffentlicher Runde und bereit, die werdenden Eltern üblicherweise angebotenen nahverhaltenden Muster aus dem alles bestimmenden Takt zu bringen und auf Nuancen zu durchkreuzen, so dass sich Verhaltensspielräume ergeben und Schonzone entspannen. Es reicht nicht, mit Takt zu wissen, „wie man sich im Raum ausweicht oder im Raum aufteilt, um sich nicht ins Gehege zu kommen“.<sup>73</sup> Man muss auch wissen, wie man sich im Raum erreicht, will man miteinander etwas bewegen. Dieses Wissen kann nun entweder vorab gemeinsam festgelegt oder einsam beschlossen werden, dann ist entweder ein meisterhafter oder gefühlsgewisser Takt gefragt, die hier beide schon abgewiesen sind. Die Unbehagen auslösende Kurssituation ist nicht nur ohne gesichertes Umgangswissen; dazu kommt, dass sich Umgangsleute in einem Umgangsprozess miteinander befinden, was das Erreichbare und Angreifbare in einer Spannung zueinander sein lässt, sollen sich nicht nur immobile Schonräume für die unsichtbaren Gesichter von schutzbefehlenden Solisten ergeben.

---

<sup>73</sup> Paret 2018, S. 143.

## 3.2 Unbehagen schafft Widerstand

Unbestritten bleibt, dass auch mit Takt begangene Taktlosigkeiten für den Umgangseinzelnen noch gefahrenträchtig sind, aber sie bleiben „eine Dimension, in der er spielt“, also in erprobender Art und Weise für sich und einander „an Grenzen geraten kann“.<sup>74</sup> So ist die in der Kurssituation gewählte Fluchtgeste des Mannes dem Kurs insgesamt, der Kursleiterin und auch der Mutterwerdenden gegenüber durchaus taktlos. Sein Verhalten mag anderen unnötig und ungehörig erscheinen, den Pakt des Kurses missachtend, aber es lässt unter Umständen auch einen schwach Widerständigen anstatt einen trotzig aufstampfenden Neinsager erkennen, der seinem persönlichen Unbehagen für alle sichtbar Ausdruck verleiht, ausgelöst durch die ihm unfrei erscheinende Situation, hier die starke Macht und Kontrolle rund um Geburtsvorbereitung, Geburt und Elternschaft:

Unbehagen stellt sich ein, wenn Bezugsrahmen verschwinden, wenn ein unsicheres Terrain besritten wird, das keine Anknüpfungspunkte bietet. Dieses Terrain kann nicht gefunden werden, sondern findet statt. Der Zustand des Unbehagens animiert dazu, dieses Terrain wahrzunehmen. Unbehagen beschreibt in diesem Sinne einen Nicht-Ort, der *sich* einstellt, und dem möglicherweise ein „Coup“ entspringt.<sup>75</sup>

Angenommen, der Mann flieht aus der ihm Unbehagen verursachenden Kurssituation mit dem noch wütend in den Raum geworfenen Satz: „Wie kann es sein, dass Männer so einen Schwachsinn mitmachen?“ Aussage und Flucht brechen unvermittelt in den Kurs ein, stören ihn an einer geburtswesentlichen Übungsstelle und lassen den geltenden Bezugsrahmen von einem Moment auf den anderen brüchig und fragwürdig wird. Der gesamte Kurs gerät aus dem gewohnten Takt und mit dem Unbehagen weiterer Kursleute an einen solchen „Nicht-Ort“, was dann durch rasches Abgreifen vorliegender Regeln, Konventionen, Rituale hingenommen oder zum Anlass genommen wird, sich darüber miteinander anders auszurichten. Solange

---

<sup>74</sup> Plessner 1982b, S. 379.

<sup>75</sup> Teigeler 2011, S. 295, die Unbehagen als Fluchtwege schaffenden „Widerstand ohne Halt“ (S. 7) mit Plessner und Deleuze vorstellt.

die Situation nicht nur etwas mit ihnen macht, das Geschehene mit ihnen geschieht, haben sie die Wahl: Sie können an dem „Nicht-Ort“ verharren oder aber einen Coup landen, einen Umsturz einschleichen lassen, auf dass sie das in die Ordnung Einbrechende zu gemeinsamen Zwecken umwandeln. Stellt sich also Unbehagen ein, plötzlich, ausgelöst durch einen „sinnlichen Zufall“<sup>76</sup>, so entfaltet sich dessen „produktive Kraft“<sup>77</sup> sobald die Unbehaglichen etwas daraus machen, etwa grenzgängig oder schwach widerständig werden. So gesehen verweist die taktlose Geste des Mannes auf sein Unbehagen, mit dem er sich spontan ohne Plan gegen die Kurskonventionen stellt, um seine gestalterische sowie spielende Rollenfreiheit zu retten und darüber wiederaneignende Wege für ein gemeinsames Handeln in weiteren Spielräumen zu erschließen: An den schwachen Widerstand gebunden, gehört seine vom Nicht-Ort ausgehende Fluchtgeste zu den „Taktiken von Praktikern“<sup>78</sup> den taktisch weisen Handlungskünsten, über die er in der Kurssituation das dort Übliche elastisch hält. Dabei kann passieren, dass eine derartige Aktion nicht allein die konkrete Lage stört, sondern auch die tragende machtvolle Konstellation beunruhigt, vielleicht sogar unterwandert, abhängig davon, was von den anderen daraus gemacht wird und weiterhin daraus werden soll.

Aber das liegt nicht mehr unmittelbar im Aufgabenbereich des Takts, der zwischenmenschliche Momente bedient, auch wenn er sehr viel für den Erhalt der Spannung zwischen Ordnung und Leben unternimmt, damit die im Augenblick nicht nach einer Alternative so oder so entscheidbare Umgangslage<sup>79</sup> zu ihrem Recht kommt, weshalb er möglicherweise den Bezug auf die negativ begrenzenden Normen entgrenzt, das nicht zu Bemessende, Maßlose zulässt – oder auch dem Grundlosen gute Gründe liefert. Denn es gibt wie gesagt Umgangsmomente, in denen gar nicht erst nach Gründen gesucht, das Umgangstun nicht voreinander begründet werden muss, wodurch erst der Spielraum für das genannte Erfindungsvermögen in Sachen dessen entsteht, was für sich und einander zu tun anstehen könnte, ohne dabei „normative Spuren hinter sich“<sup>80</sup> zu lassen, gemäß der eigenen Unergründlichkeit sowie dem Reichtum aller Menschenkräfte, damit die Seele baumeln *und*

---

<sup>76</sup> Teigeler 2011, S. 292.

<sup>77</sup> Ebd.

<sup>78</sup> De Certeau 1988, S. 21.

<sup>79</sup> Vgl. Plessner 1981a, S. 79f.

<sup>80</sup> Accarino 2002, S. 150.

revoltieren, friedfertig sein *und* kämpfen, sich hingeben *und* widerstehen kann, egal ob die Vernunft, eine Emotion oder pure Lust das Handeln antreibt. Solange die Dimension des Spiels erhalten bleibt, ist es auf anderes hin frei und kann sich nicht radikalieren, womit sich eine der wesentlichen Aufgaben des Takts erfüllt: den zwischenmenschlichen Verkehr, spontan sowie gelegentlich gezielt provokativ, von Wertdichte frei und damit die Regelapparate beweglich zu halten. Der Takt als grundloses Zwischenspiel ist in diesem Kontext zu verstehen sowie entsprechend zu ergänzen, denn: In seiner experimentell-spielerischen Variante tritt er ebenso in solchen Lagen auf, die nach Gründen alternativ so oder so behandelt werden können, da eine passende Umgangsregel zwar vorliegt, aber etwa wegen einer erkennbar erhöhten Wertdichte oder zugunsten eines bloß gelingenden zwischenmenschlichen Kontakts gezielt nicht gewählt wird. Die Idee der Grundlosigkeit wird verständlich, sobald es mit Takt nicht darum gehen muss, ein schon moralisch fest umzäuntes Umgangsleben zu schützen und zu stützen,<sup>81</sup> sondern mit erprobenden, auch risikierenden Aktionen schonend zu ermöglichen. So gesehen lässt sich mit ihr an die Idee der Ziellosigkeit des Unbehagens als Widerstand anknüpfen:

Unbehagen zeichnet sich dadurch aus, ziellos zu sein. Es füllt das Paradox, Unbehagen ohne Halt denken zu können, indem dieser Halt keine vordefinierte Basis oder eine durch Analyse zu entwickelnde Position darstellt, sondern in der Ziellosigkeit sein Ziel, seine Konkretisierung erfährt.<sup>82</sup>

Wie für Taktgesten gilt, dass sie stark sind als solche, die auf Seilen tanzen, so lebt auch das Unbehagen davon, ohne einen inhaltlich konkretisierten Halt auszukommen. Das Ziel der Ziellosigkeit kann entsprechend so aufgenommen werden: Widerständiges Tun bleibt produktiv, solange es die Freiheit hat, sich nur lagegemäß, nicht allgemein, festlegen zu müssen, weder auf eine Handlungsanweisung zu rekurrieren noch eine zu generieren. Was nicht ausschließt, dass Bruchstücke des jeweils vollzogenen Handelns über die Lage hinaus in weiteres eigenes wie anderes Handeln hineinwirken, auch wenn Gründe und Ziele eher unterbelichtet im Gemütsdunkel bleiben. Nur ganz wie von selbst, aus sich selbst heraus, ereignet sich das Unbehagen als zielloses Zwischenspiel nicht – jedenfalls dann, wenn es diesen

---

<sup>81</sup> Vgl. dagegen Sindermann 2009, S. 201, Anm. 17.

<sup>82</sup> Teigeler 2011, S. 9.

Selbstereignissen nicht an vermittelten Komponenten fehlen soll, wie sie dem exzentrischen Lebensstil verbindlich sind:

Sobald sich etwas aus sich selbst heraus ereignet, d. h. sich selbst überlässt, kann es nicht an ein Ziel gebunden sein. Ein Ziel entspricht in diesem Kontext einer Handlungsanweisung. Was sich jenseits der Ziele, jenseits der Handlungsanweisungen befindet, entzieht sich der Möglichkeit der Festschreibung.<sup>83</sup>

Unbehagen (selbst)auslösende und in den Widerstand führende, hier taktvoll taktlose Gesten können demnach im Verkehrsleben für Handlungsspielräume sensibilisieren und zu Wiederaneignungen einst verlorener, vergessener, verlegter, verdrängter Anschlüsse führen sowie darüber vielleicht eine Art von Komplizenschaft ins Leben rufen, die nicht auf dem Kursplan oder ihm sogar entgegen steht und die allein deshalb für den Takt und den Bruch damit interessant ist, weil sie „die Silbe ‚Mit‘ bereits im Worte hat“.<sup>84</sup>

### 3.3 Komplizenschaft – oder: Die Kunst des Mitmachens

Das zwischenmenschlich erreichbar, verfügbar und wechselseitig angreifbar machende Miteinander ist voll vieler Einzelner, die sich nie allein zu sich, sondern immer auch zueinander positionieren und entsprechend in der „Wir-Form des eigenen Ichs“<sup>85</sup> miteinander bewegen. Hier sind es die Kursleiterin und die werdenden Eltern, die sich in ihrer gemeinsamen Lage für dieselbe aufeinander einspielen: als Exzentriker in der Mitwelt, d. h. im stets umkämpften miteinander Geteilten. Das Wie liegt in den Händen aller, die das kursleitende Nahmuster fraglos hinnehmen, aber auch situativ hinterfragen können, um der Gewalt der konkreten Lage und damit den Brüchen mit dem Musterhaften Platz zu machen. Wer, wie der werdende Vater, sein Unbehagen ausdrückt, kann für sich allein rebellieren, aber auch andere damit infizieren und aus dem Takt bringen, d. h. die bislang nahegeleitete Kursord-

---

<sup>83</sup> Teigeler 2011, S. 295.

<sup>84</sup> Ziemer 2007a, S. 79f.

<sup>85</sup> Plessner 1975, S. 302.

nung woandershin bewegen oder reformieren. Hier, wie überall im Reich lauter einzelner Fälle, „wo eine „Unstetigkeit im Stetigen, regelmäßige Unregelmäßigkeit“<sup>86</sup> vorherrscht, das gemeinsame Aushandeln oder der Münzwurf entscheidet, laden Taktbrüchige dazu ein, von der Ordnung eine Pause zu machen, sie auf Weltoffenheit zu überprüfen und den Taktbruch „als günstigen Augenblick“<sup>87</sup> zu nehmen, um für die Praxis etwas (anderes als bisher) aus der Lage zu machen. Das fragwürdig gewordene Unhinterfragte kann eine Art von Komplizenschaft ins Leben rufen:

Als Praxis ist Komplizenschaft Teil der Verhältnisse und schöpft ihre Handlungsweise aus der Macht, die diese Verhältnisse produzieren. Die „Lebendigkeit“, die innerhalb der Machtverhältnisse hergestellt wird, orientiert sich [...] an Normalisierungsprozessen, die einer möglichst effektiven Verteilung innerhalb eines vermeintlich grenzenlosen Ereignisraumes geschuldet sind. Die Praxis, die eine Komplizenschaft darstellt, schafft Lebendigkeit in ihrem eigenen, temporären System.<sup>88</sup>

Der aus seinem Unbehagen des erfahrenen Augenblicks widerständig werdende und seine geburtsvorbereitenden Mitstreiter ansteckende Kursteilnehmer will keine Umwälzungen einer bisher funktionierenden Kursordnung. Er hat den Kurs nicht gezielt bis an die Grenze des Fragwürdigen gebracht, um dann so zu tun, als sei ihm etwas zur Teilhabe aller widerfahren oder aufgefallen:

KomplizInnen gehen nicht primär auf eine geplante Suche, weil ihnen etwas fehlt. Vielmehr werden sie überrascht und von etwas oder von jemandem angesprochen.<sup>89</sup>

Komplizen sind also lediglich besonders aufmerksam für das Plötzliche zwischenmenschlicher Verkehrslagen, interessiert an allem, was dort passiert, ohne gezielt Ausschau zu halten. Sie leben darin, lassen sich von den verschiedenen Situationsgewalten überraschen, also auch berühren, denn „Komplizenschaft ist nicht strategisch, sie

---

<sup>86</sup> Plessner 1975, S. 124; vgl. auch: Brüstle et al. 2005, S. 9–30.

<sup>87</sup> Teigeler 2011, S. 279.

<sup>88</sup> Ebd., S. 293.

<sup>89</sup> Ziemer 2007b, S. 45.

ist geprägt von Taktiken<sup>90</sup> und Taktiker verhandeln „mit den anderen“, spielen „mit verschiedenen Bausteinen, die ihnen Möglichkeiten des Handelns eröffnen“.<sup>91</sup> Sie „sind im positiven wie im negativen Sinne Verbündete, die gemeinsam, eng miteinander verflochten zur Tat schreiten.“<sup>92</sup> Wem plötzlich unbehaglich wird, so dass er sich nur noch mit wenig auskennt, bleibt immer noch über eine widerständige „Kraft des Schwachen“<sup>93</sup> stark, über Praktiken des Mitspiels und die Praxis des Takts miteinander verbunden, auch wenn ihm im Moment die verstehenden Anschlüsse verloren gehen:

Man muß *mitmachen*, indem man etwas damit macht. In diesen Kriegslisten gibt es so etwas wie eine Kunst, einen Coup zu landen, gewissermaßen ein Vergnügen daran, die Regeln einer aufgezwungenen Umwelt auf den Kopf zu stellen. Eine taktische und fröhliche Fingerfertigkeit im Umgang mit einer Technik.<sup>94</sup>

Überraschungsmomente, die mit den Grenzen eines geregelten Umgangs konfrontieren, sind demnach weniger eine bloß passiv zu tragende Last; vielmehr regen sie dazu an, damit aktiv ins Umgangsleben zurück zu gehen, um dort füreinander etwas zu machen, daraus werden zu lassen. Der Taktsache ist dabei ziemlich gleichgültig, wie solche Praktiken als mitmachende Taktiken genannt werden, ob sie Tricks, Listen, Finten oder anders heißen; relevant ist nur das *Mit*.

Nun hat aber die Kunst des *Mit* als ein Mitmachen gesellschaftlich keinen besonderen wohlwollenden, eher einen abwertenden Stand „im Sinne von Mitwisserschaft oder Teilnahme an einer Straftat“:<sup>95</sup>

Im Bereich der Wirtschaft assoziieren wir Filz oder (Männer-)Bündnisse damit, im nationalen oder globalen Kontext wird Komplizenschaft mit Kriminalität und Krieg in Verbindung gebracht. [...] Warum also dieses negativ konno-

---

<sup>90</sup> Ziemer 2007a, S. 79

<sup>91</sup> Ebd., Hervorhebung im Original.

<sup>92</sup> Ebd.

<sup>93</sup> Ziemer 2007a, S. 80.

<sup>94</sup> De Certeau 1999, S. 60, Hervorhebung im Original.

<sup>95</sup> Ziemer 2007a, S. 80.

tierte Verhalten nutzen, um daraus eine produktive und durchaus lustvolle Form von Kreativität zu entwickeln? Weil Komplizenschaft die Silbe ‚Mit‘ bereits im Worte hat und weil ihr Energie, Phantasie und eine subversive Kraft innewohnt, die als kritische und nicht kriminelle Alltagspraxis an vielen Orten auftaucht. Komplizen sind im positiven wie im negativen Sinne Verbündete, die gemeinsam, eng miteinander verflochten zur Tat schreiten. [...] Wenn sie sich gegen etwas verbünden, kreieren sie zugleich alternative Ordnungen, die manchmal schwer durchschaubar, auch konspirativ und klandestin, aber wirksam ihren Effekt erzielen.<sup>96</sup>

Komplizen als vielfältig Verbündete, einander Verbundene sind demnach keine in Freundschaft oder Liebe vereinten Paare, selbst wenn sie nur zu zweit unterwegs sind. Paare wollen sich finden, zumeist ihre anderen, besseren Hälften. Und wenn zwei oder mehrere Hälften meinen, sich gefunden zu haben, dann werden sie liebend gerne eins und gehen einen aufeinander eingeschworenen Auf-immer-und-ewig-Bund ein, der sich in eine gewisse traditionelle, fortpflanzend-stabilisierende Ordnung einfügt.<sup>97</sup> Dieser Idee fügt sich auch noch das emanzipierte Paarleben. Während also Paarschaft auf gut versiegelte Sicherheit schaut und sich blind oder taub macht für die vielen Unwägbarkeiten, lebt Komplizenschaft von einer Lust an Grenzgängen, einem subversiven Umgang mit den gegebenen Systemen. Komplizen verbünden sich mit anderen gegen andere und immer zugunsten von alternativen Mitspielereien. So gesehen sind sie nicht einfach bloße Täter, die im zwischenmenschlichen Verkehr für sich oder an anderen ein bisschen herumspielen, vielleicht Schleichwege finden, um einander auszuweichen, oder die Umgangslage sanft umschreiben. Komplizen sind Mittäter als Mittuende, die in ihrem eigensinnigen Tun immer auch etwas Gemeinsinniges tun, indem sie miteinander in dieses-und-nicht-jenes Spiel gehen, das sich spontan, zufällig, überraschend ergibt:

---

<sup>96</sup> Ziemer 2007a, S. 80.

<sup>97</sup> Vgl. Fellmann 2013, S. 27ff., der den Mythos des Kugelmenschen aus Platons *Symposion* aufruft, um den Menschen als Mängelwesen zu zeigen, für den es ein einziges „Heilmittel“ gibt: die hetero-erotische, fortpflanzungsträchtige Paarliebe. Eros rechtfertigt das menschliche Dasein.

KomplizInnen mögen das Abenteuer, lassen sich auf Unbekanntes ein und setzen dabei etwas aufs Spiel. Vielleicht ihren Reichtum, ihre Familie, ihre Gesundheit, ihren definierten Ort. Sie erschaffen dafür anderes, Unvorhersehbares. Sie erfinden ihre eigenen Gesetze, die sie stärker binden als das bestehende Recht. [...] KomplizInnen sind keine kontemplativen Subjekte, sie sind TäterInnen. Und deshalb auch nicht nur schöpferisch, sondern manchmal auch sehr erschöpft.<sup>98</sup>

## *Schöpfung und Erschöpfung*

Komplizen sind füreinander berührbar. Sie riskieren etwas und gehen eher selten sicherheitshalber voreinander in Deckung. Sie verwickeln einander, freudig über achselzuckend bis zähneknirschend:

Je intensiver, je leidenschaftlicher sich Komplizen mit einer Sache, mit einer Thematik beschäftigen, oder auch beschäftigen müssen, desto sensibler werden sie dafür, sich zu finden, d. h. den Anderen wahrzunehmen. Sie provozieren „sinnliche“ Zufälle.<sup>99</sup>

Wer sich anstiften lässt, verbündet sich. Störfälle verführen und führen dazu, dass die derart Verbündeten weitere Zufälle erfinden, Anschlüsse aufs Spiel setzen, Differenzen schaffen, Ambivalenzen erhalten, also gerade so viel Unordnung in die Ordnung bringen, dass das Miteinander lebendig bleibt und zwischen den Mitspielern keine einander kaltstellende „Weltraumkälte“<sup>100</sup> entsteht:

KomplizInnen agieren oft von einem unsicheren Terrain aus [...]. Sie ermutigen sich oder werden gezwungen, die Situation, in der sie stecken, produktiv zu nutzen – ob als schöpferischen Lebensentwurf oder als Überlebensstrategie.

---

<sup>98</sup> Ziemer 2007b, S. 46.

<sup>99</sup> Teigeler 2011, S. 294.

<sup>100</sup> Plessner 1981a, S. 107.

Aus Unsicherheit gewinnen KomplizInnen Lust, die sie zu affektiven Handlungen animiert.<sup>101</sup>

Angenommen, aller Anfang einer Komplizenschaft ist Unsicherheit und Unbehagen im Miteinander, woraus die schöpferischen Komplizen bis zur Erschöpfung etwas machen; dieses Mitmachen vollzieht sich momenthaft, also taktisch weise: mit Sinn für den Ernst dieser-und-nicht-jener Lage und das gemeinsame Spiel damit wie darin. Sie nehmen es hin, andere im kämpferischen Mitspielen zu treffen wie auch von anderen getroffen zu werden, zu verletzen wie verletzt zu werden, ihre gewohnten Standorte mal nicht halten zu können, sich woandershin zu bewegen. Als Komplizen versichern sie sich wechselseitig, es in ihrem kämpferischen Tun nicht bei einseitig-eigensinnigen Hieben zu belassen, sondern diese nur als Auftakt zu einem sich aufeinander einlassenden Kampf zu nehmen. Komplizen sind also tatbereit und insofern in einer kämpferischen Grundgestimmtheit. Da sie ihre Kampfplätze nicht aussuchen, sondern sich diese im Kontakt erst ergeben, geht es beim Kämpfen nicht konkurrierend, höchstens konfligierend, zu. Was die über ihr Unbehagen in den haltlosen Widerstand gehenden Mit-Geburtsvorbereitenden einander hier anbieten, ist keine Gegnerschaft, kein Aufruf zu Parteinahme oder Wettbewerb, sondern das Anknüpfen an sinnliche Erfahrungen, diffus bleibende oder konkret werdende Körpersensationen. Ihre „Lust am Risiko, Spiel und Ungewissen forciert das Verknüpfen heterogener Elemente und bietet erfinderische Möglichkeiten“<sup>102</sup> im Hinblick auf die „Art der Liaison zum Anderen“,<sup>103</sup> die auch zu einem verlorenen Kampf ums wahre Gesicht führen kann. Aber „Komplizen sind eben Mit-täter, nicht nur Mitdenker“,<sup>104</sup> weshalb es zu Gesichtsschäden kommen kann, aber nur im Rahmen des Erhalts von Kontaktstellen. Der mit Takt eingegangene Kampf als Tatbereitschaft ist nichts, was „zu sofortiger, hochkonzentrierter, permanenter Aufmerksamkeit“ nötig, um „beim geringsten Nachlassen dieser Haltung sofortige, unmittelbar spürbare Rückmeldungen“ zu liefern, denn so sehr es im kämpferischen Mitmachen um eine „Entscheidungsorientierung“ und „momenthafte

---

<sup>101</sup> Ziemer 2007b, S. 45.

<sup>102</sup> Ziemer 2007b, S. 81.

<sup>103</sup> Ebd.

<sup>104</sup> Ebd.

Fokussierung aller dazu verfügbaren energetischen Potentiale<sup>105</sup> gehen mag, keinesfalls sind deshalb Affekte, Impulse, Irrationales, Ambivalenzen, Zufälligkeiten, Zwickmühlen und ähnliche Unordentlichkeiten als Ballast zu entsorgen, im Gegenteil. All das gehört zur Kunst des Mitmachens, zu einem mitmachenden Umgangsstil. Rollenspielende, sich und einander Befremdende, personale Raumeinrichter, schwach Rebellierende, frei Verbündete oder auch erschöpft-schöpferisch Mitmachende – sie alle kämpfen um kein hochglanzpoliertes Ich. Sie feilen weder an eigenen Macken korrigierend herum noch provozieren sie auf saubere Siege eine „kämpferische Extremsituation“.<sup>106</sup> Sie kämpfen nur in der „Wir-Form des eigenen Ichs“ miteinander. Ohne das Mit sind Komplizen keine Komplizen, über diesen-und-nicht-jenen Vorfall einander verbundene Verbündete: „Ein Blick, eine Geste, ein Code: Wir alle agieren – mehr oder weniger bewusst – als Komplizen“,<sup>107</sup> oder anders: als „Mit-Spieler, d. h. Mit-Menschen“.<sup>108</sup>

## 4 Fall 3: Aus dem Takt gehen

*„Der philosophische Stammtisch“ findet monatlich in einem städtischen Café statt. Er ist offen zugänglich. Wer interessiert ist, kann sich dazusetzen und mitsprechen. Das Publikum ist anfänglich bunt gemischt, da die Themen an Alltagsfragen orientiert sind. Sie kreisen um Geld, Einsamkeit, Langeweile, Trauer, Eifersucht, Müdigkeit, Zorn, Mut, Geschwindigkeit, Glück und anderes mehr. Der Veranstaltungsleiter beginnt den Stammtisch mit einem längeren Impulsreferat. Hierfür wählt er keine Alltagssprache, sondern einen fachsprachlich gehaltenen, deutlich umständlichen Bildungston. Am Ende seiner Rede entsteht immer eine große Pause, die er schnell über gezielte Fragen aufzulösen versucht. Die Gäste reagieren meist überfordert, enttäuscht, aber auch beeindruckt vom Wissen des Leiters und sind in ihren Versuchen, an das Gehörte anzuknüpfen, beflissen, unsicher bis verkrampt bemüht. Es vergehen einige Freitage mit deutlich abnehmender Teilnehmerzahl, ohne dass sich der Grundton wandelt. Dies ändert sich spontan mit einem neuen Gast, der sich als Student und Mitarbeiter in*

---

<sup>105</sup> Bihack 1998, S. 242.

<sup>106</sup> Ebd.

<sup>107</sup> Ziemer 2007a, S. 80.

<sup>108</sup> Plessner 1982c, S. 411.

*einem Fitnesscenter vorstellt. Er hört sich die einleitende Rede, diesmal zum Thema „Schönheitswahn“, eine kurze Weile an – und unterbricht sie dann mit einer Verständnisfrage. Der Leiter reagiert ungehalten, klärt über den Sinn des Impulsreferates auf und lässt die Frage unbeantwortet. Der Student lässt sich davon wenig beeindruckt und grätscht immer mal wieder fragend in die Rede, was die anderen Gäste irritiert und den Leiter deutlich verärgert. Der einführende Vortrag endet diesmal seitens der Gäste nicht mit der Pause nachdenklichen Sortierens und der verkrampften Anschlussuche, sondern grob mit zweierlei Gesten: einem entrüstet-beschämten Kopfschütteln bei den einen, einem erleichtert-einverstandenen Nicken bei den anderen. Der Student reagiert, indem er schmunzelnd den Flyer der Veranstaltung, der in Schrift und Bild den Stammtisch als Form des Philosophierens klar hervorhebt, in die Tischmitte schiebt und eine Debatte über seine Erfahrungen mit dem Wahn zur körperlichen Schönheit anzuzetteln beginnt – was ihm auch rasch gelingt. Der Leiter hüllt sich bis über das Ende der Veranstaltung hinaus in Schweigen.*

*Auf den ersten Blick erscheint hier genauso viel stimmig wie unstimmig. Aber es ist nicht ganz klar, für oder gegen welches Tun man hier eigentlich ist. Muss man sich fremschämen, weil sich da einer quer zu den Üblichkeiten verhält, oder darf man es mutig finden, weil es endlich mal jemand wagt, auf den Tisch zu hauen, und frischen Wind in die unbefriedigenden Üblichkeiten bringt? Muss man Mitleid haben mit demjenigen, der das von ihm Gesetzte nicht verteidigen kann, oder darf man missmutig über dessen unproduktiven Starrsinn sein? Abhängig davon, ob man es gerade mehr mit den Konventionen hält oder mit dem von Freiheit getragenen Ärger darüber, entscheidet man sich für das eine oder andere. Beide Protagonisten, der bildungseifrig dozierende Stammtischleiter wie der hier geradewegs ausscherende Student, beherrschen eine gewisse Form von Dreistigkeit, Sturheit, der Kunst des Ausblendens, so dass spontan unentschieden bleibt, ob es besser ist, in sturem Ernst an seinen Gästen vorbei, über sie hinweg zu sprechen oder beharrlich zu unterbrechen und es mit heiterer Miene nicht nur besser zu wissen, sondern dazu hin zu tun. Betrachtet man jetzt noch die Begegnungen mit der Frage, ob bzw. inwiefern das Verhalten der Beteiligten mit dem Zweck der Veranstaltung zusammenpasst, ergeben sich etwas andere Eindrücke. Davon ausgehend, dass die Wahl des Leiters, die Veranstaltung „Stammtisch“ zu nennen, nicht völlig kopflos getroffen wurde, muss er mit Gästen rechnen, die wissen, was ein Stammtisch ist und auch deshalb ihre Beteiligung gewählt haben. Etwas-als auszuzeichnen und auch derart zu verpacken,*

was sich ausgepackt als etwas-anderes-als herausstellt, ist eine Art von Betrug. Den Stammtisch als Institution geselligen Beisammenseins fokussierend, verhält es sich mit dem Verhalten des Leiters ähnlich wie mit dem des Festredners, der nicht festlich, sondern unerwartet vulgär spricht, oder dem des Restaurantbesuchers, der seine Bestellung in Versen aufgibt. Beides passt nicht zur räumlich-situativen Atmosphäre, ebenso wenig wie der eher fachsprachliche Ton zu der eines Stammtischs. Nun könnte man einwenden, dass es sich ja nicht um einen gewöhnlichen Stammtisch, sondern um eine explizit philosophische Runde handelt. Und das Philosophieren bekanntermaßen, wegen seines vom gewöhnlichen Alltag wie von der praktisch brauchbaren Wissenschaft eher abgehobenen, gerne weitschweifigen und komplex-komplizierten Stils, mindestens für übersetzungswürdig gehalten wird. Dagegen wiederum erhebt der Stammtisch als Institution Einspruch, dem das philosophisch-politische Geplänkel<sup>109</sup> durchaus vertraut ist, nicht nur das Kartenspiel oder bierselige Grölen. Es verstärkt sich also der Eindruck, dass sich der Leiter allein schon mit seinem Referatston und dann noch mit seinen Zurechtweisungen sowie dem beleidigten Rückzug an einer Stammtisch-Stimmung und damit am Zweck des selbst organisierten Zusammenseins vorbei verhält. Der rebellische Gast hingegen hat mit seinen Fragen und Korrekturen zwar den gewählten Kurs des Stammtischleiters ignoriert, die Veranstaltung in ihrem gewohnten Verlauf gestört und sogar woandershin gesteuert, auch stimmungsmäßig aus dem Takt gebracht. Aber seine Rebellion kann insofern konstruktiv genannt werden, als sie das bloß scheinbare Intakte der Lage erkennt, sie aufbricht und eine dem Stammtisch zuträglichere Sicht mit Aussicht auf eine ebensolche Praxis ermöglicht. Der Eindruck verschiebt sich, wird nicht der Zweck der Veranstaltung fokussiert, sondern die konkrete *Situation* zwischen dem Stammtischleiter und dem teilnehmenden Studenten. So mag es der Stammtischidee widersprechen, wie die Veranstaltung konzipiert und durchgeführt wird; dies aber zu ignorieren und sich ohne Rücksprache vor allen anderen Teilnehmern dagegen zu verhalten, ist sicher unpassend. Der Student ist zum einen taktlos im Sinne von lästig, da er in der Situation den dort gesetzten Stil, die vorherrschende Stimmung beharrlich übersieht und sich dort munter seinem Eigensinn hingibt, hier die unausgesprochenen Regeln von Impulsreferaten nicht erkennt und anerkennt. Darüber hinaus ist er dreist, da er als Gast die Rolle des Gastgebers nicht nur nicht respektiert, sondern sie ungefragt übernimmt und darüber hinaus

---

<sup>109</sup> Das Geplänkel im Sinne eines leichten Scharmützels, also einer spielerischen, eher wenig ernsthaften Kampftechnik, gehört zu den Oberflächenpraktiken aus dem Geist des Takts.

noch verändert. Für sein Stammtisch-Anliegen hat er zwar nicht unbedingt den verkehrten Ort, aber doch den falschen Zeitpunkt und, jedenfalls mit einem ersten Blick auf die eingenommenen Rollen, auch den falschen Ton gewählt. Davon ausgehend, dass das *persönliche Verhältnis* zwischen dem Stammtischleiter und dem Teilnehmer auf der Veranstaltungsebene hierarchisch strukturiert ist, also eigentlich der Leiter den Ton angibt und nicht der Student, mag dessen beharrliches Dazwischenrufen noch als Lapsus durchgehen, obzwar es bereits stimmungsbeeinträchtigend wirkt und anzeigt, dass der Leiter auf derartige Unruhen nicht eingestellt ist. Aber spätestens mit der schmunzelnden Erinnerung des Studenten an die angekündigte Veranstaltungsform und der wortlosen Übernahme der Stammtischzügel, wird der Leiter in seiner Rolle als Organisator und Gastgeber unglaubwürdig. Es scheint so, als habe er den Kampf um sein Rollengesicht widerstandslos verloren, wenn er unbeweglich auf seinem Kurs bleibt, sich in Schweigen hüllt und dort verharrt, denn:

unter nichts leidet die Seele so wie unter dem Unverstandensein, ihrem doch wesens-mäßigen, von ihrer eigenen Natur selbst herausgeforderten Schicksal. Denn dieses Nichtverstehen ist kein einfaches Verfehlen einer Sache, ein Vorbeisehen am Wirklichen, sondern in gewissem Sinne beides zugleich: Verfehlen und treffen. Ein treffendes Urteil trifft uns, verletzt uns ebenso sehr als ein falsches. Getroffen, sehen wir uns, im eigenen oder im fremden Blick, vereinseitigt und festgelegt.<sup>110</sup>

So gesehen verfehlt der taktlose Volltreffer des Gastes den derart getroffenen Leiter in seinem Leiter selbst, legt ihn aber weniger daraufhin fest, vereinseitigt es nicht, sondern macht es fragwürdig und damit angebotsweise für ein weiteres und anderes Mitmachen beweglich. Zwar stört der Gast den friedlichen Ablauf der Runde, stiftet dort Unruhe, aber als Exzentrischer verzichtet er nicht einfach so auf die gegebene Ordnung, weil es ihm grad gut in den Tag, die Stunde, den Moment hineinpasst oder weil ihm plötzlich sein Sinn für das Schöne und Gute abhandengekommen ist, wenn er abseitige Pfade einschlägt, „vom vorgegebenen Tempo abweicht und den üblichen Takt verlässt“,<sup>111</sup> aus dem Üblichen als dem irgendwann einmal Eingebübten und dabei Gebliebenen ausschert.

---

<sup>110</sup> Vgl. Plessner 1981a, S. 64.

<sup>111</sup> Eberl et al. 2017, S. 9.

## 4.1 Taktwechsel

Im Hinblick auf das *produktive Potential* taktloser Gesten zeigt sich, dass die Situation zwischen Leiter und Gast sowie deren persönliches Verhältnis zueinander der Taktlosigkeit eher keinen Raum geben, anders als der Zweck der Veranstaltung, dem geradezu eingeschrieben ist, andere Sichtweisen herauszufordern, übliche Verständnisse in Frage zu stellen, damit das Bedenken der vorgestellten Themen tüchtig in Bewegung gerät. Das rebellische Verhalten des Gastes zeigt einen konkreten Widerstand gegen den Stil, einen produktiv wirksamen Bruch mit ihm, wobei die Meuterei unsinnig geblieben wäre, hätten sich keine Komplizen gefunden. Dabei kommt es noch einmal sehr darauf an, inwiefern der Begriff des Stammtischs ernst zu nehmen ist, also für eine Linie, einen Stil oder nur für eine ungefähre Richtung stehen soll, mit einem philosophischen Thema umzugehen. Egal ob es sich um einen derart engagierten Stammtisch, Salon, Spaziergang, eine Reise oder ein Café handelt – es gibt keine eindeutigen Vorschriften, welcherart Einfluss die Kultur des Stammtischs oder Salons, des Spaziergangs, Reisens oder des Cafés auf das jeweilige Philosophieren haben soll. Hier ist viel, wenig und ganz anderes möglich, was füreinander konkretisiert werden muss, sollen Gäste Anhaltspunkte für einen nicht nur eigensinnigen Umgang damit haben. Das gilt auch dann, wenn nichts dergleichen gelten soll. Selbst neuere Bewegungen wie die der Straßenphilosophie können alles sein, vom dokumentierenden bis inszenierenden Alltagsgeplänkel über große Fragen auf echten Straßen mit echten Menschen oder einem gezielt hierfür eingesetzten Publikum. Ob nun eher im Stil der Gasse oder doch wieder in dem des Elfenbeinturms: Jede Rebellion kann einsam bleiben. Dies ist in dem Fall anders, da der den Takt verlassende Akt des Gastes den Geschmack einiger Gäste offenbar trifft, das Gespräch anregt, aus dem Üblichen woandershin bewegen kann. Insofern ist hier gerade nicht intakt, was im Takt ist, sondern was den Takt wechselt, das Gegebene befremdet. Angenommen, der zwischenmenschliche Verkehr braucht den schwachen Widerstand im Hinblick auf mögliche Taktwechsel, so es auch darum gehen soll, Bestände wertäquivalenter Lagen zu halten und gesichtswahrende Verhaltensspielräume zu sichern. Dabei sind es dann vor allem solche – auch noch im Grenzgang dem Miteinander nicht ernsthaft gefährlich werdenden und nichts für künftige Regeln abwerfenden – leichten Anlässe, die dafür Räume stellen, um darin den Sinn für Bewegung und Berührung zu schärfen. Fragt man jetzt noch, welche Räume Taktlosigkeiten als Taktwechsel

zulassen, so ist schon darauf hingewiesen worden, dass sich die im weitesten Sinne Mächtigen in Hierarchien damit leichter tun, da sie eher selten mit Gegenwehr rechnen müssen und sogar gezielt derart vorgehen können, um ihre Vorhaben durchzusetzen. Andersherum müssen Abhängige besonders vorsichtig sein, um sich nicht ihr eigenes Grab zu schaufeln: Wer im definierten geschäftlichen Feld als Auftragnehmer meint, den Auftraggeber in dessen eigenen Geschäftsräumen auf geschäftsinterne Mängel hinweisen zu müssen, hat mit der Geschäftsbeziehung gespielt, darin womöglich Gesichter geschädigt, und entsprechend verspielt. Im autoritär bestellten familiären Feld geht es ähnlich zu. Wer dort den üblichen, streng gehaltenen Takt verlässt, wird eine feldverteidigende Krise auslösen, die das Feld stärkt, höchstens bei gegebener Rückendeckung zu schwächen vermag. Derartige Reiche der Entscheidungen und der Vertrautheit bleiben eher einfältig, wohingegen es im Reich der Alltäglichkeit weit weniger brisant, vielfältiger und von daher für spontane Taktwechsel offener zugeht. Allerdings wird auch hier das Eingübte stärker reglementiert, als der zwischenmenschliche Verkehr es zulässt, so dass sich Verhaltensspielräume gar nicht erst öffnen, Umgänge schwergängig, Umgangsge-sichter verspannt bleiben, wenn die einander Begegnenden sicherheitshalber ihre üblichen Wege gehen, anstatt bei Gelegenheit die Spur zu wechseln und sich in un-übliche Gebiete zu wagen: sich miteinander anders und woandershin zu bewegen, davon voneinander bewegen, berühren zu lassen, das ist die hier für den Takt in seiner taktlosen Variante gesehene und zu stärkende soziale Aufgabe. Solche Taktwechsel können auch über den Umgangsfrieden störende Brüche mit dem Stil des Üblichen ablaufen. Fallabschließend soll deshalb die taktvolle Taktlosigkeit noch einmal als Umgangspraxis für den schwachen Widerstand und damit für Stören-friede stark gemacht werden, auf dass sich Menschen im Umgang miteinander wa-gemutiger zeigen angesichts dessen, was plötzlich vorfällt, ihnen widerfährt und zur günstigen wie ungünstigen Gelegenheit werden, hier füreinander gestaltet, miteinander bespielt werden kann.

## 4.2 Exzentrische Störenfriede und das Übliche

Das vom Veranstaltungsleiter eingebrachte, aber nicht dem angekündigten Stamm-tisch, sondern einem Bildungsvortrag gemäß und entsprechend unrund ablaufende Gespräch zum Thema Schönheitswahn geht an dem neuen Gast derart vorbei, dass

er sich dem entgegen verhält, eher „aus einem persönlichen Stil sicher und eingeübt, fraglos“,<sup>112</sup> in seiner Rolle als am Thema interessierter Gast. Dadurch bringt er das Gespräch zum einen aus dem Takt, zum anderen in eine andere Gangart. Ein solcher Taktwechsler mag seinem Umfeld „immer ‚taktlos‘, im Leben wie in der Kunst“,<sup>113</sup> vorkommen, aber er tritt dort weder als eigensinniger Neinsager noch mit Blick auf eine neue Ordnung auf, allerdings auch nicht als einer, der zwar „auf die Regeln pfeift, dabei aber nicht auf seinen Eigenwillen bauen kann, weil er noch auf der Suche nach sich selbst ist“. Der mit Takt vorgehende Taktlose ist der den Umgangsfrieden störende „*exzentrische* Störenfried“,<sup>114</sup> der sein Selbst als ein ihm genügendes Rollenselbst immer dabei hat; er muss also weder ein irgendwo verstecktes Selbst suchen noch ein nirgendwo Dazugehöriger bleiben, um situativ Umgangsgrenzen zu strapazieren, Mitmachende zu finden und ordnungsanknüpfende Mitspiele zu versuchen:

Die Störenfriede befinden sich an der Schwelle zur Gesellschaft, von der sie ausgegrenzt werden, gegen die sie sich wenden oder von der sie sich abwenden. [...] Manchen wird die Einladung, mitzuspielen, verweigert, andere schlagen diese Einladung aus. Am Ende wissen die Betroffenen manchmal selbst nicht, inwieweit ihre Randstellung erzwungen oder gewollt ist.<sup>115</sup>

Aber der taktrelevante Störenfried befindet sich immer nur zeitweise, für die konkrete Umgangslage, in einer Randstellung. Er gerät oder begibt sich dorthin, anlässlich des ihm und füreinander unpassend Erscheinenden. So wie der Student seine mitmachende Gastrolle auf den Störenfried nuanciert, indem er den „Rand, an dem er sich befindet, nicht als Aufenthaltsort, sondern als Sprungbrett ins Ungewisse“<sup>116</sup>

---

<sup>112</sup> Böhme 2015, S. 67.

<sup>113</sup> Roch 2012, S. 51.

<sup>114</sup> Vgl. Thomä 2018, S. 21, Hervorhebungen im Original. Thomä führt das Begriffspaar ein, liest das Exzentrische bei Plessner heraus und setzt es für den von ihm bevorzugten Störenfried ein (in Abgrenzung zum egozentrischen und nomozentrischen Störenfried), der allerdings abseits der aushandelnden Mächte bleibt, anders als in dem hier gewählten, auf das *Mit* fokussierten Verständnis. Ziel des fallabschließenden Kapitels ist, aus dem exzentrischen Störenfried von Thomä einige für den mitspielenden Störenfried produktiv werdende Aspekte herauszuholen.

<sup>115</sup> Thomä 2018, S. 524.

<sup>116</sup> Ebd., S. 21.

nutzt. Er kommt in der Veranstaltungssituation an Grenzen der Ordnung, und anstatt es dort irgendwie auszuhalten oder in die Gemütlichkeit inmitten der Ordnung zurückzukehren, „schießt [er] quer, grätscht dazwischen“,<sup>117</sup> bleibt aber stets „in einer Spannung zu ihr“.<sup>118</sup> Es geht also zunächst um nichts, als in der Ordnung den dort geltenden Takt als gebildet-sich-bildenden „Sinn für dieses-und-nicht-jenes Atmosphärische“<sup>119</sup> zu erkennen, um sich dann dort zurechtzufinden, also entweder im Takt des fraglos Üblichen zu bleiben oder ihn woandershin zu verlassen, falls das Übliche fragwürdig wird:

Die Üblichkeiten sind zum großen Teil regional und partikular geworden.  
[...] Das Übliche ist konventionell. Es bedarf keiner Begründung und man folgt ihm quasi blindlings ohne Überlegung: Man tut das, was üblich ist.<sup>120</sup>

So tut man „beispielsweise was in dieser Firma üblich ist, in einer anderen aber nicht, oder an der Universität in diesem Fachbereich üblich ist, in einem anderen aber nicht“. Werden anstehende Fragen, „die die Üblichkeiten nicht mehr decken oder für die es [...] noch gar keine Konventionen bezüglich der Üblichkeiten gibt“,<sup>121</sup> nicht nur hingenommen, sondern bei Gelegenheit auch provoziert, dann kann sich der Einzelne herausgefordert sehen, etwas daraus für sich und einander zu machen, zugunsten von neuen, anderen Antworten und den entsprechenden Verantwortlichkeiten: Ist es beispielsweise üblich geworden, bei beginnenden Schwangerschaften einführende Kurse für die gesamte Familie anzubieten, vielleicht weil der Hebammenverband eine den prekären Berufsstand stabiler machende Marktlücke für sich entdeckt hat, und werden solche Kurse von den Krankenkassen in das nicht rechtlich, aber moralisch verpflichtende Vorsorgeprogramm aufgenommen, dann ist das Übliche reglementiert und insofern bewegungsunlustig, nicht mehr spielerisch, weshalb es eines elterlichen oder anderen Widerstandes bedarf, sollen gleichwohl aufkommende Fragen nicht einfach dem Üblichen gemäß abgenickt werden. Dasselbe gilt für Fragen an den universitären Sport. Gehört es hier zu den Üblichkeiten

---

<sup>117</sup> Thomä 2018, S. 16.

<sup>118</sup> Ebd., S. 17.

<sup>119</sup> Schürmann 2005, S. 140.

<sup>120</sup> Böhme 2015, S. 69.

<sup>121</sup> Ebd.

von Praxisseminaren, durchgängig, also radikal in leistungssportlichen Kategorien zu denken, zu urteilen und zu handeln, so sind gelegentliche Aufstände mindestens erlaubt: gegen einen bloß verbrauchenden, erfolgsorientierten Starrsinn und für den Erhalt des offenhaltenden, innovativ Spielerischen. Die Frage, was in einer Umgangslage zu tun sein könnte, stellt sich so gesehen nicht nur dann, wenn das Übliche keine Antworten mehr parat hält, sondern immer auch dann, wenn der Einzelne das selberdenkende Wagnis eingeht und die im Üblichen fest verankerten, ihm wohl bekannten, jetzt unwohl erscheinenden Antworten fragwürdig werden lässt. Genauso wie es zu den beweglichen Geschmacksfragen gehört, ob mit Thymian aromatisiertes Zitroneneis fremd schmeckt und deshalb unpassend ist, so gehört es im vorliegenden Fall zu den offenzuhaltenden, nur bei Gelegenheit zu beantwortenden Taktfragen, ob Philosophieren als Scharmützeln noch durchgeht. Die Ordnung, das Übliche, das wohlig Gewohnte kann Umgangsleute plötzlich vor vielfältige Fragen stellen, an vielerlei Ränder oder Grenzen bringen, die sehr verschiedene Umgangskrisen nach sich ziehen können und dabei offen dafür sind, nach sich querstellenden Entscheiden zu rufen. Eine der möglichen Antworten liegt immer im Vorfall, also darin, was einander im konkreten Umgangsverlauf widerfährt. So gesehen generiert das in einer Umgangslage erscheinende Übliche keine sicheren, eingeübten, fraglosen Antworten; außerdem ist der Mensch in der Mitwelt nicht einsam, auch wenn ihn übliche Antworten verlassen. Was für sich und einander schön-und-gut ist, zeigt sich überhaupt erst im Mitspielen, im Prozess des Miteinander-Tuns in Spielräumen, weder vorher noch nachher oder solitär geschaut. Die Kunst, sich miteinander im Reich „lauter einzelner Fälle“<sup>122</sup> zurechtzufinden, bedarf nicht nur eines Umgangswissens, also des Kundigen in Angelegenheiten des Üblichen, sondern darüber hinaus ganz wesentlich des Hellwachen, der Präsenz der Umgangsleute in den Momenten ihres Aufeinandertreffens:

Und ich vergaß zufällige Umstände, Ruhe und Hektik, Sonne oder Kälte, Anfang oder Ende des Tages, den Geschmack der Erdbeeren oder der Verlassenheit, halbverstandene Mitteilungen, die Titelseite der Zeitung, die Stimme am Telephon, die unbedeutendste Unterhaltung, die unbekanntesten Männer und Frauen, alles, was spricht, lärmt, geschieht, berührt, begegnet.<sup>123</sup>

---

<sup>122</sup> Plessner 1981a, S. 80.

<sup>123</sup> Sojcher 1976, zit. nach de Certeau 1988, S. 19.

Das Vergessen von zufälligen Umständen mag zuweilen ein Segen für den Einzelnen sein, sogar als „Grundmodus“<sup>124</sup> mitmenschlichen Lebens gelten. Aber bei verbündeten Umgängen, die sich nicht darauf festlegen lassen, ob sie lieber Platz für Anderes schaffen, eine Auswahl treffen, etwas davon ins Archiv legen oder auch eine Art von Recycling durchführen möchten,<sup>125</sup> ist es mindestens ebenso segensreich, nicht zu vergessen, sich gelegentlich durch das einander gerade Zufallende voneinander bewegen und berühren zu lassen: durch das Weinen im erfolgsorientierten universitären Sport, das Fliehen aus der nahregulierten Geburtsvorbereitungsszene, das friedensstörende Rebellieren gegen das Veranstaltungsübliche. Bewegt und berührt, geraten Umgangsleute gelegentlich an Störenfriede, dazu verführt, sich in die Spannungsfelder von Ordnung und Leben zu begeben, die aufwirbelnde, aufrührerische Störung auszuhalten, um dann aus den dort entstehenden Überschüssen dieses-oder-jenes zu machen:

Die Stunde der Wahrheit schlägt für die Ordnung dann, wenn ihr Umgang mit Störungen zur Verhandlung ansteht. Die Stunde der Wahrheit schlägt für die Störung dann, wenn sie sich nicht in ihrer Extravaganz sonnt, sondern sich an der Ordnung reibt, also diese selbst auf die Probe stellt und ihrer Erwidderung ausgesetzt ist.<sup>126</sup>

Der taktrelevante, hier gesichtswahrende, Punkt ist der ermöglichende Überschuss, der sich aus dem Verhältnis von Ordnung und Störung immer wieder herstellen, produktiv machen und in das Zusammensein einbringen oder zurückführen lässt, ein schöpferisch-erschöpfendes Umgangsverfahren, das auch über nonverbale, das Übliche störende, quertreibende oder stilbrüchige Praktiken realisiert werden kann:

Stellen Sie sich eine Familienszene vor: die Frau ist gerade im Begriffe, eine Bronze zu ergreifen, um sie nach der Tochter zu schleudern; der Vater im Begriff, das Fenster zu öffnen und um Hilfe zu rufen. In diesem Augenblick tritt ein Fremder ein. Der Vorgang ist unterbrochen [...].<sup>127</sup>

---

<sup>124</sup> Assmann 2016, S. 30.

<sup>125</sup> Vgl. ebd., S. 33f.

<sup>126</sup> Ebd., S. 134.

<sup>127</sup> Benjamin 1977, S. 698.

Hier wird ein formal laufender, aber inhaltlich erstarrter Kontakt unterbrochen, aus dem Takt gebracht. Der plötzlich auftretende Fremde, familiär nicht Zugehörige, stört nicht nur den reibungslosen Ablauf des Wurfs. Er unterbricht zudem die gewaltbereite familiäre Atmosphäre auf dem Weg die Öffentlichkeit, die mit Öffnen des Fensters reingelassen würde. Er ist die Überraschung im Sinne einer Überraschung, eines unerwarteten und eigentlich feindlich-fremden, hier aber situativ günstigen, da gewaltverhindernden, vielleicht sogar reflexiv wirkenden, reformierenden Überfalls.

### 4.3 Stilbrüche

Die aufeinander einspielende Praxis des Takts bleibt demnach offen für all das, was Mitmenschen im Umgang plötzlich zufällt, sie überfällt. Da er weder auf meisterhafte noch auf gefühlsgewisse Antworten zurückgreifen muss, sind Spannungsbefreiungsschläge, über die er die Ordnung *oder* das Leben rettet, nicht sein Stil:

Der Stil greift über das Individuum hinaus; das Subjekt, das ihn verwirklicht, erzeugt etwas Überindividuelles. Im Stil entwirft sich ein Ich und macht den Entwurfscharakter der Person durch sein Spiel deutlicher als anderswo.<sup>128</sup>

Angenommen, es kann selbst dann, wenn alle dasselbe tun, dieses Selbige von keinem gleich ausgeführt werden, so zeigen die Tugenden ihre jeweils eigenen, persönlichen Stile, es zu tun. Tun Stilvolle etwas miteinander, so haben sie die Wahl, bedenkenlos auf stilgemäße Üblichkeiten, die implizit mitlaufende Ordnung ihrer Stilgemeinschaft, zurückzugreifen und dabei an einem Entweder–Oder festzuhalten:

Im Unterschied zur Achtung des Spiels und seiner Regularien entsteht die Treue zum Stil aus einer inneren Haltung, nicht aufgrund von außen kommender Verpflichtungen. In der Gemeinschaft, die durch denselben Stil zusammengehalten wird, besteht stillschweigendes Einvernehmen über das, was sich gehört und was nicht.<sup>129</sup>

---

<sup>128</sup> Gebauer et al. 2004, S. 121.

<sup>129</sup> Ebd., S. 121f.

Da allerdings auch Stilgemeinschaften ohne „explizit formulierte Geschmacksregeln“<sup>130</sup> auskommen müssen, bleibt Stilvollen, alternativ und zulasten starrsinnigen Tuns mit der Folge von zwischenmenschlich auffällig werdenden Haltungsschäden, sich im konkreten Miteinander vom Miteinander noch bewegen und berühren zu lassen, um gelegentlich das zu still oder sogar stumm bis brisant gewordene Übliche der Stilgemeinschaft zu durchkreuzen, also Stile auch mal brüchig werden zu lassen – damit es wieder zu einer „Umwandlung eines gegebenen Gleichgewichts in ein anderes Gleichgewicht“<sup>131</sup> kommt, wobei der Takt nicht die Aufgabe hat, auf das „elastische Gleichgewicht in einem Netz von stillschweigenden Übereinkünften“ achtzugeben,

sondern viel allgemeiner auf das *Verhältnis* einer Vielzahl von Elementen, und es existiert nur im konkreten Schaffensakt eines neuen Gesamtzusammenhanges durch eine *angemessene* Verbindung dieses Verhältnisses mit einem weiteren Element – so wie man etwas Rot oder Ocker zu einem Bild hinzufügt und es dadurch verändert, ohne es zu zerstören.<sup>132</sup>

Während also eine Stilgemeinschaft, die in stiller Stiltreue lebt, dabei auf gründliches Verstehen oder Vertrauen baut, Stilbrüchige aus Angst vor zerstörten Ordnungen eher ausgrenzt oder sogar auslöscht, sind sie hier geradezu willkommen, da sie sich ordentlich an den Ordnungen reiben und bei aller Stilbrüchigkeit auch stilgetreu zueinander sind, was im Alltäglichen mit seinen schnell kurswechselnden, vieldeutigen, alles-und-nichts-sagenden Stilen gut möglich, zuweilen nötig ist. So gesehen kann der ohne Not mit Eigensinn im Bildungsstil eingesetzte Stammtisch durchaus eine größere Menge Rot-oder-Ocker vertragen, mehr als der Geburtsvorbereitungskurs und das universitäre Sportseminar und jedes Umgangsleben, das eher von seinen festen Ordnungen, weniger von dem sich frei bewegenden Leben lebt. Des aufeinander einspielenden Takts Aufgabe und Ziel ist klar: In passierten wie provozierten Ungleichgewichten alltäglichen Umgangs bearbeitet er diese mit Rot-oder-Ocker, zugunsten des Reichtums aller Menschenkräfte und des Erhalts von Wertäquivalenz, damit es zu nuancierten Gleichgewichten kommen kann, zulasten

---

<sup>130</sup> Gebauer et al. 2004, S. 122.

<sup>131</sup> De Certeau 1988, S. 149f.

<sup>132</sup> Ebd., S. 149, Hervorhebungen im Original.

eines allzu unbewegten, unberührten wie kaltgestellten zwischenmenschlichen Verkehrs. Angenommen, das Schmunzeln des Gastes ist wie das Dauerschweigen des Veranstaltungleiters oder ein in die Veranstaltung einbrechender Lachanfall nicht sofort, aber irgendwann im Verlauf auch gespielt, dann ist das zwar immer noch ein Bruch mit dem, was eigentlich zu tun ansteht, aber es können sich hieraus weitere Anknüpfungen und entsprechende Veränderungen der Gesamtlage ergeben. Diese in taktvoller Taktlosigkeit in ein anderes Gleichgewicht verwandelnden nonverbalen Gesten sollen hier als Beispiel für andere stehen, die aus dem Bereich des befremdenden, auch belustigenden oder launenhaften, Mitspielens kommen, wie das schon genannte Mehrdeuten, Andeuten, Umschreiben, Wiederholen, Aussetzen, Über- und Untertreiben, Übersehen. Sie werden jetzt mit Blick auf ihren stilbrüchigen Auftrag und die Rolle des Takts darin skizziert, ebenso wie das abschließende Lampenfieber als besonderer Umgang mit Anspannungen und Erwartungen, das in den berührungssinnigen, gesichtswahrenden, die leibliche Würde umsorgenden Takt überleiten wird.

### *Schweigepakte, Gelächter, maskenreiches Lächeln*

Wer in einer Angelegenheit nichts mehr zu sagen hat, der sagt nichts mehr oder schweigt. Das ist bei aller Doppeldeutigkeit nicht allzu gründlich zu nehmen, sondern auf den die-Sprache-verschlagenden Moment bezogen, der sich kurz halten und in die Länge ziehen kann: So fällt dem Veranstaltungleiter selbst im weiteren Verlauf nichts zu sagen ein, weshalb er bis zum Schluss schweigt. Sein Schweigen ist dabei nicht die Kehrseite der klaren Rede, so wenig wie das Vergessen das Gegenstück des Erinnerns ist, sondern dessen Partner als kommunikativer Umgang mit plötzlich auftretenden Begriffslücken: Schweigend geht er in eine Art Pausenraum, in dem er seine verwundete Seele vorerst unterstellt, damit sie sich erholen und dort anders orientieren kann.<sup>133</sup> Angenommen, er fällt ins Schweigen wie in eine Ohnmacht. Es zeigt seine Irritation, sein Erschrecken, ob der verlorenen Leitungszügel und verweist auf seine Machtlosigkeit und Unbeholfenheit, vielleicht auch schon auf seinen Starrsinn und einen gewissen Trotz. Insofern er sich ohne die

---

<sup>133</sup> Vgl. Itten 2018, S. 20.

angetretene Rolle der Lächerlichkeit preisgegeben sieht, erhält sein Schweigen „den Charakter einer verpassten Chance“:<sup>134</sup>

Schweigen kann zum Versäumnis und gar zur Schuld und Last werden, wo ein beherztes Wort helfen, trösten oder das Recht und die Würde eines anderen Menschen hätte verteidigen können.<sup>135</sup>

Ein Schweigen, ob von hilfloser oder gleichgültiger Art, wird zur Last und arbeitet einem Gesichtsverlust zu, so es weniger als neutrale, vielmehr als teilnahmslose oder auch still für den taktlosen Gegner stimmende, Geste aufgefasst werden kann. Wer schweigt, der kommuniziert. Er nimmt zwar eine „Pause im Spiel der Töne“, unterbricht „den Strom der Rede“, aber nur, um ihn über das Spiel der Miene „unterirdisch weitergehen zu lassen oder abubrechen und mit der Stille das Gesagte zu begrenzen, zu vertiefen, ins Unsagbare zu heben oder ausklingen zu lassen“.<sup>136</sup> Insofern der Takt als gefühlsverständiger oder meisterhafter Antwortgeber auftritt, ist er ein höflicher Schweiger, der weiß, was er zu tun, oder ein anständiger Schweiger, der weiß, was er zu unterlassen hat.<sup>137</sup> Nun ist der aufeinander einspielende Takt kein Antwortgeber. Er muss immer nur für verhandelbare Umgangsspannungen sorgen, bis hin zum heilsamen Tränengewinn und unter Hinnahme von Gesichtsverlusten. Auch als Schweiger schleicht er nicht um angespannte Lagen herum, sondern tastet sich wagemutig an sie heran. Der Veranstaltungsleiter kann so gesehen still und mutlos in Deckung, aber auch über Feigheit oder Trotz hinaus in eine Art von Widerstand gehen, um darüber zu Anknüpfungen für weiteres, gemeinsames Handeln zu kommen, abhängig davon, wie er seine anleitende Position beantworten will: Mit Rücksicht auf den Fortlauf der Veranstaltung entscheidet er vielleicht, die ihm frech erscheinende Geste der Machtübernahme durch den Gast und seinen eigenen Leitungsverlust taktvoll zu übersehen, aber nur, um etwas anderes damit zu machen. Das gilt selbst dann, wenn er die Gäste mit seinem Schweigen bestrafen möchte, um etwas totzuschweigen, wobei der bewegungslustige Takt

---

<sup>134</sup> Assmann 2013, S. 57.

<sup>135</sup> Ebd., S. 56f.

<sup>136</sup> Plessner 1982d, S. 429.

<sup>137</sup> Vgl. Assmann 2013, S. 58.

für eine „Operation des Wegschaffens ins Schweigen“<sup>138</sup> nur unter Beibehaltung von Ansprechbarkeit zu haben ist. Darauf kommt es beim Schweigen mit Takt an, ob nun damit etwas gezielt verneint wird – oder bejaht, wenn der Leiter dem Gast eine Stimme gibt und die selbst auferlegte Schweigezeit zum genauen Beobachten der Szene und zum Entwerfen von Alternativen nutzt. Während alle anderen an ihm vorbei etwas tun, bereitet er seinen Einsatz vor, um sich gelegentlich noch einmal anders ins Spiel zu bringen. Was auch immer ihm einfällt, nie geht es um unbedingte soziale Gleitfähigkeit. Taktvolle Schweiger machen vor der Höflichkeit keinen Knicks, sie lassen sich auch nicht als Schutzwall für den Anstand einspannen. Sie kämpfen für ein Handeln in Spielräumen. Solange sie für sich wissen und einander vermitteln können, was sie da gerade tun, um ihr Tun im Tun auch noch woandershin lenken zu können, ist füreinander alles gut, auch wenn sie in Taktlosigkeit schweigen – oder lachen:

Lachen, das spontane Lachen, ist eine Reaktion, die sich dem Verstand entzieht und inmitten der Zwangsläufigkeiten dieser Welt und all der festgezurrten gesellschaftlichen Gewohnheiten ein Momentum der Freiheit und der Souveränität bereithält.<sup>139</sup>

Angenommen, der Veranstaltungsleiter reagiert nicht mit einer ins Schweigen gehüllten Sprachlosigkeit auf die unerwartete Störung, bzw. auf die gestörte Erwartung, sondern schüttelt sich vor Lachen. Er lacht über das Lächerliche der Lage, über sich, seine Ohnmacht, die ihm sinnlos erscheinende Zusammenkunft, das unsinnig gewordene Miteinander: „ein Lachen, das nicht der eigenen Gewißheit, sondern der eigenen Ungewißheit Ausdruck verleiht“.<sup>140</sup> Er *lacht sich weg*. Im Lachen kapituliert sein Denken vor der nicht mehr ausgleichbaren „Mehrsinnigkeit der Anknüpfungspunkte“<sup>141</sup> erschüttert vom widersinnigen Tun des ungefragt machtübernehmenden Gastes ergibt er sich der hilfreich-heilsamen „Erschütterung des

---

<sup>138</sup> Assmann 2013, s. S. 59.

<sup>139</sup> Knott 2011, S. 19. Es soll hier das Lachen nicht ausgeführt, nur angerissen werden, zumal es eine lange, ausführlich debattierte Geschichte in der Philosophie hat. Taktrelevant sind etwa jene Gedanken, die einen Zusammenhang zwischen den Denk- und Körperbewegungen erkennen lassen.

<sup>140</sup> Seel 2002, S. 749.

<sup>141</sup> Plessner 1982b, S. 378.

Zwerchfells.<sup>142</sup> Erst auch körperlich erschüttert, von der Bewegung des Gelächters durchgeschüttelt, kann er seine gedanklichen Verwirrungen entwirren, um sich von dort auf weitere Anschlussuche zu machen. Im Gelächter über die plötzlich zur Last gewordene Umgangslage wird nicht nur für ihn, auch für andere die Last augenscheinlich und insofern greifbar – die Lage dadurch verrückt und entlastet:

Das hier gemeinte Lachen befreit, es schafft Freiheit und verbindet, es lässt inhaltliche Differenzen gelten, es hält die Differenz in Bewegung. Wer sich in einer Debatte allein auf die Unterschiede konzentriert, sie benennt und auf ihnen beharrt, der betont das Trennende, das dann im Gespräch über die Differenz immer größer wird, bedeutender, spürbarer. Im Lachen verliert das Pathos an Gewicht; die Differenz, die Erfahrung des Verschiedenseins, wird in ein Schweben versetzt und im Schweben geborgen. Das Lachen ist eine der viel zu raren, manchmal jedoch bitter nötigen Brücken zwischen den Menschen im Plural, die gleichzeitig bei aller Verbundenheit die Distanz wahr.<sup>143</sup>

Das Lachen bricht mit den zwischenmenschlichen „Stillhalteabkommen“.<sup>144</sup> Es entlässt den Takt aus seinen unbedingten Schutz- und Verteidigungspflichten und stellt ihn als spannungskundigen Mitspieler ein. Im Lachen haben Unwägbares wie Verwundbares im Miteinander ihren festen Platz, mit all den darin liegenden Chancen und Risiken, den sich daraus entwickelnden günstigen wie ungünstigen Gelegenheiten:

Da die humoristische Reaktion immer daneben liegt, kann sie von Fall zu Fall „daneben“ sein. In der Fähigkeit zu dieser Reaktion aber bildet und erhält sich das Bewußtsein, daß es oft keine Mitte gibt – daß richtig zu liegen nur selten bedeutet, auf der sicheren Seite zu sein.<sup>145</sup>

---

<sup>142</sup> Benjamin 1977, S. 699.

<sup>143</sup> Knott 2011, S. 23.

<sup>144</sup> Seel 2002, S. 749.

<sup>145</sup> Ebd.

Das Lachen ist also vom Lachenden aus gesehen ein befreiender wie auch verbindender Ausdruck der Last für den Umgang mit sich und den anderen: Plötzlich wendet sich der eigene Geist, lässt frischen Wind in den Aufenthaltsraum, eine Wertäquivalenz stranden und die Umgangslage frisch anschauen, wobei es nur um das Spiel mit Gedanken, Ideen, Vorstellungen geht. Insofern sich der erschütterte Veranstaltungsleiter dort vor Lachen schüttelt, „wo es eigentlich nichts zu lachen gibt“,<sup>146</sup> ist er offen, „die eigene Position zur Disposition zu stellen“,<sup>147</sup> selbst wenn damit im Moment des ihn überfallenden Lachens die „Distanz zum eigenen Gesicht ausgelöscht“<sup>148</sup> sein mag. Damit verbunden sind auf der anderen Seite die zu wahren Gesichter der Gäste. Gerade beim facettenreichen Lachen kann viel Missverständliches, für Lachempfänger der Ernstfall von Gesichtsverlusten, hier Verletzendes *und* Befreiendes, passieren:

Vielleicht kann man erst – exzentrisch als Lebendiger unter Lebendigen stehend – das Spielen in dem Ernst nehmen, der Heiterkeit eignet? – In dem Streben um Wahrung der Würde geschieht manche Verunglückung. Eben noch wollte ungespieltes Lachen oder Weinen sie anzeigen, da nimmt sie Heiterkeit ins Lächeln fort. Wo aber die Rückkehr ins Spielen am *ungespielten* Lachen oder Weinen nicht mehr gelingt, da wird es ernst.<sup>149</sup>

Aber so ernst muss es auch wieder nicht werden, da nur situativ bestimmbar ist, ob die Verletzungen so schwer sind, dass sie keine Befreiungen mehr zulassen. Takt-aufgabe bleibt, in Sprachlosigkeiten fallen und damit zurechtkommen zu dürfen, um nicht vorschnell Ausnahmezustände verhängen und bittere Ernstfälle proben zu müssen, sondern Ernst-und-Spiel als zusammen lachendes Paar versuchen zu können.<sup>150</sup> So mag das plötzlich in die Veranstaltung platzende schallende Lachen die Gäste leicht aufschrecken bis schwer erschrecken, es kann aber nicht nur den Lachenden aus der Umgangssackgasse befreien, sondern auch ihnen den Zwang nehmen, sich für oder gegen den widerständigen Gast und die von ihm erzeugte

---

<sup>146</sup> Seel 2002, S. 750.

<sup>147</sup> Ebd.

<sup>148</sup> Plessner 1983c, S. 229.

<sup>149</sup> Krüger 2001, S. 83.

<sup>150</sup> Vgl. ebd., S. 83f.

Lage positionieren zu müssen. Lachend schockiert *und* besänftigt er die irritierten, peinlich berührten oder entrüsteten Gäste und zeigt dadurch noch Präsenz, womit er sich, ihnen und damit einander orientierende Spielräume zu verschaffen vermag, auch wenn er keinen Ausgleich und klaren Sinn finden und festhalten, nur in der Schwebe halten kann. Nun unterzeichnet der Takt sowieso keine Stillhalteabkommen. Er hält nur still, wenn es der Verhandelbarkeit von Umgangsanspannungen, dem Erhalt der darin liegenden Differenz als Ambivalenz dienlich ist. Bei einem aus der Ordnungsreihe tanzenden Lachen hält er in seiner taktlosen Version die Differenz in Bewegung, ein bisschen bewusst oder vor-bewusst immer, ähnlich wie es weniger überfallartige Formen des Lachens tun, die mit der Distanz zum eigenen Gesicht, gezielter, gespielter und damit spielerischer umgehen können – wie das über verschiedene Maskierungen laufende Lächeln:

Wie von selbst gleitet das Lächeln aus dem Bereich der unwillkürlichen mimischen Gebärde in den der abgewogenen Geste über, die unergründlich wirken kann, weil sie alles und nichts sagt. So bewahrt der Mensch seine Distanz zu sich und zur Welt und vermag sie, mit ihr spielend, zu zeigen.<sup>151</sup>

Die gewährte Distanz, das Spiel damit und das Zeigen des Spiels mit der gewährten Distanz – diese drei Schritte gehören zum festen Programm von Exzentrikern, die aus dem Geist des Takts mit befremdenden, erschöpft-schöpferischen, stilbrüchigen Praktiken im Verkehrsleben unterwegs sind. Dabei ist einer nicht vom Wort angeführten mimischen Umgangsgeste wie dem maskenreichen Lächeln zu eigen, dass es, ähnlich wie das Schweigen und etwas anders als das Lachen, über vielfältige Mienenspiele alles und nichts sagt, vor allem aber „die Ambivalenz und Vieldeutigkeit der Sache, das Schiefe, Riskante einer Situation“<sup>152</sup> zum Ausdruck bringt. Wer den Mundwinkel verzieht, eine Fratze macht, Grimassen schneidet, redet nicht Klar-text und gerät auch nicht über die Schwelle gespielter Sprachlosigkeit hinaus, um sich sprachlos zu zeigen. Wer mit Mienen spielt, zieht Gesichter und bringt darüber schiefe Lagen zum Ausdruck, so wie der schmunzelnde Gast, dessen verrutschter Gesichtszug etwas davon abbildet, was im Miteinander verrutscht ist, als Angebot, füreinander etwas daraus zu machen. Ist es so, dass Mitmenschen einander

---

<sup>151</sup> Plessner 1983c, S. 229.

<sup>152</sup> Plessner 1982d, S. 428.

immer auch über das Senden und Empfangen von Mienenspielen kontaktieren, dann ist hier etwas füreinander stärker zu machen: Beispielsweise, sich im Begegnungsverlauf auf entgleiste Gesichtszüge in entgleisten Lagen einzulassen, das Verzerrte, Schiefe, Verrutschte, Widersinnige, Komische wie Riskante, die scheinbar ausgelöschte Distanz zum eigenen Gesicht, das Unergründliche der Potentialfülle oder der Leere aufzunehmen – und mit der darin liegenden Anspannung zu leben, sie zu beleben oder aufzumuntern, hier mit einen taktisch weise gesichtswahrenden Takt zu erhalten wie herzustellen und nicht etwa aufzulösen, um Umgangsleute davon und vor allem darüber voneinander zu erlösen.

## 5 Kurzes Zwischenspiel

Bisher ist der aufeinander einspielende Takt als Praxis des Umgangs, hier als zwischenmenschliches „Fertigwerden mit den Dingen im Medium flüchtigen Ungefährs und auf Grund einer nicht methodisch eindeutig gemachten Erfahrung“<sup>153</sup> im Sinne von Plessner von und für Exzentriker stark gemacht worden: immer schon Mitspieler, also Mitmenschen, in der und für die Mitwelt, dem stets umkämpften miteinander Geteilten, der Welt gegenüber immer schon zugänglich, darin mal mehr, mal weniger umgänglich und dabei stets füreinander unergründlich. Dieser Takt ist darauf beschränkt, eine Kunst des Umgangs mit der Gewalt konkreter Lagen und darin für nichts weiter als für den Spannungserhalt von Ordnung und Leben zuständig zu sein. Auf den Umgangswegen eines immer „nur individuell graduierten Erfahrungstaktes“ sind keine auf schön-und-gut getrimmte, gefühlsgewisse oder meisterhafte, Antwortgeber zu finden, eher praktisch tüchtige, risikofreudige, mit ein bisschen Glück rechnende, auch mitunter über „Kopf oder Schrift“<sup>154</sup> situativ entscheidende Antwortfinder, nicht viel mehr, aber auch nicht weniger. Des Takts taktische und bis zum Taktbruch gehende, fallweise Weisheit hat demnach überall dort seinen Platz, wo „Seele mit Seele in unvermittelten, d. h. liebefreien und sachfreien, weder durch Sympathie noch durch Überzeugungen regulierbaren Kontakt gerät“.<sup>155</sup> Um es etwas weiter gefasst zu sagen: Der aufeinander einspielende

---

<sup>153</sup> Plessner 1981a, S. 112.

<sup>154</sup> Ebd., S. 118.

<sup>155</sup> Ebd., S. 80.

Takt lebt im modernen, stets mit Vorfällen, d. h. unberechenbaren zwischenmenschlichen Kollisionen rechnenden Verkehrsleben, im Reich wertäquivalenter und daher aushandlungssachlicher Alltäglichkeit, die jederzeit auch in vermeintlich hochgesicherte Liebes- wie Sachzonen einzubrechen vermag und sich zudem in einer diverser werdenden Umgangsgesellschaft stärker ausdehnt, denn wer weiß im informell gehaltenen Feld schon sicher zu sagen, was zwischen einander gerade der Fall ist. Im Fallweisen kann aber nicht nur mit den einen und anderen viel passieren, auch mit dem Takt selber. Und das ist auch gut so, da er keinen Starken ohne Schwäche mimt, also nicht für sich Sicherheit beansprucht, wo füreinander immer auch Unsicherheit ist. So kann er im Zusammensein das Zusammensein nicht nur beweglich halten, er sensibilisiert im besten Fall auch für situative Berührbarkeit bei verbindlich gehaltener Unergründlichkeit. Im Verkehrsleben läuft er jedenfalls an keiner, auch nicht an kurzer, vielmehr an langer sowie flexibler Leine, die ein Umgangsstolpern durchaus zulässt, oder auch zuweilen herausfordert. Dass sich mit diesem Takt in der und für die Umgangslage Anschlüsse finden lassen, die nicht nur ein weiteres und wechselseitiges Tun ermöglichen, sondern auch die situative Unbeweglichkeit von Mitmenschen in Opferrollen, also ein ewig stillgestelltes Täter-Opfer-Gefüge verhindern, sollten die medial bleibenden, niemals radikal werdenden Taktarten des ersten Kapitels und die Fallverläufe mitsamt den ausgewählten sozialen Praktiken des zweiten Kapitels zeigen. Takt, das ist bis hier das Takthafte als das Taktvolle und Taktlose im mitspielenden, nicht gegen spielenden Sinn. Das nachfolgende Kapitel erweitert des Takts Sinn für Bewegung auf den für Berührung. Angenommen wird, dass seine situative Berührbarkeit bei verbindlicher Unergründlichkeit einen taktisch weise gesichtswahrenden, füreinander würdige sowie einander leiblich würdigende Umgangslagen schaffenden Takt erkennen lässt, der über den figurierenden, ausdrücklich werdenden Rollen- oder Maskengesichter tragenden Mitspieler bereits angelegt ist und der jetzt mit Blick auf das atmosphärisch Gemeinsame, das *Mit* des Leiblichen im Umgangsleben weiter ausgeführt wird, um schließlich auf eine wechselseitig kontaktierende, darüber hilfreiche wie heilsame takthafte Berührungspraxis zu kommen.

### III Der gesichtswahrende Takt

Zu Fasnacht in fest aufsitzender, hämisch grinsender Hexenmaske die Zuschauer in den Gassen zu erschrecken geschieht so gut wie von selbst, ohne eigenen grimasierenden Einsatz. Ob der Mensch hinter der Maske fröhlich oder traurig ist, lacht oder weint, bleibt situativ bedeutungslos, da von den Zuschauern unbemerkt, unbesehen der zusätzlich eingesetzten gestischen, stimmlich-sprachlichen Bewegungen. Dagegen hat die bloß geschminkte Hexenmaske für ihre Außenwirkung den leiblichen, vor allem mimischen, Einsatz des Menschen in seiner Rolle als hämisch grinsende Hexe nötig. Er muss eine quer dazu stehende Gefühlslage wie Furcht, Sorge, Überraschung und andere wegdrängen, da sie den geforderten Ausdruck verfälschen würde.

Die Situation ist nun folgende: Der Schauspieler zeigt sein Gesicht und muss damit zugleich das Gesicht einer Figur vorführen. Aber wie kann er sein eigenes Gesicht ›maskieren‹, um ein anderes als ›Maske‹ zu zeigen? Wie soll das Gesicht der Figur vom Gesicht des Schauspielers unterschieden werden können, wenn der Zuschauer nur das Gesicht des Schauspielers sieht? [...] Der Akteur muss lernen, sein Gesicht als Maske einzusetzen. Der gute Schauspieler ist fähig, auch ohne gegenständliche Maske, allein mit dem (geschminkten) Gesicht, eine Trennung zwischen Gesicht der Figur und Gesicht der eigenen Person herzustellen. Er instrumentalisiert sein Gesicht als Maske: ihr Ausdruck wird vom eigenen Gefühlszustand abgetrennt. Auch ohne konkrete Maske bleibt das Maskenprinzip bestehen.<sup>1</sup>

Maskieren in dem Sinne, etwas anderes für sich und einander mit einer inneren Lage zu machen, gehört zur Lebensform von Exzentrikern. Maskierend sind sie miteinander in der Welt, führen sich gegenseitig etwas vor, wird ihr „Leib selbst zum Kunstmittel“.<sup>2</sup> Nur verstecken sich in diesem modernen Umstand keinerlei ins

---

<sup>1</sup> Weihe 2004, S. 172f.

<sup>2</sup> Plessner 1982c, S. 408.

Stolpern bringende Paradoxien, denn das Maskenprinzip spaltet sie nicht in Innen und Außen, Natur und Kunst, Privat und Rolle, Blöße und Schleier.<sup>3</sup> Sie sind, „in-dem sie in und mit solchen Rollen wie unter und mit Masken spielen“.<sup>4</sup> Was das Maskenprinzip also weglassen kann, ist die Idee des Abtrennens der Gefühlszustände von den gewählten Gesichtsausdrücken. Was einander gezeigt wird, ist. Es geht im maskenspielenden Zusammensein nicht um eine vorsichtige bis rabiante Lektüre dessen, was *eigentlich* gemeint ist, hinter der divers gezeigten Fassade steckt, sich vor den Blicken anderer versteckt hält, sondern allein darum, sich über die einander wie auch immer freigegebenen Ausdrücke dessen, was gefühlt und gefunden wird, miteinander zu verständigen. So muss auch der herbeigerufene Takt nicht eigensinnig Fremdschonendes herausfühlen und -finden; seine gesichtswahrenden und so die leibliche Würde hütenden Wege sind etwas andere: Sie laufen über Kontaktsituationen und darin auch über vielfältige Gesichtsspiele, Gesichtsmasken, den sich verhüllenden, durch die Mitwelt endlos gestalteten Körperleib,<sup>5</sup> „der erscheint und auch erscheinen will, mit seiner zum Antasten verlockenden Unantastbarkeit“,<sup>6</sup> in einem Miteinander, in dem mit demaskierendem, enthüllendem Unberechenbaren gerechnet und daher auch mit Gesichtsverlusten, Würdelosigkeiten, Entwürdigungen umgegangen wird.

## 1 Leibliche Würde

Der bisher fokussierte bewegungssinnige Takt sorgt für das Verhandelbare der Anspannung und damit für das Aushalten sowie gelegentliche Herausfordern von Spannungen. Damit sich die Mitmenschen mit ihren Rollengesichtern treffen, müssen sie sich aber nicht nur miteinander bewegen, sondern einander auch über die Vielfalt ausdrücklicher Gesten berühren und berühren lassen. Der aufeinander einspielende Takt hält nichts von sozialen „Berührungen ohne Berühren“,<sup>7</sup> einem

---

<sup>3</sup> Vgl. Schürmann 2014a, S. 807ff., der darauf hinweist, dass Rollenspieler und Person bei Plessner nur miteinander verschränkt zu haben sind.

<sup>4</sup> Krüger 1999, S. 17.

<sup>5</sup> Vgl. Lindemann 2011, S. 591.

<sup>6</sup> Schmölders 2000, S. 116.

<sup>7</sup> Harrasser 2015, S. 97.

von zwischenmenschlichen Vorfällen unangetasteten Abfangen angepasster Rollenbilder im Umfangsvorfeld. Er ist inmitten. Taktvolle lassen sich verführen, verstricken, leiblich rühren: von der mienenspielenden Vielfalt, dem ausdrucksstarken Körper, der „bald als Instrument des Handelns, bald als Verständigungsmittel beim Sprechen und durch Gesten, bald als Resonanzfläche der Gefühle“<sup>8</sup> dient, als „Ausdrucksfläche des Seelischen Leib [ist], plastische Ausprägung des Psychischen“.<sup>9</sup> Was sich dann in einer Verkehrslage über den Körperleib gegenseitig so-und-nicht-anders zeigt, sich füreinander öffnet, nicht etwa voreinander offenlegt, maskiert das Seelenleben, bringt es füreinander ins Erkennen und zugleich in demaskierende Gefahren, die wiederum bei aller Bestimmtheit das verbindlich gemachte Unbestimmte nicht vergessen lassen. Dieses Wechselspiel von Verhüllen und Enthüllen, der ständige „Kampf ums wahre Gesicht“ und das damit unkündbar verbundene „Risiko der Lächerlichkeit“,<sup>10</sup> trägt die leibliche Würde – und der kontaktierende Takt gehört dabei zu jenen Praxen, die sie im und für Kontaktmomente derart ausführen:

Die Verkörperung der Seele wird anschaulich im Leib, und die ach zwei Seelen sind offensichtlich in nur einer Brust vereint. Die Idee menschlicher Würde liegt so schon diesseits von Tragik und Ironie.<sup>11</sup>

So soll es hier sein – und Menschenwürde an den „Bewegungsformen des anschaulich gegebenen Leibes“<sup>12</sup> haften. Für deren Erhalt darf es gleichgültig bleiben, wie eine Ausdrucksbewegung platziert wird, solange sich Umgangsleute gegenseitig darstellerische Spielräume geben, durch die sich etwas als etwas anderes zeigen kann, um dann darüber füreinander situativ verständlich zu werden, so dass eine innere Angespanntheit über eine lässige, mürrische, heldische, wegwischende, schüchterne, kichernde oder andere Geste ihren entspannenden Weg ins sichtbare Äußere findet. Wer derart erscheint, muss nur in der und für die Kontaktlage einen Sinn dafür entwickeln, „inwieweit der eigene Lebensvollzug wie auch der anderer ein

---

<sup>8</sup> Plessner 1982e, S. 442.

<sup>9</sup> Haucke 2003, S. 144.

<sup>10</sup> Plessner 1981a, S. 58.

<sup>11</sup> Haucke 2003, S. 147.

<sup>12</sup> Plessner 1982a, S. 83.

gelingender ist oder nicht<sup>13</sup>; das Gelingen vollzieht sich im Miteinander-Machen bzw. Mitmachen der Umgangsleute. Die sich derart in der Mitwelt Bewegenden leben mit dem „Widerstreit, der die einzelnen Gebiete der Seele durchzieht“ und „das Verhältnis zum Körper“ so bestimmt wie „den Körper selbst, insofern er Körper und Leib ist“.<sup>14</sup> Der Takt sichert hier den Erhalt der „Verwirklichungsbedingungen menschlicher Würde“,<sup>15</sup> die von Maximalbedingungen getragen wird, da sie stets auf „das Ganze der Person, den Einklang ihres Inneren und Äußeren“,<sup>16</sup> deren nicht auswechselbare Einmaligkeit, hinaus will, in der alltäglichen Zwischenmenschlichkeit allerdings mit „Minimalbedingungen“<sup>17</sup> arbeitet.

## 1.1 Rechtstatsachen

Wird die menschliche Würde derart von voreinander erscheinenden und voneinander berührbaren Mitmenschen bestimmt, so hat es der gesichtswahrende Takt mit einer so dauerhaft umworbenen wie umkämpften mitmenschlichen Sphäre zu tun, in der er immer wieder gegen unwürdige Ausdrucksbewegungen, entwürdigende Berührungen eingesetzt wird. Anders gesagt und ein paar Schritte zurückgehend, ist es bei allem Antasten eine „Rechtstatsache“, dass „die Würde des Menschen unantastbar ist“:

Als eine solche Rechtstatsache gilt der Schutz der Würde kategorisch und verbindlich [...]. In diesem Sinne ist die Würde unverlierbar – zugleich wissen wir darum, dass der Mensch seine Würde verlieren kann, sei es durch Entwürdigungen, sei es durch unwürdiges Benehmen.<sup>18</sup>

---

<sup>13</sup> Haucke 2003, S. 23.

<sup>14</sup> Ebd., S. 147.

<sup>15</sup> Ebd.; Haucke verweist darauf, dass die im Begriff der Würde steckende Unbestimmtheit kein „konzeptionelles Defizit“ (S. 19) ist, sondern „eine Besonderheit personalen Seins“ (ebd.) zeigt, hier darstellerisch in der Umgangswelt unterwegs zu sein. Das bei aller Unbestimmtheit Anschauliche ist m.E. deutlicher noch mit dem Gesichtsbegriff zu haben.

<sup>16</sup> Plessner 1981a, S. 75.

<sup>17</sup> Ebd., S. 22.

<sup>18</sup> Schürmann 2014a, S. 801f.

Das Gute an der Rechtstatsache ist, dass die so unverfügbar wie vermittelt verstandenen Menschen nicht durch Sackgassen bildende Auswege wie Geburt, Erbe oder Leistungsnachweise in ihre Würde gesetzt werden.<sup>19</sup> Sie ist einfach und unverlierbar für sie da:

Man muss über kein bestimmtes Merkmal verfügen, man muss nicht glauben, dass dieses Merkmal das wahrhaft diskriminierende des Menschseins ist, man muss sich nicht dazu äußern, was Tiere auch schon können oder Koma-Patienten nicht mehr können – ganz ohne solcherart Aufnahmeprüfung gilt man als Würdiger einfach deshalb, weil man Menschenantlitz trägt.<sup>20</sup>

Ein Menschenantlitz einfach so tragen zu dürfen, bedeutet nun allerdings nicht, es sich im Würde-Sessel bequem machen zu können. Für den Menschen in der Mitwelt gehört es zum Tagesgeschäft zu wissen, dass hinter jeder Straßenecke auch Unwürdiges lauert, da sie immer schon wissen, dass sie es zwar liebend gerne wissen würden, es aber nicht sicher wissen können, ob das eine oder andere Tun die Würde verletzt oder nicht:

Es ist nicht von vornherein klar, ob es entwürdigend ist, sich zu prostituieren; es ist nicht von vornherein klar, ob ein Schwangerschaftsabbruch gegen die Würde des ungeborenen Embryos geht – solches und ähnliches ist umkämpft und muss gegebenenfalls verfassungsrechtlich entschieden werden.<sup>21</sup>

Das Recht auf körperliche wie seelische Unversehrtheit und die Vielfalt an Maßnahmen der Vergegenständlichung stellen viele Fragen: Geht es gegen die Menschenwürde, wenn Menschen als Lustobjekte einseitig oder wechselseitig angeschaut oder auch angefasst werden?<sup>22</sup> Ist das tatsächliche oder medikamentös unterstützte

---

<sup>19</sup> Vgl. Schürmann 2014b, S. 147.

<sup>20</sup> Ebd., S. 140.

<sup>21</sup> Ebd., S. 145.

<sup>22</sup> Vgl. Bieri 2013, S. 113f. Interessant ist hier die geschilderte Rechtslage, nach der es einen maßgeblichen Würde-Unterschied macht, wie sich ein seinen Körper zur Lustschau freigebender Mensch zu seinen Kunden verhält: Nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts ist seine Würde gewahrt, sobald er eine aktive, selber kontaktierende Rolle innehat; sie ist verletzt, wenn er wie ein gerahmtes Bild besichtigt wird, also selber passiv

Handanlegen an einen Menschen, der gerade nicht macht, was er eigentlich, gesellschaftsgemäß, machen soll, etwa sich selber versorgen oder sich und andere, das gemeinsame Normalerweise, nicht gefährden, eine ihn zum Gegenstand machende, entwürdigende, da erzwungene, Maßnahme? Was machen still beherzt zupackende pflegerische Gesten mit nicht eigenständig navigationsfähigen Patienten, was medikamentös sedierende, handgreiflich werdende oder verbal unter die Haut gehende Eingriffe mit seelisch Versehrten? Machen sie stets für alle dasselbe? Oder zeugt ihr umkämpfter Status von einer miteinander aushandelnden Offenheit, unter Einschluss verfassungsrechtlicher, d. h. kultur-, nicht naturgesetzlicher Festlegungen, was mindestens unbequem, zuweilen auch empörend erscheinen mag, da die auf Dauer gestellten Fertigtantworten fehlen. Auch ein weniger markant bzw. brisant mit körperlichen Grenzen konfrontiertes Alltagsgeschäft kennt trotz eines Allgemeinen Unklarheiten, die sich nicht rezeptiv, also anhand von Wegleitungen aufklären lassen: Es ist nicht von vornherein klar, ob der alltäglich von familiärem wie institutionellem Personal durchgeführte Plan, wie Kinder zu sein, woraufhin sie zu werden haben, gegen die kindliche Würde geht, weshalb man auch nicht vor allem erzieherischem Tun exakt feststellen kann, wann welches erzieherische Tun entwürdigt. Vor aller in den Umgangsraum geworfenen Frage nach Nähe und Abstand, Ernst und Spiel, Hunger und Sättigung, Vorliebe und Abneigung bleibt ungewiss, im flüchtigen Ungefähr der Fälle, ob die Gesichter im Umgang tatsächlich Schaden nehmen. Erst die Aufnahme der Frage in der und für die Praxis, durch den nur individuell graduierten Erfahrungstakt, lässt die Beteiligten mit mehr Sicherheit sagen, ob sie tatsächlich „sehr gute Intuitionen dazu [haben], was eine Entwürdigung ist“.<sup>23</sup>

## 1.2 Würde-Kompass

Es stellt sich bei allem Anerkennen des zwischenmenschlich nicht Vorhersehbaren die Frage, ob nicht doch der Gedanke irritieren muss, etwas in der Praxis, im alltäglichen Umgang miteinander verlieren zu *können*, was in der Theorie, im geltenden

---

bleibt, keinen von sich ausgehenden Kontakt initiiert, sei es auch nur einer mit Blicken. In erster Instanz wurde genau andersherum entschieden: Sein Gesicht behält, wer anonym bleiben kann, sein Gesicht verliert, wer als identifizierbare Person sichtbar wird.

<sup>23</sup> Schürmann 2014b, S. 145.

Recht als fraglos und unverlierbar feststeht. Dieserart Irritation könnte dann dazu führen, die Flucht nach vorne anzutreten, um der Verlustgefahr entgegen lieber vorsorglich auf einen inwendigen Kompass zur „Stärkung des Empfindens, der Vorstellung und des Bewusstseins menschlicher Würde“<sup>24</sup> zu setzen. Hier ähnelt der Grundgedanke dem entwicklungshelfenden Takt: Der Mensch erhält im Vorfeld das feste Wissen darüber, was einen würdevollen Umgang ausmacht, um es im alltäglichen Miteinander einzuüben und auf diesem Weg seinen inneren Kompass einzustellen. Mit Würde verläuft dann alles, was dabei hilft, das Selbstbild herauszubilden, also den Selbstwert sowie die „eigene Eingebundenheit in eine menschliche Gemeinschaft“<sup>25</sup> zu stärken. Wer hier seinem inneren Kompass folgt, wird niemals „andere Menschen entwürdigend behandeln, sie also zum Objekt eigener Absichten, Bewertungen oder gar Maßnahmen machen“ und schon gar nicht „Angebote und Leistungen an[nehmen], deren Bereitstellung die Würde der Erbringer dieser Angebote oder Leistungen verletzt“<sup>26</sup>.

Sie gehen nicht dorthin, wo Menschen sich für Geld zur Schau stellen, sie besuchen kein Bordell, und sie kaufen auch keine Produkte, für deren Herstellung andere Menschen ausgebeutet werden. Würdevolle Menschen erleben sich aus sich selbst heraus als wertvoll und bedeutsam.<sup>27</sup>

Beim inneren Kompasshandeln hält der Mensch seinen Umgangskurs automatisch auf rechten Pfaden, bewahrt sich selber noch vor aller Erfahrung vor Abwegen und macht „aus sich selbst heraus“ keinen seiner Mitmenschen zum Gegenstand, etwa zum Objekt seiner Gier oder Macht, seines Ehrgeizes, Einflusses oder Hochmuts. Solche Kompassnadeln wissen exakt, woraufhin sie sich auszurichten haben, es gibt klare Täter- und Opferprofile ohne eine Würde-Chance für Menschen, die für Geld so etwas wie Liebe kaufen oder ihre Mitmenschen über ideelle Güter verführen. Dabei wird das moderne Leben an sich, erst recht mit seinen vielen feinen Falten, ebenso übersehen wie das schon angesprochene Recht des Menschen darauf, das

---

<sup>24</sup> Hüther, Was heißt das: in Würde leben? Online-Dokument.

<sup>25</sup> Hüther, Wo machen Heranwachsende Erfahrungen, die ihr Bewusstsein eigener Würde stärken? Online Dokument.

<sup>26</sup> Hüther, Was heißt das: in Würde leben? Online Dokument.

<sup>27</sup> Ebd.

Irrationale, Spontane, Momenthafte, Gelegentliche im Tun zu berücksichtigen, wenn nicht sogar seine Pflicht, auch abseits von Werten und Prinzipien zu handeln, um der Gewalt konkreter Umgangslagen noch gerecht zu werden. Man könnte dem Hersteller eines solchen Navigationssystems unterstellen, nach dem Entwurf ‚guter Bulle – böser Bulle‘ den Markt zu bedienen, da das von ihm unter der Hand eingeführte, den Ausschlag Gebende so lange hält, wie deren Nutzer es nicht als solches bemerken. Sobald dies der Fall ist, könnten sie – wie im wahren polizeilichen Leben – brüskiert sein, sich ihrer Würde beraubt fühlen. Es sei denn, es wird gleich über neurophysiologische Muster eingeführt: Würde entsteht dann bereits vorgeburtlich als natürliches Bedürfnis nach eigenem Gutgehen, naturgemäße Abwehr von Schlechtgehen, und lebt nachgeburtlich weiter als reflexgesteuerter Drang zur Entfaltung guter und nicht schlechter, etwa besonnener, stiller und nicht spontaner, lauter, Potentiale. Bedürfnis und Entfaltungsdrang liegen in den Händen von Umwelt und Mitmenschen, die ihre Aufgaben dann gut erfüllen können, wenn sie selber schon auf dem rechten Pfad der Würde wandeln, was über die Schwachstelle hinwegsehen muss, dass auch Neurophysiologen mit kulturellen Vermittlungen, mit Produkten des Geistes, arbeiten, über die alles Natürliche füreinander verständlich wird. So schleicht sich mit dieserart Kompass-Würde der vormodern aufgestellte „Leistungsstatus der dignitas“<sup>28</sup> wieder ein, der fest mit guten allgemeinen Antworten rechnet, weil er für offene, hier mit zu vielen Unbekannten versehene, in der Begegnung plötzlich aufkommende, Fragen, also für den unausweichlichen Geschehnis-Faktor, nicht oder unzureichend gerüstet ist.

Angenommen, ein Sterbender hat sein Leben als dem Ruhm anhängiger Sportler verbracht, also kompassgemäß würdelos. Muss er jetzt mit Würde, abseits ruhm-süchtiger Rituale in sein eigenes Sterben hineinsteuern, weil ihm in seinen prä- und postnatalen Phasen der Waschzettel für die richtige Potentialentfaltung unzugänglich war? Bindet der innere Kompass Würde an eine gelungene Selbstbildung, die in einem für gut und schön befundenen, etwa entschleunigten und friedlichen, Raum abzulaufen hat, wie steht es dann mit der Würde von entwicklungsspielenden Trotzkindern, Pubertierenden oder gar Menschen in der kritischen Lebensmitte, deren Potential sich gerne turbulent nach allen Seiten gleichzeitig und möglichst extrem auf Spiel und Gefahr entfalten möchte? Werden sie Würdelose, insofern sie erfolgreich gegen familiäre, medizinische, pädagogische und andere besänftigende Systeme

---

<sup>28</sup> Schürmann 2014a, S. 804.

rebellieren, die die vielen Einzelnen unbesehen ihres konkreten Zusammenseins und Mitmachens behandeln? Was passiert mit dem Begehren der Menschen, für-und-gegen-einander für immer klug, dabei gegen alles zu sein? Kein Würde-Kompass der Welt kann verhindern, dass seine Nutzer mal vom Weg abkommen, ob er nun verdeckt über Natur- oder offen über Kulturwerte entworfen ist. Wer daneben tritt, muss mit dem mitspielenden Takt jedenfalls nicht auf den alten Pfad zurückfinden, sondern darf nach Schleichwegen schauen, sich gelegentlich schöpferisch durch unwegsames Gelände trauen, sich dabei erschöpfen oder auch mal rasten. Für sie kann dann gelten, dass das Gelten ihrer unverlierbaren Würde „von bedingter, nicht von absoluter Notwendigkeit; und das Werden dieser Geltung kein bloßes Ausbuchstabieren eines fix Gegebenen [ist]“, sondern in Bewegung, ein „*werdendes Gelten*“.<sup>29</sup> Es zeigt an, dass die Würde der einander begegnenden Menschen immer wieder auf dem Spiel steht, das maskierte Gesicht im konkreten Miteinander jederzeit, aber nur auf immer nächste Masken, demaskiert werden kann und der Kampf um das zu wahrende, nicht etwa einzig wahre, Gesicht so gewöhnlich ist wie das Risiko der Lächerlichkeit.

### 1.3 Begegnende Würde

Die Würde unverlierbar zu haben und sie zugleich jederzeit verlieren zu können schafft zwischen den Menschen eine gespannt-spannende Grundsituation, die den Fokus auf das Geschehen, die konkrete Begegnung legt und dort in leibliches Gutgehen anzeigt, insofern sich die Menschen in einer Umgangslage als diese-und-nicht-jene Rollengesichter tragende Mitmenschen mit Blick auf das jetzt und nicht irgendwann wechselseitig Zuträgliche zeigen, um sich zu begegnen:

Wenn wir anderen begegnen, wissen wir also, daß uns in dem, was sie erzählen, keine unverfälschte Wirklichkeit des Erlebens entgegentritt, sondern eine Darstellung von Motiven, die durch die Interessen von innerer Zensur und Selbstbild vielfach gebrochen ist. Das macht jede Begegnung zu einer unsicheren, offenen und wandelbaren Erfahrung. Das wird sie auch durch das Wissen, daß es bei den anderen, wie bei uns selbst, viele Motive des Tuns

---

<sup>29</sup> Schürmann 2014a, S. 802, Hervorhebungen im Original.

gibt, die im Dunkeln liegen und dem Erleben unzugänglich bleiben, manchmal für immer. [...] Wenn sich zwei Menschen mit ihren Motivgeschichten vertraut machen, ist es, wie wenn sie sich miteinander verschränkten: Sie bekommen eine Bedeutung füreinander, und die Begegnung wirkt auf beide zurück. Dabei verschränken sie sich in ihrem Erleben auf vielfältige Weise.<sup>30</sup>

Begegnungen werden hier als ein sich aufeinander einstimmendes, darüber miteinander verschränkendes gemeinsames Erzählen verständlich, über Worte aus Mündern ebenso wie über mimisch-gestische Ausdrucksbewegungen, die selbst dann noch etwas und zuweilen auch ganz anderes sagen, wenn aufkommende Worte im Hals stecken bleiben, es nichts mehr zu sagen gibt. Hängt Würde daran, dann schaffen die gewählten Kontaktarten die entsprechenden Spielräume eines eher engagierten oder eher distanzierenden Miteinanders, wobei das eine wie das andere unwürdig gestaltet sein und entsprechend entwürdigend wirken kann.<sup>31</sup> So ist die Attraktion des Werfens von Kleinwüchsigen auf Jahrmärkten würdelos und längst verboten, nicht verboten und offenbar keine drängende Frage der Würde ist das Fallenlassen der Toten von Krankenhausbetten in Zinksärge, wie es auch aus pflegeökonomischen Gründen üblich ist, mit körperlich und geistig Eingeschränkten einen einseitig ermächtigenden, fraglosen und ruhigstellenden Umgang zu pflegen. Da mögen sich alle noch so einig sein, niemals füreinander Gegenstände, Spielzeuge, Mittel zum Zweck-von sein zu wollen, ob der eine den anderen dabei tatsächlich noch würdigt oder schon entwürdigt, erweist sich erst im Begegnungsverlauf, auf den sich alle Beteiligten ebenso einlassen müssen wie aufeinander, wollen sie die Würdefrage im Kontakt nicht einsam, sondern gemeinsam klären. Es sei denn, es ist schon auf formeller oder informeller Ebene verbindlich geklärt, was zu einem würdig-würdigenden Umgang gehört und nicht gehört, wobei der aufeinander einspielende Takt auch hier noch zu tun hat, jedenfalls solange die Umgangsgrenzen

---

<sup>30</sup> Bieri 2013, S. 96f. Das folgende Unterkapitel streift die Überlegungen von Bieri zur „Würde als Begegnung“ (S. 95–157), bei ihm ein Unterpunkt zur „Würde als Lebensform“ (S. 11), mit den drei grundlegenden Fragen danach, wie andere zu mir stehen, ich zu den anderen und ich zu mir selbst stehe (vgl. S. 12). Taktrelevant ist nur der kleine Ausschnitt des konkreten Begegnens, also die Frage, wie wir *jetzt zueinander* stehen, also würdig-würdigend *miteinander* umgehen.

<sup>31</sup> Vgl. Bieri 2013, S. 98ff.

beweglich, füreinander zum Aushandeln offen sind.<sup>32</sup> Dabei kommt der Erfahrungstakt nicht ohne das Mitmachen aller aus, will er den Mitmenschen ohne momentane Stimme im Moment der Umgangslage eine Stimme geben: Eine institutionell wie familiär pflegende, betreuende oder erziehende Person, die situativ in Erfahrung bringen möchte, ob es der Würde eines Kleinkindes zuträglicher ist, es kräftig oder zart, laut oder leise, ernst oder fröhlich zu berühren, hat sich auf das Kleinkind in dieser, nicht jener Situation einzulassen. Als Takthafte sorgt sie im Spannungsfeld von Ordnung und Leben, dabei die Grenzen der Extreme misshandelnder, missbräuchlicher Berührung wie vernachlässigender Nichtberührung gut im Blick, für Zusammenhänge Stiftendes, orientiert unter anderem am aktuellen gesundheitlichen Zustand oder den persönlichen Vorlieben des Kindes. Richtet das Kind seinen Bedarf nach Nähe profan an seinem konkreten Hunger aus und geht auf Distanz, sobald dieser gestillt ist, so könnte ein auf Nähe bestehendes Umsorgen als entwürdigend erfahren werden. Es mag etwas befremden, die Gesichtsfrage so früh anzusetzen, aber es steht nirgends geschrieben, dass der Verlust von Gesichtern erst einsetzt, wenn der eigene Blick in den Spiegel ein Gesicht erkennt, das sich verlieren lässt. Frühkindliche Zeichen wie etwa marmorierte Haut, weit aufgerissene Augen, aufeinandergepresste Lippen, eine Geste wie rudernde Arme und andere Ausdrucksbewegungen zeigen klare Abwehr und deuten auf einen nicht hinreichend anerkennenden Umgang mit dem Kind hin, auch ohne dass es wortgewandt fragen kann, wie der andere zu ihm, es zum anderen und zu sich selbst steht<sup>33</sup>; relevant ist für den Takt nur das konkret zwischen ihm und den Mitmenschen entstehende Wechselspiel. Hierzu finden sich viele Beispiele aus dem Reich einzelner Fälle von momentan, noch oder dauerhaft eingeschränkt lebenden Mitmenschen, die desto eher auffallen, je mehr der prozessuale Charakter divers temperierter Umgänge aufgenommen wird. So finden in der begegnenden Würde das einzigartige Gesicht, das der Mensch hat, mit seinen Gesichtern, die er trägt und zeigt, zusammen: Ein Kind verliert sein im Schmerz aufgesetztes Heldengesicht, sobald die Eltern darüber hinwegsehen, den Schmerz an der Lage vorbei allzu ernst nehmen oder den Helden auslachen. Der paternalistisch eingestellte Patient behält sein Gesicht eher, können die behandelnden Ärzte die Diagnose mitsamt der krankheitsverlaufenden Aussicht unausgeführt lassen; dagegen würden die auf Information, Kommunikation

---

<sup>32</sup> Vgl. Bieri 2013, S. 109ff.

<sup>33</sup> Vgl. ebd., S. 12.

und Autonomie ausgerichteten Patienten hier eher Gesichtsverluste erleiden. Können die Mitmenschen wechselseitig mit den Dingen im Medium flüchtigen Ungefühls fertigwerden, sind auch Manipulieren, Täuschen, Verführen, Überwältigen, Umstürzen und ähnlich situativ einflussnehmende Praktiken keine auf Entwürdigung festgeschriebenen Solostücke, sondern mit Takt bewegte Mit-Spiele, die sich der Gewalt einer konkreten zwischenmenschlichen Situation annehmen, um jetzt, nicht später, eine würdig-würdigende Begegnung daraus zu machen. Darin liegt für alle das „Recht auf eine offene Zukunft“ als ein Recht, sich miteinander bewegen und dabei „neue Wege gehen zu dürfen“. Niemand muss dabei den anderen „durch festgelegte Erwartungen einschnüren“ und sich ein „endgültiges Bildnis von ihm machen“.<sup>34</sup> Nur darum geht es, damit jeder Begegnungsmoment füreinander frei und vermittelbar bleibt.

## 1.4 Gesichtsverluste sind Würdeverluste

Menschen machen sich allerdings meist ein Bild von anderen, so wie sie auch ein Bild von sich haben. In beiden Fällen tendieren sie dazu, sich mehr als für diesmal festzulegen, zulasten des begegnenden Moments und damit des Wissens, dass die gewählten Bilder unstimmig sein und die Gesichter verloren gehen können. Daher wird hier mit dem Takt auf ihr nicht austauschbar einmaliges Gesicht und auf ihre vielen Gesichter gesetzt, die sie tragen, wenn sie miteinander sind. Sie spielen mit Mienen, grimassieren, setzen mal dieses und mal jenes Gesicht auf: wer in der Prüfung nervös ist, schaut versiert, wer im Wettkampf angeschlagen ist, gibt sich trotzdem siegesgewiss, wer dem anderen Grenzen setzt, schaut streng, um die Gesichter zu treffen, die getroffen werden sollen: etwa die der Prüfer, des Publikums, der Kinder. Der Takt verschafft dem versierten, siegesgewissen, strengen Ausdruck als dem „Kundgeben und Kundnehmen im Miteinander“<sup>35</sup> einen kommunikativen Spielraum, damit Umgangsleute sich darüber zu dem machen können, was sie als Menschen-mit-Würde immer schon sind. Er arbeitet nicht dem Wahren des einzig wahren, vielleicht schüchternen, hypochondrischen, freizügigen Einzelgesichts zu. So gesehen macht es einen Unterschied, ein Gesicht zu haben und es

---

<sup>34</sup> Bieri 2013, S. 152.

<sup>35</sup> Plessner 1982a, S. 125.

(auf verschiedene Weise) zu tragen, wie es nicht dasselbe ist, ein Leben als Mensch zu haben und es (auf verschiedene Weise) zu führen:

Es giebt eine Menge Menschen, aber noch viel mehr Gesichter, denn jeder hat mehrere. Das sind Leute, die tragen ein Gesicht jahrelang, natürlich nutzt es sich ab, es wird schmutzig, es bricht in den Falten, es weitet sich aus wie Handschuhe, die man auf der Reise getragen hat. [...] Nun fragt es sich freilich, da sie mehrere Gesichter haben, was tun sie mit den andern? Sie heben sie auf. [...] Andere Leute setzen unheimlich schnell ihre Gesichter auf, eins nach dem andern, und tragen sie ab. [...] Sie sind nicht gewohnt, Gesichter zu schonen, ihr letztes ist in acht Tagen durch, hat Löcher, ist an vielen Stellen dünn wie Papier, und da kommt dann nach und nach die Unterlage heraus, das Nichtgesicht, und sie gehen damit herum.<sup>36</sup>

Wie viele Gesichter ein Mensch auch immer haben mag, den Takt interessiert nur die Tragesituation, also das Sichern der genannten Verwirklichungsbedingungen. Im Tragen werden sie füreinander erkennbar, kommen situativ zusammen und können so geschont wie ermöglicht und dabei auch beschädigt werden. Menschliche Würde hängt daran, sein Gesicht so oder anders zu tragen, und nicht, ein, zwei, viele ästhetisch oder moralisch schöne Gesichter zu haben. Wer sein Gesicht nicht wechselt, die ungenutzten anderen aufbewahrt für schlechte Zeiten, an den Hund, die Kinder oder Partner weitergibt, dem mag es an Gelegenheiten oder Einsichten mangeln. Vielleicht legt ihm sein Platz im gesellschaftlichen Feld das entfaltende Spiel mit den Gesichtern nicht nahe oder er ist mit der einmal getroffenen Wahl wie mit einem durchgehaltenen Bekleidungsstil zufrieden, anders als der bis zum „bloßen wunden Kopf ohne Gesicht“<sup>37</sup> gehende fliegende Gesichtswechsler. Dem gesichtswahrenden Takt kann all das gleichgültig sein, solange es zur Darstellung kommt.

Ist es so, dass Menschen derart mit ihren Gesichtern verfahren können, so ist ihnen der Fund des einzig wahren, würdetragenden Gesichts verwehrt, auf das gleichwohl nicht nur im gemeinen Alltagsverständnis gesetzt wird, oder anders: Da ist weit und breit nichts, wodurch das wahre Gesicht überdeckt werden kann,

---

<sup>36</sup> Rilke 2012, S. 11f.

<sup>37</sup> Ebd., S. 12.

auch keine psychischen Probleme<sup>38</sup>: Lernt beispielsweise der gegenwärtige Arbeitsmarkt, die Mitarbeitergesichter durch Erkennungsraster laufen zu lassen, um solche mit psychischen Störungen hinsichtlich des Erhalts von Leistungen und Beziehungen am Arbeitsplatz präventiv zu markieren, dann spielt der Takt hier nicht mit. Denn er würde Arbeitgeber und Belegschaft dabei unterstützen, die Rolle von Laien-Diagnostikern zu übernehmen und denunziatorisch Vorsorge zu betreiben, um die wahren, aber von depressiven, großmäuligen, bipolaren, gemeinen, lügnerischen oder anderen Masken verdeckten Mitarbeitergesichter vor Unkenntlichkeit zu schützen. Was Umgangsleute immer schon tun, ihren privaten Eindrücken beim Anblick von fremden Gesichtern still bis laut nachzugehen, sie nach persönlichen Vorlieben auszulesen, das wird hier mit einem öffentlichen Aufruf zum Beobachten und Melden psychischer Symptome von Beruflichen verbindlich gemacht. Wer sich freiwillig in das professionelle, begutachtende und behandelnde Feld psychischer Probleme begibt, der mag einverstanden sein mit pathologischen Markern; alle anderen brauchen die Wahl, festnagelnde Erkennungsdienste austricksen oder boykottieren zu können, damit offen bleibt, was sich im Miteinander zu erkennen gibt und verdeckt hält, mal erkannt, mal übersehen wird, auf dass die herbeigerufenen Symptom-Geister auch wieder abberufen werden können, niemand im Namen des zu wahrenen wahren Gesichts endgültig auf sie festgelegt wird. Das Beispiel zeigt, dass die Verwendung des vielsagenden Gesichtsbegriffs so reizvoll wie gefahrenträchtig ist, unter anderem begründet durch eine deutlich vorurteilsbelastete Physiognomik.

## *Gesichtslektüren*

„Mach nicht so ein Gesicht!“, verlangen die einen von den anderen, die sich mit einem anderen als dem erwarteten Gesicht konfrontiert sehen. Sollen *Gesichter Bände sprechen, Mienen den Zustand der Seele spiegeln*, dann scheinen sie nicht nur etwas über die gerade ablaufenden, mitmenschlich bewegenden Momente zu erzählen, sondern darüber hinaus allgemeine Gefühlslagen, Verhaltensmuster bis Seinsweisen der Menschen festzulegen, mögen noch so flüssig und schlüssig formulierte

---

<sup>38</sup> „Psychische Probleme überdecken das wahre Gesicht“ ist der Slogan einer Präventivkampagne der Sozialversicherungsanstalt des Kantons Zürich (SVA), vgl. Online-Dokument.

Sätze aus deren Mündern fließen. Das Gesicht gilt als Projektionsfläche für die *un-geschminkte Wahrheit*, wohingegen sich der Körper abwärts der Kinnpartie mit seinen wechselnden Formen und Kleidern weiter entfernt von Wahrhaftigkeitsfragen aufhalten darf, vielleicht mit Ausnahme der auch von Innerem sprechenden Hände. Angenommen, Menschen haben einen Körper, aber nicht nur ein frei davon lebendes Gesicht, sondern die sprichwörtlichen zwei Gesichter. Gibt es dann ein wahres und ein falsches Gesicht? Wer kann wissen, und wie begründet, um welcherart Gesicht es sich gerade handelt, wenn das hingefallene Kind den Eltern mit schmerzverzerrter, tränenreicher Miene entgegenschaut, um im nächsten Moment das Gesicht zu wechseln und dem Freund gegenüber frei davon aufzutreten? Ist das Schmerzgesicht dann echt oder unecht, authentisch oder gespielt, zeigt oder verbirgt es etwas? Noch schwieriger wird es, wenn von vielen möglichen Gesichtern ausgegangen wird, die nicht mal hintereinander abgetragen werden und sich verschleißen, bis nur noch ein Hauch von Gesicht oder das Nichtgesicht erkennbar ist. Bleibt dann das Gesicht eines Gegenübers im Dunklen, weil sich nichts mehr sicher erkennen lässt, also nur noch mit Täuschung, Verstellung, verkehrter Wahrnehmung, überhaupt mit dem Maskenhaften und Verschleierten sämtlicher Erscheinungen zu rechnen ist? Kann der Mensch sein Gesicht überhaupt noch verlieren, wenn er mehrere hat, auf die er notfalls, gelegentlich, spaßeshalber zurückgreifen, die er aufsetzen und wechseln kann? Es kommt etwas Licht ins Gesichtsdunkel, wenn man die an ein Gegenüber herangetragene mehr oder weniger drängende Bitte, nicht so ein Gesicht zu machen, mitsamt dem darin liegenden Wunsch nach einem anderen als dem erblickten Gesicht, entlang von drei möglichen Gesichtsansichten skizziert, denn wie das andere Gesicht gedeutet wird, hängt wesentlich davon ab, was Gesichter überhaupt bedeuten sollen, welche Gesichtsgeschichten gerade kursieren. Der vorgenommene Blick auf das begegnende Gesicht ist also nicht frei, am Gesicht selber kreativ und situativ entwickelt: Dem Blicken ist das Bild des Erblickten schon eingeschrieben, etwa über jene Ansicht, für die das Gesicht ein Sinnbild für das Menschlichste des Menschen, eine Art „Symbol des Heiligen“<sup>39</sup> und Spiegel der Seele, sein soll. Oft ist es dann die menschliche Stirn, an der abzu-lesen sein soll, wie und was der Mensch ist, ein wesentliches Deutungsmaß auch für den erwähnten Physiognomen Lavater. Er entwirft eigens ein Gerät, mit dem er die

---

<sup>39</sup> Schmölders 2007, S. 7, die hier den Anthropologen David Le Breton anführt, für den das Gesicht die „menschlichste Stelle am Menschen“ ist.

verschiedenen Stirnwölbungen misst, um darüber den Charakter des Stirnträgers erschließen zu können. Sein Grundanliegen ist der rundum vermessene Mensch, der mit seinen konstanten Gesichtsformen und beweglichen Gesichtszügen der Mitwelt ein Abbild seines inneren Wesens präsentiert. So wie er erscheint, scheint er demnach auch zu sein: klug, verzagt, poetisch, verschlagen, biegsam, boshaft, schmeichlerisch, finster, heiter und so weiter. Da Lavater in dieser Wechselbeziehung von Äußerem und Innerem nichts dem Zufall überlässt, muss er für den ersten wissenschaftlichen Schritt den Faktor der Bewegung aus dem mimischen Ausdruck herauskürzen, also die Gesichtszüge auf *einen* Ausdruck festlegen, um von dort aus ins Innere des Menschen schauen und *einen* Wesenszug bestimmen zu können. So sind etwa Stirnrunzelnde, deren Falten sich messbar im Gesicht eingeschrieben haben, direkt auf einen nachdenklichen, skeptischen, missmutigen, aufmerksamen oder anderweitigen Charakter festgelegt. Das Stirnrunzeln als gemütsbewegende Momentaufnahme ist dagegen ein Hindernis auf dem Weg zum Wesenszug: Treibt etwa der Zorn eine steile Falte zwischen die Augenbrauen einer Person, so ist diese Gemütsbewegung nicht nur flüchtig, auch gezielt einsetzbar und damit für Lavater untauglich für Erkenntnisse über feste Wesenszüge der Person sowie eine Gefahr, deren Gegenüber über Verstellung zu täuschen. Da sein unbedingtes Ziel ist, Täuschung zu verhindern, bedarf es einer Praktik, um ihr begegnen zu können. Hier kommt der oben schon beschriebene physiognomische Takt ins Spiel, der sich allerdings erst über den übenden Umgang mit vielen-Menschen-in-Situationen bilden muss, damit er für derart deutende Einsätze brauchbar wird. In der angehäuften Erfahrung mit stirnrunzelnden Menschengesichtern kann dann im Umgangsmoment ein konkreter Gesichtszug erkennbar und die vom Leben derart gezeichnete Person beispielsweise als Forschergeist, Griesgram, Choleriker oder Skeptiker beurteilbar werden.

Nun ist es hierbei weniger die Tatsache der Messbarkeit, die gedanklich ins Stolpern bringt, denn berechnen, bestimmen, zählen, auch miteinander vergleichen lässt sich letztlich alles, vom Gegenständlichen bis zum Menschlichen. Aber aus der berechneten Tatsache etwa einer vergleichsweise kleinen, gering gewölbten Stirn den Schluss zu ziehen, es mit einer stillen, kleinmütigen Person zu tun zu haben, oder bei einer senkrechten Steilfalte auf jähzornige, bei vielen waagerechten Stirnlinien auf denkende Charaktere zu schließen, das geht nur auf, wenn der Berechnung die Deutung bereits innewohnt, also dem Maß die gewünschte, erhoffte oder zugewiesene Bedeutung desselben. Der lautere Physiognom müsste

sich hierfür in seiner Rolle als das Menschengesicht mit wissenschaftlichem Besteck distanziert beobachtende und beschreibende Fachperson selber erkennen und anderen entsprechend darstellen: Im Wissen, dass der Stirnträger gern und viel denkt, lassen sich seine waagrecht verlaufenden Stirnlinien gut als Denkerfalten verstehen; umgekehrt wird aber aus einer Stirn mit derartigen Stirnlinien noch lange kein Denker, wenn auch Laien wie Fachleute eher damit arbeiten. Die plastische Chirurgie etwa bedient sich gerne der negativen Konnotationen diverser Gesichtsfurchen, um ihre Botox-Maßnahmen zu plausibilisieren. Wer möchte schon aus Faltengründen für einen Grübler oder Wüterich gehalten werden, auch wenn der Schein-Sein-Zusammenhang von der Schönheitsindustrie gleich wieder ins Vergessen gehoben wird, damit keine Zweifel an nachhaltiger Stirnglätte aufkommt, anders als Lavater, der zwar die gesichtsdeutende Distanznahme samt deren Werkzeugen bedauert, sie aber trotzdem noch auf seine Weise brauchbar macht, wenn er den Trick nutzt, sich vorab und durchgängig religiös wie künstlerisch zu halten, um von dort aus die physiognomischen Ideen einmal durch die Wissenschaftsmaschinerie durchlaufen zu lassen, auf dass sich dort das schnelle Menschengefühl bildet, also der bloß ahnende Takt auf ein wissendes Gefühl hin berichtet, um mit dem errungenen Deutungsbesteck die Wissenschaftsszene wieder verlassen zu können.<sup>40</sup> Der taktvolle Gesichtsdeuter hat dann das angelegte Gesichtsmaß und damit die Qual vergessen, mit keiner sekundären Maßnahme an das primär Erlebte und Beobachtete zu kommen. Seine Aufgabe ist, vor allem Erfahren zu wissen, was er für gut oder schlecht halten soll, um dann so zu tun, als würde er die jeweilige Wahl erspüren. Der künstliche Verschleierungsakt bleibt hinter dem Schleier, begründet durch die allem Grund gebende gute menschliche Natur. Der Takt ist hier nur so gut, wie er genau das zu entdecken, sich dem anzunähern vermag.

Wobei, so ganz hinter dem Schleier bleibt die verschleiernde Maßnahme auch wieder nicht. Geht es darum, einen bestimmten Gesichtsausdruck als diesen-und-nicht-jenen zu bestimmen, um ihn später wie von selbst genauso deuten zu können, dann führt für Lavater ein Weg dorthin über das herausfordernde Produzieren desselben: Wer ein Gesicht des Staunens bestimmen will, führt das Menschengesicht am besten in eine erstaunliche Szene hinein oder umarmt „den überraschenden Freund, ehe er ihn von oben bis unten besichtigt – und sich hinsetzt, ihn

---

<sup>40</sup> Vgl. Lavater 1775, S. 120.

abzuzeichnen“.<sup>41</sup> Eine taktvolle Gesichtszeichnung wie eine daran angelehnte, späterhin immer wieder aufrufbare Gesichtsdeutung ist dann eine, die wie der schöpferische Raffael misst und fühlt, nicht wie der regelgeleitete Dürer bloß misst:

Ich lerne sehen. Ich weiß nicht, woran es liegt, es geht alles tiefer in mich ein und bleibt nicht an der Stelle stehen, wo es sonst immer zu Ende war. Ich habe ein Inneres, von dem ich nichts wußte. Alles geht jetzt dorthin. Ich weiß nicht, was dort geschieht. [...] Habe ich es schon gesagt? Ich lerne sehen. Ja, ich fange an. Es geht noch schlecht. Aber ich will meine Zeit ausnutzen. Daß es mir zum Beispiel niemals zum Bewußtsein gekommen ist, wieviel Gesichter es gibt.<sup>42</sup>

Während Lavater für die Gesichtserkennung auf die aus ihren künstlichen Gefängnissen befreite natürliche Sehkraft baut, damit das von allem Verfremden freie Auge auf das allgemein menschliche, idealerweise unschuldige, gut-schöne, unverschleierte Einzelgesicht schauen und darüber auf den ebensolchen Charakter schließen kann, sind es hier die schon erwähnten weltüberladenen, sparsam oder verschwenderisch genutzten und nicht unbedingt nur menschliche Züge tragenden Mehrgesichter, die auf ein Seeleninneres blicken lassen, das zwar alles aufnimmt, aber nichts mehr erkennen lässt, womit sie in Kontaktsituationen zur willkommenen Freifläche für Wünsche, Haltungen, Vorstellungen, Meinungen ihrer jeweiligen Gegenüber werden:

Das Gesicht ist nicht animalisch, aber es ist darum auch noch nicht allgemein menschlich. Es gibt im Gesicht sogar absolut inhumane Züge. [...] Das Inhumane des Menschen verkörpert sich von Anbeginn an im Gesicht, mit seinen unbelebten weißen Oberflächen, seinen glänzenden schwarzen Löchern, seiner Leere und seiner Langeweile ist es von Natur aus Großaufnahme. Gesicht(s)-Bunker. Und zwar verkörpert sich das Inhumane des Menschen in einem solchen Maße im Gesicht, daß, wenn der Mensch denn ein Schicksal besitzt, es eher darin besteht, dem Gesicht zu entkommen, das Gesicht und die Vergesichtlichung aufzulösen, nicht wahrnehmbar, geheim zu werden.<sup>43</sup>

---

<sup>41</sup> Lavater 1775, S. 120.

<sup>42</sup> Rilke 2012, S. 11.

<sup>43</sup> Deleuze und Guattari 1980, hier zit. nach Schmölders 2007, S. 236.

Angenommen, das omnipräsente, alles und nichts sagende Menschengesicht dient in Umgangslagen einem Gegenüber als Projektionsfläche, so ist das jeweils Gezeigte zugleich das Bloßgestellte, da es sich dem Bedeuten und Deuten der Mitmenschen ungeschützt ausliefert. Wer in einer Kontaktlage angehalten wird, ein weniger skeptisches Gesicht zu ziehen, gerät in die Rolle eines Projektionsopfers, sofern er (nicht) sein soll, was der andere an ihm (nicht) sehen will. Er kontert dann vielleicht mit dem Argument, für sein Gesicht nichts zu können. Es gehört zu ihm von Geburt an; sein gelebtes Leben hat seine stehenden und beweglichen Gesichtsformen im Lebensprozess so oder anders gezeichnet; er hat es und stirbt damit. Es ist allerdings eine eher trägerferne Passivrolle, die den Gedanken an das durch die Mitwelt ermächtigte und bei Bedarf von ihr wieder entmachtete Gesicht unterstützt, wenn auch eine auf den ersten Blick gut begründete Reaktion auf das nach dem „Schema der Selektion“<sup>44</sup> in Machtpositionen gesetzte, harmonisch geformte, gesunde und schöne, irgendwie „guttrassige“<sup>45</sup> Gesicht. So gehört es zu den Anliegen der Gesichtsbunker-Vertreter, derartigen Phantasien der Auslese keinen konkreten Boden mehr zu bieten, weshalb sie dafür plädieren, besser aus allen machttragenden „Gesichtlichkeitsmaschine[n]“<sup>46</sup> auszusteigen und sich gesichtslos, nicht kopflos ins Unerkannte davonzumachen. Ein solches Aussteigen ist gut nachvollziehbar, denn wer möchte schon wegen Gesichtsasymmetrien oder mimischer Dissonanzen aussortiert werden. Was aber widersprechen lässt, ist der grundsätzlich wegduckende Umgang mit Gesichtsmächten. So mag es sein, dass der über das Gesicht der Mutter laufende Stillkontakt zum Kind bindungstheoretisch wie entwicklungspsychologisch vergisst, dass mütterlicherseits auch allerlei Machtspiele laufen, unterstützt vom kindlichen Status der Hilflosigkeit. Andersherum liegt die von Laien wie Fachleuten erkannte, zähneknirschend bis schmunzelnd hingennommene Macht beim Kleinkind, wenn es mit großem Augentheater die Eltern so lange mit Wünschen traktiert, bis sie ermattet aufgeben. Ein anderes, sich aufeinander eingespieltes Spiel mit Gesichtsmächten findet im Sport mit schmerzverzerrten Wettkampfmienen statt, die für die Sportwelt beinharte Körperhelden produzieren. Das Publikum ist beeindruckt von dem, was die Sportler ausdrücken. Denkbar ist aber auch, dass sich über diesen Weg dem Schmerzgesicht ein Tor in den Alltag öffnet, es dort sportlich

---

<sup>44</sup> Schmölders 2007, S. 7.

<sup>45</sup> Schmölders 2007, S. 26.

<sup>46</sup> Deleuze und Guattari 1980, hier zit. nach Schmölders 2007, S. 237.

genommen wird und darüber dem Körper-im-Schmerz ein erweiterter Raum der Anerkennung zugestanden wird, worin der Alltagsmensch wiederum seine diversen Machtspielchen treiben kann, und so weiter. Dem Gesicht als „Dispositiv der Macht“,<sup>47</sup> sei es nun über bestimmte Formen oder Affekte ermächtigt oder entmacht, lässt sich für Gesichtsspieler so wenig entgehen wie allem, was in menschlichen Angelegenheiten mit Bedeutung belegt werden kann, und das dürfte so gut wie alles sein, was Menschen von sich zeigen, aus sich machen, in die Hand nehmen. Solange sie es immer wieder neu und anders tun können, sind Machtkämpfe als Spiele mit der Macht erlaubt wie geboten.

Alle drei Gesichtslesarten stehen auf unreflektiert bleibende Vorurteile, gesichtsnah und körperfern. Die Stirn eines Sportlers zu vermessen, Sporttüchtigkeit herauszulesen und von dort aus auf einen sportlichen Charakter zu schließen, vergisst den Sportler in der Rolle des Probanden, so wie die aussortierenden Zuschreibungen auf der Vielfalt modeabhängiger Geschmacksurteile basieren, die sich mit guten Gründen annehmen wie auch ablehnen lassen. Instrumentalisierte Gesichter führen nicht zwangsläufig ein bis in die eigene Auslöschung gehendes Opferleben; sie sind meist auch auf der Täterseite unterwegs. Wer den Satz „Mach nicht so ein Gesicht!“ zu hören bekommt, kann demnach auf unterschiedliche Weise reagieren, je nachdem, welcher Gesichtsdeutung er nahesteht. Er kann das Ansinnen einfach von sich weisen, es sei denn, er hat sich im Vorfeld mit anderen auf das tragende Gesicht geeinigt und beim Aufsetzen voll danebengegriffen. Das Gesicht wie auch dessen Ausdruck lassen nur dann eine Form von wesensfeststellendem Blick ins Seeleninnere zu, wenn die Zuschreibungen vorab bekannt gemacht und allseits akzeptiert werden. Ist dies nicht der Fall, dann kennen Gesichter keine Bewertungen nach irgendwelchen Qualitätsgütesiegeln, sind und zeigen aber auch nicht gleich nichts, nur weil sie in mächtigen, systemtragenden Rollen oder Masken sind und sich zeigen. Für die Frage danach, was ein (wahres) Gesicht sein kann, haben die drei Varianten den Mangel der Bewegungslosigkeit und insofern der Radikalität, was der Exzentriker für sein Gesicht ablehnt. Für ihn sind mitmenschliche Gesichter menschlich, weil sie immer auch unmenschlich auftreten können, also ein ganzes Spektrum von Gesichtszügen spazieren tragen können, auch den Zug des Mörderischen. Solange das Ausleben der Vielfalt von Gesichtszügen möglich, erlaubt wie geboten ist, umgesetzt von jenen Menschen, die ihre modernen Gesichter

---

<sup>47</sup> Schmölders 2007, S. 64.

horten, archivieren oder abtragen, ist da Bewegungspotential für weiteres Ausleben und damit Spielraum für den Takt. Lediglich den oben erwähnten Nichtgesichtern könnte es daran fehlen. Diese wunden Köpfe ohne Gesicht lassen auf so etwas wie absolute Gesichtsverluste schließen, wonach nicht nur die bislang genutzten Rollengesichter unumkehrbar bis zur Unkenntlichkeit beschädigt, sondern darüber hinaus auch keine weiteren mehr abrufbar sind.<sup>48</sup> Fehlt der Platz für das Darstellerische, sind Gesichtsspiele verboten und Mienen dauerhaft erstarrt, hat der Exzentriker und damit der hier vertretene Takt verloren. Solange aber die kleinste Chance besteht, dass aus wunden Köpfen neue Gesichter wachsen, sind beide noch im Spiel.

Zusammengefasst kämpfen Exzentriker mit Takt für ihre leibliche Würde, indem sie mit ihrem einmaligen Gesicht in den stets ausgangsoffenen Kampf um das Gesicht gehen, das sie gerade tragen und zeigen. Sie kämpfen im Wissen, dass sie Verluste machen können, riskieren etwas für den Erhalt von Gelegenheiten, die so-oder-anders ausfallen können. Wenn sie mit anderen zusammenkommen, zeigen sie sich nie ganz, bleiben etwas geheimnisvoll, so dass sie im wechselspielenden Verhüllen und Enthüllen immer auch aneinander vorbei leben.<sup>49</sup> Über das Unüberbrückbare sorgen sie für den Bestand des Lebens der Seele in der Gesellschaft, den Kontakt von Seele mit Seele. So kann ein in die Glieder fahrender, leiblich widerfahrener, Schrecken füreinander vermittelbar bleiben, ohne als heiliger Zorn bedenkenlos eine Faust auszufahren. Wenn die Suchtmittel radikal ablehnende Trainerin im Training mit einer familiären Suchtproblematik konfrontiert wird, ein Arzt im Beisein eines Patienten mit einem weit zurückliegenden Versagen am Menschen, dann wird dies für beide eher zum entwürdigenden Volltreffer, sobald sie eine unpassende Brücke schlagen: vom Suchtphänomen im Sport zur familiären Rolle, vom medizinischen Tun zum Ausschluss von Lebensschäden. Halten sie sich von solchen Anschlüssen fern bzw. wählen andere, können sie unter Umständen besser aushalten, getroffen und verfehlt zu werden, akzeptieren sie vielleicht achselzuckend, heiter bis grimmig den stets möglichen Irrtum, denn „wie oft irren wir uns – und wie oft möchten oder finden wir, dass andere über uns irren!“<sup>50</sup> bleiben

---

<sup>48</sup> Vorstellbar sind solche auf vollkommene Erstarrung hin verwundeten Gesichter bei Menschen, für die sich keine Tür mehr öffnet, die aus ihrem auf Dauer stillgestellten Opferstatus herausführen könnte, z. B. Folter-, Kriegs-, Drogenopfer, Menschen, die unter starker psychopharmakologischer Medikation stehen u. a. m.

<sup>49</sup> Vgl. Plessner 1981a, S. 59.

<sup>50</sup> Schmölders 2007, S. 8.

die Fäuste entspannt, die Mienen beweglich, die Menschen füreinander berührbar. So sind sie stets dabei, mit den Treffern ins Spiel zu gehen, nehmen aber das stets mitlaufende Risiko, innerlich „auf die Schaukel“ gesetzt zu werden, „lächernd und lächerlich“<sup>51</sup> zu wirken, auch als Chance, aus dem unter Spannung stehenden Verhältnis von Ordnung und Leben etwas anderes als zuvor für sich und einander zu machen, etwa die Darstellungen mit der Rolle abzugleichen: So ist albern, seine jugendlichen Kinder mit Soll-und-Müssen-Sätzen, Befehlen, Zwangsmaßnahmen, Ultimaten zu traktieren, wenn man ihnen gegenüber für gewöhnlich als Kumpel oder beste Freundin auftritt, ebenso wie es irritieren muss, wenn Lehrpersonen Lernenden offenhalten, ob sie lieber durchgängig am Unterricht teilnehmen oder zwischendurch ins Café gehen möchten oder komisch bis töricht ist, wer als Mitspieler gleich welchen Spiels auf gutes Gelingen, nicht auf Gewinnen-um-jeden-Preis, achtet, um dann mit einem schön aussehenden, kreativen, gewagten oder anders ungewöhnlichen Spiel an einem Preiswettkampf teilzunehmen. Es ist richtig, dass ein über Reglements aufeinander abgestimmtes Mit-Spiel das Risiko von Lächerlichkeit und Gesichtsverlusten minimiert. Richtig ist aber genauso, dass in komisch, albern bis töricht, grotesk oder gar unsinnig erscheinenden Bemühungen immer auch die Chance schlummert, etwas zu merken und entsprechend zu bewegen: So müssen Eltern den heranwachsenden Kindern aus Ablösegründen irgendwann peinlich werden dürfen, was aber nicht zu einer auf Freundschaft basierenden Partnerrolle passt. Eine Maßnahme der Jugendlichen könnte sein, Gesichtsschädigungen zu provozieren, um eine Rollenkorrektur in Gang zu bringen, den Eltern die Gelegenheit zu bieten, das Gesicht an die Rolle anzupassen, also aus der partnerschaftlichen in die elterliche Rolle zu wechseln oder aber im partnerschaftlichen Rollengesicht zu bleiben und das Verhalten entsprechend zu korrigieren, so wie der den Klassenraum in Richtung Café verlassende Klassenverband die Lehrperson zur Reflexion ihrer Freiheit-gebenden Rolle veranlassen kann oder der stur gelassen quertreibende Mitspieler eigene Gesichtsverluste hinnimmt, um Neues zu versuchen und andere darin zu verwickeln.

Ein starker Faktor für den Takt als Hüter der leiblichen Würde bleibt die konkrete Aufnahme des und der Umgang mit dem Lächerlichen, das wie „ein Reiz, der eben noch stark genug ist, unsere Aktivität zu erregen, und doch nicht mehr stark genug ist, sie wirklich zu veranlassen, uns kitzelt, wie ein Kitzel als beständiges Hin und

---

<sup>51</sup> Plessner 1981a, S. 71.

Her“<sup>52</sup> die zwischenmenschliche Spannung wachhält. Nervenkitzel, über den sich Umgangsstücke schreiben, die von ambivalenten Charakteren belebt werden, die nicht wie im wahren Bühnenleben fest an der Hand von vorab festgelegten Botschaften laufen. Denn in der Gewalt konkreter Situationen gibt es sie nicht pur zur Auswahl: die komische Figur oder die großmäulige Heldin oder den nächstenliebenden Mitmenschen. Sie vermischen, verwickeln sich durch den Situationscharakter, die einmalige, so nie wieder vorkommende Umgangslage,<sup>53</sup> durch die jetzt, nicht später oder für immer, im Raum zwischen ihnen herrschende Atmosphäre, die anders als die dem Bühnenstück eingeschriebene, dort durchzuhaltende Gestimmtheit weder fest am komischen, großmäuligen, nächstenliebenden Menschen noch im Raum hängt, vielmehr zwischen Menschen-im-Raum-in-Situationen erst entsteht und wieder vergeht, selbst wenn etwas davon an allen Einzelnen, der Beziehung zwischen ihnen und zuweilen im Raum hängenbleiben mag. So wird jetzt, als Übergang zur nächsten Frage nach dem Faktor Berührung als Stärke des Takts, die Relevanz der umgangsnavigierenden Atmosphäre im Raum zwischen Menschen gestreift, wobei zwei auf den ersten Blick quer zueinander stehende Aspekte interessieren: In jedem Begegnen im Sinne eines wechselseitigen Berührens schlummert das Plötzliche, das währenddessen Widerfahrende, dem einander Begegnende immer auch ausgeliefert sind, zugleich liegt darin auch ein darstellerisches Potential, das sich mit dem aufeinander einspielenden Takt halten bis entfalten lässt. Der nachfolgende Fokus liegt so auf Spielräumen für die Produktion von Umgangsatmosphären, für gesichtswahrende und dabei schöpferisch-erschöpfende Begegnungen.

## 2 Atmosphärisches Miteinander

Ist das Arbeitsfeld des füreinander heilsamen und hilfreichen Takts dort, wo das endlos differenzierbare Zwischen von Liebe und Geschäft, Gefühl und Norm, Harmonie und Konflikt, Natur und Kultur und anderen polaren Paaren, „die verunklarenden Zwischenbeziehungen von Ding zu Ding“,<sup>54</sup> das Beherrschen der Situation als fallweises Entscheiden verlangt, so bewegt er sich stets im fließenden, nie im

---

<sup>52</sup> Plessner 1981a, S. 71.

<sup>53</sup> Vgl. ebd., S. 110.

<sup>54</sup> Plessner 1981a, S. 59.

stehenden Verkehr. Hier, wo jeder noch so gründlich durchdachte Plan vom be-  
gegnenden Moment durchkreuzt werden kann, kein noch so schöner Augenblick  
verweilt, sondern kommt, um zu gehen, laufen Umgangsleute aufeinander zu und  
dabei immer auch aneinander vorbei, sie berühren sich, ohne sich vollumfänglich  
zu treffen; nicht der Volltreffer, nur das Sichern von Übergängen für ihre Begeg-  
nung ist es, wonach sie sich ausrichten. Der Takt als Sinn für dieses-und-nicht-jenes  
Atmosphärische, mit dem erkannt wird, was erkannt werden soll, ohne dass für das  
zu Erkennende und Auszuführende ein Waschzettel auslesbar ist, schärft den Sinn  
auf das in diesem-und-nicht-jenem Moment laufende, gemeinsam geteilte Mitei-  
nander. Wie es tatsächlich verläuft, hat auch damit zu tun, wie sich die konkrete  
Atmosphäre im Raum zwischen Menschen gestaltet oder gestalten lässt. Die Idee  
dazu ist, dass sich Umgangsleute in konsumierten wie produzierten Atmosphären  
auf Berührung und Kontakt bilden können, insofern sie sich darin leiblich rüh-  
ren, anrühren lassen: Geraten sie in eine Szene mit schallendem Gelächter, weg-  
wischenden Tränen oder einem tiefen Seufzer, so ist noch vor allem Hineingeraten  
völlig unklar, was dort im Moment im Gange ist: purer Frohsinn oder Galgenhu-  
mor, Wehmut oder Heuchelei, Selbstmitleid oder Erleichterung. Erst im Kontakt  
auf mitmenschlichem Glatteis, und in Berührung damit, lichten sich die Lektüren.  
Der Takt ist dabei in seinem Element, nichts einstimmig zu machen, voneinander  
erlösend aufzulösen, sondern sich aufeinander einzuspielen, ein heiter-bis-wolkiges  
atmosphärisches Miteinander zu sichern, in dem Umgangsleute etwas füreinander  
feststellen können, ohne einander festzustellen.

## 2.1 Das atmosphärisch Heiter-bis-Wolkige

Wo fängt eine Atmosphäre an und wo hört sie auf? Hat sie räumliche Aus-  
dehnung? Dann wird man zögern. Denn man kann von der heiteren Atmo-  
sphäre eines Kiezes an einem Sommertag vielleicht nicht behaupten, sie fan-  
ge in der Goethestraße an, höre in der Müllerstraße auf und sei an der Ecke  
Goethestraße/Wundtstraße am stärksten.<sup>55</sup>

---

<sup>55</sup> Debus 2007, S. 8.

Es spricht nichts dagegen, Atmosphären zu charakterisieren und solchen Trägern wie Straßen zuzuordnen, oder Landschaften, Gebäuden, Räumen, überhaupt Umgebungen. Was dann als atmosphärisch voll, noch bis nicht mehr heiter gilt, ist eine private oder öffentliche Geschmackssache, kulturgemäß beweglich, nicht etwa der Goethestraße an sich anhängig. Kommen hier Menschen als Mitmenschen, einzelne Situationen und Strukturen als Träger von Atmosphären dazu, wird die Taktrelevanz deutlich. Wie drei Geschäftsleute an der besonders heiter gestalteten Straßenecke zusammenkommen, um dort ihre Geschäfte zu besprechen, hat auch etwas damit zu tun, wie sie das Heitere für sich und einander erfahrbar machen, sich selber stimmen, aufeinander einstimmen, um eine geschäfts- und damit umgangszuträgliche Atmosphäre herzustellen:

Von Atmosphären können wir gefühlsmäßig umstimmt werden, wenn wir in sie „eintauchen“ oder „eintreten“ [...]. Wir verlegen ihren Ort nach außen, wenn wir sagen, dass uns eine heitere Abendgesellschaft heiter gestimmt hat. Wir können uns sogar von ihr distanzieren, denn Umstimmung erfolgt nicht zwangsläufig. So können wir auf die heitere Atmosphäre der Abendgesellschaft erheitert, aber auch genervt oder angeekelt reagieren. Die Heiterkeit haben wir dann zwar wahrgenommen, aber nicht mitempfunden; sie ist die Heiterkeit der anderen, nicht die eigene. Man kann sogar mit seiner Traurigkeit oder seinem Gemäkel unpassend in die Atmosphäre einer Party „hineinplatzen“ und damit eine andere Atmosphäre erzeugen.<sup>56</sup>

Da im Miteinander stets unterschiedliche Träger von Atmosphären zusammenkommen, also Menschen als Mitmenschen in erst noch zu gestaltenden Umgebungen, aufeinander einzuspielenden sozialen Situationen, ist die Unstimmigkeit ein zur Stimmigkeit stets einladender oder auch auffordernder Normalfall, den der situativ aufeinander einstimmende Takt bedient. Dabei geht es ihm nur um Atmosphären im Raum zwischen Menschen, die durch deren gestalterische Hände gehen: Die Heiterkeit der Abendgesellschaft mag diffus bis offensichtlich im Raum schweben, taktrelevant wird sie erst als erzeugendes, manipulierendes, auch verwerfendes Spiel der sich begegnenden Menschen. So gesehen ist er eher keine Praxis für Innenrichter, Landschaftsplaner oder Bühnenbildner, wohl aber für „Krankenpfleger,

---

<sup>56</sup> Debus 2007, S. 9.

Sozialarbeiter, Psychotherapeuten und Psychiater<sup>57</sup> und andere Alltägliche, denen es im Kontakt darauf ankommt, dass es im Raum zwischen ihnen stimmt, stimmig wird, sich ein umgangszuträgliches „atmosphärisches Miteinander“<sup>58</sup> mitsamt der dauerhaften Gefahr ergibt, dass sich hier etwas situativ radikalisiert. Dem Takt bleibt es dabei gleichgültig, wohin sich eine Atmosphäre verdichtet, ob sie kühl oder hitzig wird: Gesichtsverluste drohen in beiden Fällen. So müssen unterkühlte wie überhitzte Umgangstemperaturen nicht zwingend verlassen, sondern können auf zuträglich Nuancen erprobt werden, die sich zeigenden körperleiblichen Zeichen wie etwa Enge im Brustbereich, Druck in der Magengegend, Ohrensausen aufnehmend. Wer seinen Sinn für Atmosphärisches einsetzt, also mit Takt vorgeht, der erkennt hier mehr als das atmosphärisch Vorliegende, wie die ausgelassene Abendgesellschaft, um dieses Miteinander mit Ausgelassenheit zu kommentieren. Seine Stärke liegt dort, wo er im abendgesellschaftlichen Inmitten das dort plötzlich kühl oder hitzig zwischen sich und anderen Hereinbrechende anschlussfähig hält. Dabei kann er das Ausgelassene sichern, aber auch woandershin bewegen. So soll es sein und nachfolgend um die Frage gehen, welcherart Atmosphärenverständnis für den aufeinander einspielenden Takt produktiv werden kann.

### *Atmosphären im Raum und die Menschen*

Die Umgangssprache lässt beim Begriff der Atmosphäre spontan an etwas diffus Raumfüllendes denken, dem bei aller Opazität etwas Richtiges innewohnt. Wer von einer kalten oder hitzigen Atmosphäre spricht, nimmt seine Wahrnehmung eher absolut, auch wenn er sie eher spürt denn sieht: Wer den Umkleideraum einer Turnhalle betritt, dem mag von dem dort präsenten körperausdünstenden Geruch der Atem stocken, so dass er eine Sortierweile benötigt, bis er sich auf ein umkleidendes Tun ins Verhältnis und in Bewegung gesetzt hat; vielleicht drückt das Olfaktorische auch auf seine momentane Stimmung, die spontan in „gefüllte

---

<sup>57</sup> Debus 2007, S. 10. In den Arbeiten über „Atmosphären im Alltag“ geht es u. a. um das Heilsame von Atmosphären, etwa wie sich im Alltag einer psychiatrischen Station milieuthérapeutisch auf Entspannung hinarbeiten lässt, so dass sich medikamentös zurückhaltender vorgehen lässt.

<sup>58</sup> Tellenbach 1968, zit. nach Schürmann 2005, S. 139.

Weite<sup>59</sup> kippt, sobald er wieder ins frischluftige Freie kommt. Aber erst ein diese Gestimmtheit aufnehmendes Tun von anderen, etwa die von einem Trainer grinsend in den Raum fallengelassene Frage, was Mimosen an einem solchen schweißgetragenen Ort zu suchen haben, lässt eine soziale Situation und damit ein taktrelevantes Klima entstehen: Zum Stickluftigen des Umkleideraums gesellt sich bestimmter Ton; zusammen kann daraus etwas für sich und einander Bedrückendes werden. Nun lassen sich Atmosphären auch mit Blick auf die Einzelnen im Raum verstehen, etwa als „eine totale oder partielle, in jedem Fall aber umfassende Besetzung eines flächenlosen Raumes oder Gebietes im Bereich erlebter Anwesenheit“.<sup>60</sup> Dabei unterscheidet er streng zwischen solchen der umrandeten leiblichen Regung und des randlosen Gefühls. Bezogen auf die Umkleidesituation erscheinen vielleicht Schwindel und Übelkeit als „leiblich ergreifende Mächte“<sup>61</sup> sowie gefühlter Ekel. Damit müssen Menschen im Raum zurechtkommen, da sie nicht zu handlichen Produkten ihres beweglichen Geistes gemacht werden können. Leiblich ergriffen, bleiben sie ihnen unbegreiflich. Damit könnte man es konsequenterweise bewenden lassen, sich leiblich so-oder-anders regen lassen, einem diffusen Gefühl hingeben und einfach abwarten, was passiert. Aber das reicht Schmitz nicht. Er will sie zwar eigenmächtig, so dass sie sich im Raum an Menschen hängen, ohne gezieltes, gedanklich-begriffliches Zurechtlegen, aber sie sollen doch auch in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang eingebettet sein:

So ein Klima gibt den Menschen ihre Haltungen, Stile, Impulse, Neigungen und spezifischen Gestaltungskräfte ein und bereitet sie dadurch zu den Einfällen und Entschlüssen vor, wodurch sie in der Geschichte der Taten und Leiden mitspielen und das klimatisch Mögliche selektiv zur eigentümlich geprägten Kultur hochstilisieren.<sup>62</sup>

---

<sup>59</sup> Schmitz 2016, S. 15.

<sup>60</sup> Ebd., S. 30. Schmitz prägt und stärkt den Begriff der Atmosphäre im neuphänomenologischen Sinn als nicht manipulierbare, Menschen körperleiblich ergreifende Gefühlsmacht, die „das Denken für die unwillkürliche Lebenserfahrung begriffsfähig“ machen will, also alles, „was Menschen merklich widerfährt, ohne dass sie es sich absichtlich zurechtgelegt haben“. Es versteht sich von selbst, dass der hier gewählte Blick auf die Atmosphäre bei Schmitz flüchtig bleibt, konzentriert auf das für den Takt Brauchbare.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Schmitz 1992 S. 329.

Mit diesem kulturell ambitionierten Sprung bringt Schmitz den Aspekt der bindenden Bildung ins Spiel, die den Atmosphären im Raum zwischen Menschen den Weg weist. Ohne Sozialisation sind sie nicht wahrnehmbar, anders gesagt: Sie hängen immer auch an sozialen Situationen, die in Umgangslagen von den Umgangsbeteiligten miteinander abgeglichen werden müssen.<sup>63</sup> Kommt der soziale Mensch, also der Mitmensch, ins Spiel, bleibt nichts vollständig ungebunden, immer ist etwas über dieses-oder-jenes vermittelt, wie Schmitz selber am „sozialen Gefühlskontrast“<sup>64</sup> ausführt:

Ich stelle mir nun vor, dass ein fröhlich erregter Mensch ahnungslos an eine Gesellschaft tief trauriger, in ihre Trauer versunkener Menschen gerät. Bei einiger Feinfühligkeit wird er den lebhaften Ausdruck seiner Fröhlichkeit etwas dämpfen, vielleicht gar scheu einhalten und zurücktreten. Anders wird sein Verhalten ausfallen, wenn er als Frischer an eine Gesellschaft von Matten gerät. Falls er von diesen etwas will, wird er sich davon nicht so bändigen lassen, sondern die Matten durch Zuruf oder gar Zugriff aufzurütteln versuchen und, wenn er nichts erreicht, eher bereit sein, ihnen tätig weiterzuhelfen, indem er ihnen eine Stärkung reicht oder den Arzt ruft usw. Dieser Unterschied im Kontrastgrad bedarf einer Erklärung. Die Achtung vor der Menschenwürde reicht dafür nicht aus.<sup>65</sup>

Den Bildungsaspekt noch einmal kurz vergessend und nur auf die scheinbar frei im Raum schwebenden Atmosphären schauend, stellt sich Irritation und eher die Frage ein, warum nicht auch die leiblich Frischen „bei einiger Feinfühligkeit“ merken sollten, dass sie mit ihrem frischen Gemüt unter lauter Matten fehl am Platz sind, oder was die Frohen daran hindern sollte, sich frohgemut über den Kontrast zum Traurigen hinwegzusetzen und Frohsinn zu verbreiten. Der von Schmitz konstatierte Unterschied hängt an seiner Unterscheidung von Gefühlen und leiblichen Regungen: Während die Gefühle eine eigene Würde bekommen, hier ist es die „Autorität der Trauer selbst [...], die den Anspruch erhebt, den Raum erlebter Anwesenheit ganz zu besetzen, und mit der Stärke dieses Anspruchs den in dieser

---

<sup>63</sup> Julmi 2018, S. 108

<sup>64</sup> Schmitz 2016, S. 20.

<sup>65</sup> Ebd.

Lage minder gewichtigen, aber gleichen Anspruch der Fröhlichkeit niederschlägt<sup>66</sup>, so als würde das Klima an sich und nicht die soziale Situation der Trauer mit den vielen Trauernden, dem einen Fröhlichen den richtigen Weg weisen, sorgt die Menschenwürde dafür, dass es unter den Matten und Frischen würdig-würdigend zugeht. Wem also nur leiblich behaglich oder unbehaglich zumute ist, dessen Behagen oder Unbehagen ist begrenzt, und zwar im Hinblick auf den situativ besetzten Raum. Weil das so ist, gibt es untereinander keinen totalen Anspruch auf Vorherrschaft, sondern ein Miteinander und die zusammen auftretenden Frischen und Matten haben „in einer gemeinsamen Umgebung zwanglos nebeneinander Platz“,<sup>67</sup> um neue Verhältnisse zu schaffen. Angenommen, auch die von Eigenwürde getragenen Gefühle kommen nicht ohne eine Feinfühligkeit der Fühlenden aus, die bei diverser Sozialisation zudem sichtbar divers ausfällt,<sup>68</sup> dann bleiben Menschen als Mitmenschen darauf angewiesen, sich für ein anderes Ergreifen-Lassen offen zu halten. So ist ein aufkommender Konflikt im Raum der Trauer aufgrund einer munter auftretenden und stur bleibenden Fröhlichkeit weder der zu schwachen Trauer noch der zu aufdringlichen Fröhlichkeit anzulasten, sondern den Fröhlichen, die das daraufhin gebildete Feingefühl für dieses-und-nicht-jenes Atmosphärische gerade jetzt mangels erkennbarer Zugänge nicht aufbringen können. Die leiblichen Atmosphären haben es leichter und schwerer zugleich. Da sie an keine Autoritäten gebunden sind, haben sie mehr partnerschaftlich verständigende Spielräume, wobei sich hier eine Uneinigkeit im Miteinander mit einem Wegbrechen der Zwanglosigkeit sowie einer Auflösung der Umrandungen schnell einstellen kann. So bleibt die gebildete, sich bildende Feinfühligkeit eine der Bedingungen für das Leben der Menschen im jeweiligen sozialen Klima und Schmitz sieht durchaus Wege, wie die Einzelnen zu mehr Feinfühligkeit kommen können, wollen sie in Atmosphären keine geistreichen Beobachter bleiben, sondern auch leiblich Ergriffene werden. Dafür brauchen sie Raum für das Augenblickserleben und für ein Denken, das die „unwillkürliche Lebenserfahrung begriffsfähig“<sup>69</sup> macht, also lebendige Formulierungen für Widerfahrenes. Wer sich im Umkleideraum mit seiner akuten Übelkeit mitteilen will, braucht Worte, die sein Erleben

---

<sup>66</sup> Schmitz 2016, S. 20f.

<sup>67</sup> Schmitz 2009, S. 26.

<sup>68</sup> Vgl. Julmi 2018, S. 103.

<sup>69</sup> Schmitz 2016, S. 24.

nicht der momentanen Stimmung entkleiden. Es geht um keine exakte Beschreibung von Symptomen, eher um ein atmosphärisch dichtes Beschreiben dessen, was hier leiblich-gefühlsmäßig im Gange ist: ein diffuser oder punktueller Taumel, der mit einem grenzüberschreitenden Gefühl von Ekel und dem Wunsch nach Flucht einhergeht, wie aus einer sich schier endlos im Kreis drehenden Gesprächssituation ein erschöpfender Schwindel und daraus ein über alle Ränder hinausgehendes Gefühl von Leere entstehen kann. All das ist möglich und noch viel mehr oder auch weniger, also kulturgemäß noch ganz anderes.

Zusammengefasst sind die, nur mit Blick auf den Takt gestreiften, Ideen zur Atmosphäre von Schmitz hilfreich, den Spielraum des Erkennens für das zwischenmenschliche Tun in konkreten Lagen auf die Relevanz der Plötzlichkeit, einer spontanen Betroffenheit, dem eigenleiblichen Spüren und einer sich daran orientierenden begrifflichen Anwendung zu erweitern. Allerdings ist damit für den Exzentriker nichts weiter geschaffen, was darüber hinaus gehen würde: keine für jetzt und immer gleich gültige Verbindung zwischen dem plötzlichen Erleben und dem Fühlen des Gefühls, da mag die leibliche Regung noch so markant, das vermittelnde Wort noch so treffend sein: Wenn ein trüber Nebelmorgen oder ein schwüler Sommerabend dazu führt, dass für diejenigen, die sich darin bewegen, plötzlich alles eng wird, „mit einem Schläge müde, gedrückt und lastend wirkt, einschließlich des eigenen Leibes“<sup>70</sup>, dann muss zunächst das Trübe und Schwüle kulturell wie individuell als trüb und schwül benannt, erkannt und die Brücke hinüber zu Müdigkeit, Bedrückung und Last hergestellt werden. Ein nebliger Novembertag ist nicht zwingend trübe und verführt zu Trübnis; er kann auch in seiner Opazität alles weit machen, also situativ entspannen, indem er die Sicht auf sich und andere vernebelt, vor neugierigen Blicken schützt, ebenso wie ein schwüler Sommertag einfach nur zu individuell produktiver Langsamkeit überreden kann oder von kulturellem wie persönlichem Geschmack geprägte Gerüche die Menschen etwas veranlassen zu riechen und entsprechend zu spüren, ein markantes Parfüm, Gewürze, alte Gemäuer in aller Vielfalt anziehend wie abstoßend wirken können. Selbst der vollsonnige Sommertag lässt weit offen, was der Mensch beim Dort-Hineingehen wahrnimmt und welche Befindlichkeit sich über seinen fitten oder lahmen „spezi-fischen Sinn für das Darin-Sein“<sup>71</sup> einstellt. Möglich ist nicht nur die hell muntere

---

<sup>70</sup> Schmitz 1992, S. 117.

<sup>71</sup> Böhme 2006, S. 110.

Gestimmtheit, denn wem der Sonntag grell erscheint, der kann sich angestrengt bis überfordert, der schattenlosen Atmosphäre ausgeliefert fühlen: „Sich leiblich spüren heißt zugleich spüren, wie ich mich in meiner Umgebung befinde, wie mir hier zumute ist“<sup>72</sup> und dies muss auch daran hängen dürfen, welche Pakte das Leibliche kulturell wie individuell eingehen will, kann oder muss. Solange ein Sonntag alles hell und deshalb gut macht, der Schatten darin Zwielficht bringt, ins weniger gut Erkennbare abschattet, überschattet, beschattet, etwas oder jemanden in den Schatten stellt, bleibt hier die Gestimmtheit entsprechend weit, hehend: in Sonnenlust, und dort eng, drückend: in Schattenlast.<sup>73</sup> Wie letztlich Verstehen bzw. Verständnis und Tun hergestellt werden, liegt an der konkreten Erfahrung, dem kulturell, kontextuell wie individuell beeinflussten Gemütseindruck und einem entsprechenden Gemütsausdruck als nicht vorab einstellbare, mit Takt füreinander deutungsoffen gehaltene, gesichtswahrende Ausdrucksbewegung. Wer einem Mitmenschen woraufhin auch immer begegnet, kann sich enger oder weiter an den Eigenarten, expliziten Wünschen anderer, den gesellschaftlichen Üblichkeiten, den eigenen Wünschen wie Möglichkeiten orientieren. Wer würdig-würdigende Wege zu gehen vorhat, muss sich mit diesem Dreieck auskennen und darin zurechtfinden, um sich im laufenden Umgangsprozess auf ein atmosphärisches Miteinander besinnen zu können, also auf das, was atmosphärisch heiter bis wolzig erscheint, ergreift und sich leiblich regt.

## 2.2 Atmosphären zwischen Menschen

Wenn Schmitz die Suche nach lebendigen Formulierungen für ein Augenblickserleben anregt, dann schaut er dabei weniger auf das Erleben des Menschen als Mitmenschen. Ihn interessieren die leiblichen Regungen des Einzelnen, die sich dann unter anderem über solche polaren Begriffspaare wie Enge und Weite in solchen nach Schrecken, Angst oder Panik, Schläfrigkeit, Behagen oder Fröhlichkeit schmeckenden Gefühlswörtern wiederfinden. Verspürt ein solches Selbst

---

<sup>72</sup> Böhme 1995, S. 31.

<sup>73</sup> Vgl. Jun'ichiro 2010, der in seinem „Lob des Schattens“ den aufklärenden, hell ausleuchtenden, Wegen westlicher Welten, die abschattenden Wege der japanischen Welt entgegenhält.

inmitten anderer, dass sich da im Raum etwas befindet, das ihm den Atem raubt, die Kehle zuschnürt oder das Herz aufgehen lässt, dann kümmert ihn weniger das Ich/Du-Wir-Befinden-in-unserer-Umgebung, vielmehr das Sich-Befinden-in-seiner-Umgebung und die unabhängig von anderen aufgefunden, wohl aber von bildungsideeller Feinfühligkeit angeleiteten, also doch nicht ganz unelastischen, Begriffe. Ein anderer Zugang ergibt sich, wenn man auf den Gebrauch der Worte fokussiert, durch die sich eine Atmosphäre ergibt, die „gerade das [ist], was man sich nicht wegdenken kann“,<sup>74</sup> weil sie immer schon irgendwie da ist, um sich im Raum zwischen einander leibhaftig begegnenden, sich sprachlich verständigenden, Menschen zu verlebendigen, gemeinsam zu werden:

Die Atmosphäre des Wortes ist seine Verwendung. Oder: Wir stellen uns seine Verwendung als Atmosphäre vor. / Die ‚Atmosphäre‘ des Wortes ist ein Bild seiner Verwendung. / Wir betrachten das Wort in einer bestimmten Umgebung, in bestimmtem Tonfall gesprochen, als Gefühlsausdruck.<sup>75</sup>

Es ist demnach nicht das zum eigenen Befinden passende Wort an sich, das süß, scharf oder bitter schmeckt, sondern das „in einer bestimmten Umgebung, in bestimmtem Tonfall gesprochen[e]“ und so oder anders von anderen gehörte, aufgenommene sowie in dieser oder jener Weise kommentierte Wort, wodurch ein bestimmtes atmosphärisches Miteinander geschaffen wird. Dazu kommt, dass einem Wort, einer Formulierung auch deshalb eine besondere Atmosphäre anhaften kann, weil sie dort vom Sprecher gezielt hineininszeniert wird, um sich gegebenenfalls über den Sprechermoment hinaus ebenda zu verfestigen. Wer beispielsweise brav, kriminell, schwach oder humorlos erscheinen möchte oder muss, der braucht Begleitung zu sich als Person in der gewählten oder zugewiesenen Rolle-als, einen Charaktertext, den er sich aus Vorlagen und eigenen Ideen zusammenstellt, den er einübt, antrainiert und für die vielen Premieren des Alltags vor sich und anderen eindrücklich werden lässt:

Die Stelle hat einen *starken* Ausdruck. Sie ist ungeheuer ausdrucksvoll. Ich wiederhole sie mir immer wieder und wieder, mache eine besondere Gebärde,

---

<sup>74</sup> Wittgenstein 1993, S. 15.

<sup>75</sup> Ebd., S. 55.

paraphrasiere sie. – Aber ein Gefühl? Wo ist es? Beinahe möchte ich sagen: im Magen. Und doch ist sofort klar, daß kein (solches) Gefühl die Stelle ausschöpft. Die Stelle ist eine Gebärde. Oder sie ist mit unsrer Sprache verwandt. Man könnte sich auch eine Zeichnung denken, die in gleicher Weise eindrucksvoll wäre.<sup>76</sup>

Herrscht in der Schulklasse ein ironischer, im Lauftraining ein heroischer, im Yogakurs ein esoterischer und am Familientisch ein betont fröhlicher Umgangston, dann kann es sein, dass Neuankömmlinge nicht sofort oder Alteingesessene momentan nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen – da sie es nicht lesen können. Sind die Stimmungen nichts als Vereinbarungen der jeweiligen Gruppe, die aufeinander eingestimmt und nicht einstimmig gemacht werden sollen, dann hat der Takt hier nichts weiter zu tun, als seine lektürehelfenden Einsätze nicht zu verpassen. Wer sich beim Lauftraining den Fuß verknackst und mit zusammengepressten Lippen den aufkommenden Schmerz heroisch verschmerzt, der handelt vereinbarungs- oder stilgemäß und muss irritiert bis unangenehm getroffen reagieren, sollte jemand aus der Gruppe dem verknacksenden Akt eine hellaufgeregte Aufmerksamkeit schenken. Andersherum ist jedes aufheulende, klagende, jammernde Gehabe ein klarer Affront gegen den beschlossenen Heroen-Pakt. Für Takteinsätze müssen nur jene Bühnen bespielt werden, auf denen die Kontaktierenden „Sprechender und Angesprochener füreinander sind“.<sup>77</sup> Ergibt sich augenblicklich eine Umgangsirritation, so entsteht nichts als eine Art von sprachloser Schwelle, auf der die eine oder der andere den von Hilfsbereitschaft über Mitleid bis Schadenfreude geprägten Text nicht mehr anbringen kann:

Als ein *milieu externe* hat Sprache stabilisierende und sozialisierende Funktion, für die wiederum das Ineinander von vorgegebener Ordnung [...] und zu leistender Bemühung [...] charakteristisch ist. Wie beim Gehen befinden wir uns beim Sprechen in einem labilen Gleichgewicht, das uns wie durch unseren physischen Körper, so durch den Körper einer Sprache zwar ermöglicht, aber nicht garantiert ist.<sup>78</sup>

---

<sup>76</sup> Wittgenstein 1993, S. 55.

<sup>77</sup> Plessner 1983b, S. 179.

<sup>78</sup> Ebd., S. 178.

Im lebendigen Formulieren, im Spiel „mit elastischen, ja auch biegsamen Begriffen“,<sup>79</sup> ist der Mensch immer auch „wie ein anderer, gegen ihn austauschbar“,<sup>80</sup> unterwegs im vielfältigen, dabei stets unwegsamen Ausdrucksgelände, das der Takt begehbar macht, ohne es zu betonieren. Haben Worte Atmosphären, die aber nicht wie Kletten an ihnen hängen, sondern sich immer nur durch ihren jeweiligen Gebrauch präsentieren, dann sind die gefallenen Worte für die situative Praxis freigestellt. Die Töne mögen die Musik im Raum so stimmig machen, wie sie wollen; sobald auch nur einer irgendwie dagegen anstimmt, ist die gelebte Harmonie hinüber und alle vor Ort sind gehalten, sich mit den Misstönen zu befassen und frische Umgangsluft hereinzulassen, wollen sie keine radikal angreifenden oder wegduckenden Wege gehen: Der Griesgram am Familientisch, der exoterisch Gestimmte im Yogakurs, der Schmerzensible im Lauftraining, der Humorlose im Klassenraum – sie alle sind nicht nur für sich, auch füreinander in ihren Umgebungen, da sie dort auf andere treffen, die ebenfalls irgendwie dort sind, wodurch sich ein miteinander verschränktes, sowohl für sich bleibendes wie aufeinander bezogenes Befinden einstellt. Wo es den eher allein bleibenden Menschen, ob sie nun im Wattenmeer waten, im Fitnessstudio trainieren, auf einer Parkbank sitzen oder anderes für sich tun, möglich ist, sich bei allem unerwartet auf sie Zukommenden von anderen weitgehend unbeeinflusst auf ein bestimmtes Befinden einzustimmen, da bleibt das aus einem Zusammensein entstehende Atmosphärische in einem steten Unruhestand, da sich hier zwischen einander Erwartetes und Unerwartetes, Fragloses und Fragwürdiges, Begreifliches und Unbegreifliches abspielt, was nicht nur das eigene Befinden in Umgebungen entsprechend beeinflusst:

Das Subjekt oder, besser gesagt, die beteiligten Subjekte produzieren die zwischenmenschliche Atmosphäre ständig mit. Daraus folgt, dass eine Objektivierung schwierig ist. Ferner ist für das partizipierende Subjekt selbst eine Beschreibung schwierig, weil ihm durch seine Eingelassenheit in die Atmosphäre die Situation überkomplex zu sein scheint. Dieser Eindruck rührt wohl daher, dass man sich als Beteiligter in einer zwischenmenschlichen Atmosphäre selbst nicht als feste Instanz betrachten kann. Denn man ist in dem, was man ist, durch diese Atmosphäre beständig mitbestimmt.<sup>81</sup>

---

<sup>79</sup> Wittgenstein 1993, S. 39.

<sup>80</sup> Plessner 1983b, S. 178.

<sup>81</sup> Böhme 2006, S. 281f.

Solange beispielsweise ein Trainingsstil über konkrete Durchhalteparolen eine heroische Atmosphäre herstellt, bleiben Schmerz sensible und Schmerzhelden im Training in einem unstimmgigen Ich/Du-Wir-Befinden. Ein Läufer, der gegen den vereinbarten Stil seinen Schmerz zeigt, lässt sich hier leicht begrifflich abwertend als Schwächling oder Feigling einfangen und entsprechend stiltragend ausschließen. So gesehen wird jeder Schmerzausdruck im Training solange als unzumutbare, das atmosphärische Miteinander störende Geste begriffen und behandelt, wie sich die Läuferbande in ihrem Heldentum gefällt, denn ohne den selbsternannten Helden wird keiner der Läufer als Schwächling oder Feigling begreifbar. Aber so einfach ist es auch wieder nicht, da der trainierende Held wie auch der Feigling oder Schwächling mindestens zwei ausdrucksstragende Gesichter haben: Wer stillkonform seinen Schmerz verhüllt, dessen Heldengesicht mag für die einen tapfer oder mutig, für die anderen grausam oder arrogant wirken; wer dagegen offen seinen Schmerz nach außen trägt, dessen Gesicht kann für andere ebenso panisch bis hypochondrisch wie auch besonnen, fürsorglich oder aufmerksam aussehen und entsprechend entweder abfällig als schwach oder beifällig als weise aufgefasst werden. Dabei darf es hier gleichgültig bleiben, ob eine heroische oder sensible, grausame oder panische, tapfere oder fürsorgliche Atmosphäre als leiblich gespürte Anwesenheit erstes fundamentales, möglicherweise sogar noch vorsprachliches, Wahrnehmungsereignis ist und damit vor allem Erkennen von Ereignissen jedweder Art steht, wie Böhme es sieht:

Das grundlegende Wahrnehmungsereignis ist das Spüren von Anwesenheit. Dieses Spüren von Anwesenheit ist zugleich und ungeschieden das Spüren von mir als Wahrnehmungssubjekt wie auch das Spüren der Anwesenheit von etwas.<sup>82</sup>

Angenommen, der exoterisch gestimmte Yogakursteilnehmer spürt beim Erstkontakt eine Atmosphäre als Anwesenheit von Esoterik, oder anders: Er nimmt Esoterisches wahr, gewahrt esoterische Ausdrucksbewegungen.<sup>83</sup> Dann spürt er nicht viel mehr, als dass für ihn hier und jetzt etwas nicht stimmt und füreinander unstimmgig

---

<sup>82</sup> Vgl. Böhme 2001, S. 45.

<sup>83</sup> Vgl. Böhme 1995, S. 136: „Das bloße Spüren wird dadurch zu einem Gewahren. Etwas wird durch eine Atmosphäre, die es verbreitet, wahrgenommen.“

wird, weshalb er sich zu entscheiden hat, denn „Kommunikation zwischen Menschen vollzieht sich immer in einer Atmosphäre, und es gibt eine spezifische Kommunikationsform, die in der Produktion der gemeinsamen Atmosphäre besteht“.<sup>84</sup> So kann er weder wollen, mit purem Eigensinn seiner exoterischen Gestimmtheit noch den Vereinbarungen aller anderen zu folgen, sich ihnen voll unterzuordnen, sich selber bloß beizuordnen – solange Einstimmen, nicht Einstimmigkeit gefragt ist. Kommt hier der Takt dazu, erschließen sich seine Möglichkeitsspielräume aus der gegebenen Situation und dem entsprechenden Ich/Du-Wir-Befinden; außerdem werden sie wesentlich davon beeinflusst, wie sehr er sich in dem Sachgebiet auskennt, um die esoterische Atmosphäre zu erkennen und dann einen anderen, etwa eher sportlichen, Geschmack in die Yogaübungen einbringen zu können. So verhält es sich auch mit dem Wunsch nach einem aufeinander abgestimmten Trainingslauf von Schmerzhelden und Schmerzsensiblen. Hier werden taktvolle Gesichtselekturen, mit Takt hergestellte Trainingsatmosphären nötig, in denen ein mutiger oder besonnener Umgang mit Trainingsschmerzen gepflegt werden kann, die es aber auch mit einem arroganten oder panischen, grausamen oder hypochondrischen Zugang zum eigenen wie fremden Schmerz aufnehmen, solange er sich in exzentrischer Manier wahrnehmen und behandeln lässt. Dies angenommen, können die betont Fröhlichen den Griesgram am Familientisch gewahren und ernst nehmen, ohne sich von ihm und seiner Gestimmtheit einnehmen zu lassen, wie umgekehrt der Griesgram die betont Fröhlichen achtet, ohne sein Griesgrämiges zu verleugnen, oder der humorlose und die ironischen Mitschüler sich derart voneinander berühren lassen, dass sie zu einem lagebeschränkt stimmigen Umgangston kommen: Es gehört zu den unumstößlichen Bedingungen des Miteinanders, dass der Einzelne für die Atmosphäre zwischen einander zuständig bleibt. Er kann sie annehmen, mittragen, verändern, neu entwerfen oder auch ablehnen – er entscheidet immer mit und zeigt situativ, ob sie sein Glück oder Leid sein soll. So mag sie schon diffus bis markant im Raum sein, „bevor man ihn anredet“,<sup>85</sup> um dann vielleicht ungefragt über ihn herzufallen und ihn leiblich zu berühren – ihre Relevanz für das Miteinander zeigt sich erst im Zeigen und einem Erwidern, Kommentieren oder auch Zurückweisen, wodurch sie aktualisiert wie zerstört oder erneuert werden kann:

---

<sup>84</sup> Böhme 2007, S. 282.

<sup>85</sup> Ebd., S. 291.

Bei der zwischenmenschlichen Atmosphäre einer Gruppe muss man einen Grundton, der eine Art von Grundkonsens ist und das wechselseitige Vertrauen der Beteiligten ausmacht, unterscheiden von der je aktualisierten Atmosphäre. Hier kann man nun feststellen, dass der allergrößte Teil verbaler Kommunikation zwischen Menschen dieser Aktualisierung der Atmosphäre zwischen ihnen dient.<sup>86</sup>

Wer einen Grundton hält, bemüht beispielsweise Floskeln oder erinnerte Geschichten aus alten, gemeinsamen Gruppenzeiten, um ehemals „geteilte Gefühle zu aktualisieren“.<sup>87</sup> So setzt sein Dauerlächeln auf, wer nach längerer Abwesenheit in die gewohnt betont fröhliche Familienatmosphäre hineingerät, die irgendwann von einem Familienmitglied gesät, aufgenommen und allseits mitgetragen wurde. Indem er das dermaleinst Geteilte aktualisiert, geht er zugleich damit in die Eintönigkeit und schließt die vielfältigen Bewegungen des Augenblicks, seine eigene Lebendigkeit wie die der anderen aus. Bei derartigen Grundtonarbeiten macht der Takt nicht mit. Er weist atmosphärische Störungen nicht ab, sondern nimmt sich ihrer an, um in und schon nicht vor der Situation zu entscheiden, ob sie eine Chance oder ein Risiko für die irgendwann einmal vereinbarte und gelebte Stimmigkeit darstellen, denn jede noch so grundtönige Gruppe hat viele Gesichter: Die Laufhelden können mutig oder grausam, die betont fröhlichen Familienmitglieder lebhaft frisch oder unbekümmert auftreten. So gesehen sind der Schmerzensible oder der Griesgram als atmosphärischer Störfall durchaus konstruktiv, wenn sie einen einst auf Grausamkeit oder Unbekümmertheit gesetzten und noch immer derart laufenden Grundton bloßstellen. Was sich im Miteinander stets über Taktpraxen erzeugen lässt, das sind Räume für den spielerischen Umgang mit den zufällig wie plötzlich auftretenden und „hautnäher“<sup>88</sup> kommenden Atmosphären, die erst im Moment des Betretens einer Umgebung durch die verschieden gestaltete Gewalt der jeweiligen Situation konkret werden, wodurch sie sich auch begrifflich immer wieder neu, aber nie vollständig, einfangen lassen: Die moderne Kombination aus geraden Formen, grellem Hell und glatten Oberflächen in öffentlichen wie privaten Räumen mag den Menschenkörper frösteln lassen; ob daraus eine zwischenmenschlich kalte,

---

<sup>86</sup> Böhme 2007, S. 288; vgl. auch Julmi 2018, S. 117f.

<sup>87</sup> Ebd.

<sup>88</sup> Böhme 2006, S. 33.

ungemütliche, sogar angespannte oder ungesunde Umgangsatmosphäre wird, liegt wesentlich an den im Raum miteinander Umgehenden und nur auch an dem so genannten klinisch steril gestalteten Raum, in dem sich einzelne Fröstelnde hilflos verwickeln mögen. Es müssen mindestens zwei Menschen sein, die einhellig frösteln oder auch im Kühlen sicher sind, die darauf bestehen können, dass es hier und jetzt unterkühlt oder sicher zugeht. Welches atmosphärische Miteinander ist oder sein soll, verantworten die miteinander Umgehenden, um Anschlussstellen finden und erfinden zu können oder auch in aller Offenheit oder Geheimhaltung zu beschließen, solche weder finden noch erfinden zu wollen. Wer über „vertrauensbildende Maßnahmen zur Verbesserung der Atmosphäre“<sup>89</sup> im Raum zwischen Menschen beizutragen vorhat, kann dies nicht unabhängig davon tun, was die Beteiligten unter einer vertrauensvollen Atmosphäre verstehen möchten, also woraufhin das Miteinander etwa über ein „umformendes Eingehen auf fremde Erwartungen“ zu bilden ist:

[W]o vorsichtig-zurückhaltende Äußerungen das Normale sind, kann man auch durch bedachte Unbedachtsamkeiten gewinnen. [...] Wer persönliches Vertrauen erwirbt, tauscht dem Partner gleichsam Standarderwartungen ab gegen solche, deren Erfüllung nur er als diese individuelle Persönlichkeit mit dem ihm eigenen Stil gewährleisten kann.<sup>90</sup>

Solche vertrauensbildenden Maßnahmen haben auf die gemeinsame Anwesenheit der Menschen im Umgangsfeld zu achten, die sie füreinander erreichbar, verfügbar und wechselseitig angreifbar sein lässt, sowie auf die dort omnipräsente Gewalt und „ewige Undurchsichtigkeit der konkreten Situationen“.<sup>91</sup> Umformenden Praktiken darf nicht schon vor dem Umgang ein gesicherter Umgang miteinander nahe liegen. Bei aller Besonnenheit kann auf den Mut gesetzt werden, sich der Gewalt und Undurchsichtigkeit, dem Augenblick der zwischenmenschlichen Verkehrslage zu stellen, denn sich zu verstellen, umzuformen, zu verwandeln, Gesichter aufzusetzen, in Rollen zu schlüpfen, den Ton die Musik machen zu lassen, das vielfältige

---

<sup>89</sup> Böhme 2007, S. 291.

<sup>90</sup> Luhmann 2009, S. 81.

<sup>91</sup> Plessner 1981a, S. 15.

„Spiel der Blicke“<sup>92</sup> zu spielen, gehört zu den menschlichen Praktiken, den diversen Gefahren des Miteinanders im gesellschaftlichen Feld die Stirn zu bieten und für die jeweilige Lage Bestände zu sichern:

Elastischer, komplexer, bestandsfähiger sind Systeme, die das Vertrauen, das sie in ihrer Umwelt genießen, als Problem erleben und sich darum bemühen können. Sie verlieren an Spontaneität und gewinnen an Reflexivität. [...] Das Vertrauen, das in sie gesetzt wird, muß nun ebenfalls diese Ebene der Reflexivität erklimmen, sonst fühlte es sich laufend getäuscht.<sup>93</sup>

Die wichtigste vertrauensbildende Maßnahme ist daher der offengelegte und gleich wieder vergessen gemachte Schritt in die Reflexivität, also in die stets spielerisch bleibende Ernsthaftigkeit im Umgang. So erscheint es zwar naheliegend, solche Fragen wie „Was muss man tun, um eine kreative Atmosphäre entstehen zu lassen; was kann man dazu beitragen, dass in einer Familie eine gesunde Atmosphäre herrscht; wodurch wirkt eine Atmosphäre beruhigend, gastlich, für Kinder gedeihlich?“<sup>94</sup> als schwer beantwortbar in den Umgangsraum zu stellen. Allerdings bleibt es eintönig und vielleicht ein wenig unmutig, eine Atmosphäre derart entschärfen zu wollen, dass aus ihr ein bloß Grundton-rettender Beitrag wird, der wie beim einseitig bleibenden entwicklungshelfenden Takt aus einer verhaltenen Haltung besteht, so als wäre der eigene Blick auf das für den anderen Zutragliche seiner immer schon würdig:

Es gehört dazu eine Haltung, überhaupt diesem Zwischenmenschlichen als solchem Aufmerksamkeit zuzuwenden und ein Kommunikationsverhalten, das selbst *verhalten* ist [...] und sich darauf beschränkt, Beiträge zu leisten für etwas, das sich *entwickeln muss*.<sup>95</sup>

Liegt nun der Fokus beim verhaltenen Umgehen-mit eher darauf, verwickelt zu werden, sich verwickeln zu lassen, damit sich etwas entwickelt, was abseits von Intentionalem verläuft, dann kommt es weniger auf die verhaltene Haltung zum Zwecke

---

<sup>92</sup> Böhme 2007, S. 292.

<sup>93</sup> Luhmann 2009, S. 79f.

<sup>94</sup> Böhme 2007, S. 292.

<sup>95</sup> Ebd., Hervorhebungen im Original.

eines kreativen, gesunden, beruhigenden, gastlichen, gedeihlichen oder anderweitigen Miteinanders an. Vielmehr geht es um eine mit Takt Vertrauen schaffende Wir-Atmosphäre, in dem eine Zurücknahme auch als Hinnahme von Geschehnissen auftreten können.

Für das atmosphärische Miteinander kann demnach ein Aspekt besonders stark werden: Da ist der Gedanke von Schmitz, das Denken für das Plötzliche, merklich Widerfahrene begriffsfähig zu machen. Wer, „aufgeschreckt bei irgendeiner Verrichtung des täglichen Lebens“<sup>96</sup> von einer Empfindung wie Ekel, Freude, Lust, Schmerz leiblich ergriffen wird, ohne dies sofort zu begreifen, auf schon zurechtgelegte, bedeutungsbelegte Worte zurückzugreifen, hält sich seiner Umgebung gegenüber offen, bleibt aber noch einsam im Sich-Befinden. Geht er zudem ins Zusammensein, dann kommt das Ich/Du-Wir-Befinden mit den Chancen und Risiken hinzu, die sich durch das gegenseitig Gezeigte für jetzt, nicht für später oder gar für immer, ergeben und zur weiteren Gestaltung aufrufen. Dabei kann es stimmig wie unstimmig zugehen, denn der Einzelne muss nicht so bleiben, wie er sich mal gezeigt hat, selbst wenn er derselbe, und schon gar nicht, wenn er ein anderer sein will, etwa ein Feingeistiger unter lauter Grobschlächtigen. Bleibt es dabei, dass Menschen sind, was sie zeigen, dann zeigt sich, dass ihr Zeigen mal mehr, mal weniger kommunikativ glückt, der Ekel des angeekelten, die Freude des freudigen, die Lust des lustvollen, der Schmerz des schmerzverzerrten Gesichts zu den „Bewegungsgestalten von einer bestimmten Folgesinnigkeit“<sup>97</sup> gehört. So gesehen wird „der Leib sekundlich geformt [...] entlang der Wege, die man geht, oder der Anderen, die man trifft“<sup>98</sup>, was sich zulasten gründlich kontrollierbarer Bewegungseinheiten auswirkt, mag der Wunsch nach Erhalt einer konstanten, harmonisch durchwirkten Ordnung mitsamt einem endlos haltbaren wie glaubwürdigen Selbstbild so vorhanden wie verständlich sein. Gestaltet sich also der Leib beständig angesichts des und der anderen, so kann es sein, dass sich im Alleinsein-mit der plötzlich von etwas Angeekelte als olfaktorischen Feingeist, im Zusammensein, im Blick anderer, als Mimose erlebt, und damit „das eigene begrenzte Für-sich-sein“<sup>99</sup> erkennt. Wie der Umgang dann tatsächlich verläuft, inwiefern er sich inmitten einer Umgebung

---

<sup>96</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 61.

<sup>97</sup> Plessner 1982a, S. 82.

<sup>98</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 174.

<sup>99</sup> Ebd., S. 176.

verwickeln lässt, damit sich etwas entwickelt, und welcherart Atmosphäre dabei entsteht, hängt unter anderem davon ab, welchen Platz das Hinnehmen, Erdulden, Erleiden des Mit-ihm-Geschehens erhält, hier ohne bei seiner Verhaltenheit, seinen Zurücknahmen im Umgang-mit auf einen meisterlich oder gefühlsgewiss abmildernden bis aufhaltenden Takt zurückgreifen zu können. Die folgenden Erwägungen nehmen deshalb für die Leidensfrage jenen gedanklichen Faden auf, der über den hilfreich-heilsamen Takt bereits gelegt wurde, mit dem für ein gedachtes fremdes wie eigenes seelisches Wohl andere in ein geschütztes Leiden gebracht werden. Jetzt geht es etwas abseits von Intentionen und Interventionen darum, was sich für die Menschen im Kontakt mit ihrer Umgebung situativ ungezielt wie ungeschützt ergibt, so dass sie sich dem nur noch kampflös ergeben können. Hierfür werden einige am Phänomen orientierte Ideen zum im „Dickicht der Wahrnehmung“<sup>100</sup> Widerfahrenen aufgenommen, das für davon Betroffene nichts weiter als eine erleidende Bewandnis hat<sup>101</sup>:

Fertigsein, Nichts-mehr-anfangen-Können besagt hier nicht, mit seiner Geduld, seinen Kräften zu Ende sein oder von einer Sache, einem Menschen genug haben, sondern an eine Grenze gekommen sein, die nicht nur faktisch, sondern prinzipiell jede Möglichkeit der Auseinandersetzung unterbindet.<sup>102</sup>

## 2.3 Ausdrucksgeschehen geschieht

Wer den Umkleideraum einer Turnhalle betritt, um dort in eine schweißgeladene Dunstglocke und daraufhin ins „Fertigsein, Nichts-mehr-anfangen-Können“ zu geraten, mit dem geschieht etwas, vielleicht überkommt ihn so etwas wie Ekel, er ringt nach frischer Luft, verspürt Übelkeit, will fliehen. Im „Dickicht der Wahrnehmung“ scheint er an eine Grenze gestoßen, ihm etwas zugestoßen zu sein, ob er sich nur in seiner oder auch in gemeinsamer Umgebung bewegt, wobei dort durch die Vielen

---

<sup>100</sup> Bonnemann 2015, S. 189.

<sup>101</sup> Es werden hier einige Gedanken von Bonnemann (2015, S. 189–205) zum Erleiden von Widerfahrenem aufgenommen. Zwar fokussiert er auf den Einzelnen-in-seiner-Umgebung, aber das nimmt dem taktrelevanten Stand des Leidens im Miteinander nichts; vgl. dazu Schürmann 2019, S. 272ff.

<sup>102</sup> Plessner 1982b, S. 360.

vieles weitaus undurchsichtiger ist, weshalb er mehr als im Alleingang darauf angewiesen bleibt, das Wahrgenommene aufhellen und feststellen zu können. Nur ist das mit ihm gleichwie Passierte kein Hindernis, das er sogleich munter umgehen oder aus dem Weg räumen, die Gewalt der konkreten Lage keine freundliche Offerte, die er prompt ablehnen oder annehmen kann, selbst wenn er gezielt in die Situation hineingeht, um dort von einem individuellen wie kulturellen, sein aktuelles Erleben grundierenden Erfahrungsgemäß auszugehen. Vielleicht begreift er auch sofort, warum der Geruch Ekel, nicht Neugier, bei ihm auslöst und hat die Lage unmittelbar im Griff, aber sicher ist das nicht, da nicht immer alles, sofort, wie gedacht und gemacht versicherbar ist: „Nichts hat mich“<sup>103</sup> taugt als Wunsch, widerspricht aber der alltäglichen Praxis. So gesehen erfährt er im Kontakt mit seiner Umgebung, dass sich ihm Hindernisse anbieten und Geschehnisse von ihm hinzunehmen sind. Im anbietenden Fall kann er mit dem gewahrten Geruch, dem wahrgenommenen Ekel, der Übelkeit und dem Flüchtigen noch etwas anfangen – den Raum verlassen, die Luft anhalten, ein Fenster öffnen, sich quer zur gegebenen Lage stellen:

Bewandtnis haben heißt für den Menschen: sich an etwas halten können, weil es das ist und nicht jenes, und mit ihm etwas anfangen können; Etwas als etwas ansprechen können – auf die Gefahr hin, daß es widerspricht; Etwas zu etwas machen können – auf die Gefahr hin, daß es sich dem Zugriff entzieht; Etwas als etwas gelten lassen – auf die Gefahr hin, daß es sich als etwas anderes entpuppt.<sup>104</sup>

Während das sich querstellende Anfangen-Können sein veränderbares Tun zeigt, bringt sein Nichts-mehr-anfangen-Können zum Ausdruck, dass er als verwundbar Geborener etwas mit sich machen lässt, das nicht etwa keine, weil momentan weder dem Erkennen noch dem Tun zugängliche, sondern eine erleidende, sein Machen durchquerende Bewandtnis hat,<sup>105</sup> nur für jetzt, nicht für allemal. Angenommen, die erleidende Bewandtnis dessen, was dem Menschen beim Kontakt mit seiner Umgebung widerfährt, hat einen eigenen Platz im Feld eines Wahrnehmens, insofern es sich von anderen wahrnehmen lässt, dann sind die Positionen des Wahrgenommenen

---

<sup>103</sup> Bonnemann 2016, zit. nach Schürmann 2019, S. 274.

<sup>104</sup> Plessner 1982b, S. 361.

<sup>105</sup> Vgl. Bonnemann 2015, S. 195.

und des verwickelten Körpers noch offen. Möglich ist, den Schweißgeruch als „schlichtweg ekelhaft“<sup>106</sup> zu etikettieren, ein „Wovor des Ekels“ als „Qualität des intendierten Objekts“<sup>107</sup>: Der Umkleideraum ist dann ekelig, wie er genauso auch groß, eng oder klein sein kann, was der dort Eintretende zunächst nichts als gewahrt, bevor er sich dorthinein verwickeln und leiblich betreffen lässt, „insofern er die Einwirkungen eines Wahrgenommenen erleidet“:

Gerade durch solche wahrgenommenen Widerfahrnisse, die nicht aus der Leibsphäre selbst kommen, sondern aus der Welt, stellt sich heraus, dass auch der Leib ein Teil der Welt ist und nicht ohne den Körper gedacht werden kann.<sup>108</sup>

Da er beim Eintritt in den Raum mit seinem Körper unmittelbar an das dort geradezu Ekelhafte anstößt, stößt es ihm von dort zu, er stößt sich daran und sein Eindruck von Ekel kommt nicht als leibliches Spüren unvermittelt von Innen, sondern vermittelt von der Welt her. Ist allerdings nicht nur er mit dem Ekelhaften und seinem Ekel im Raum, kommt einer dazu, der ihn mit spöttischem Gehabe als Mimose in Blick nimmt, dann stößt er zudem an einen Mitmenschen, nimmt sich als einer unter ihnen wahr. Berührt von der dinghaften wie zwischenmenschlichen Atmosphäre, gerät das für ihn gebräuchliche Wovor des Ekels mitsamt seiner ablehnenden Körperantwort in Bewegung. Er erfährt einen abweichenden Gebrauch des von ihm Wahrgenommenen und darüber seine spontane leibliche Regung als bloß eigensinnig oder schon voreingenommen,<sup>109</sup> so wie der Spötter seinen Spott als auf sich beschränkt, weniger mitmenschlich verschränkt, erlebt. Erst im weiteren Zusammensein ergibt sich dann für alle Einzelnen die Gelegenheit, bei ihren selbstbezogenen leiblichen, sozialen Antworten zu bleiben oder sich auf weltoffene Ich/Du-Wir-Wege zu begeben. Wie auch immer sie entscheiden, das Widerfahrene ist

---

<sup>106</sup> Bonnemann 2015, S. 191.

<sup>107</sup> Ebd., S. 201.

<sup>108</sup> Ebd., S. 203.

<sup>109</sup> Vgl. Meyer-Drawe 2007, S. 126, die von der „Voreingenommenheit des Leibes“ (S. 127) spricht, die es zu bedenken gilt. Was über den Leib wahrgenommen und so-oder-anders beantwortet wird, kann immer radikalisiert, aber auch kultivierend vereinnahmt oder instrumentalisiert werden.

hier kein im allgemeinen Außenraum isoliertes Ding, so wenig wie ein im eigenen Innenraum eingekapseltes Leib-und-Seelen-Weh.

## 2.4 Der sich-einlassende Takt

Bisher ist gesagt worden, dass der Takt seine spannungsverhandelnden Einsätze dort hat, wo es in der Gewalt konkreter Situationen um ein würdig-würdigendes Miteinander geht: im aktiven Widerstand gegen ein erstarrendes, weltraumerkaltendes Machen, für lebendig bleibende Ordnungen im plötzlich stockenden Verkehrsleben. Die Frage geht jetzt dahin, welche Position der Takt einnimmt, wenn nicht dagegenhaltendes Tun, vielmehr widerfahrenes Erleiden, im Fokus steht. Angenommen, das Geschehene geschieht mit dem Menschen und der Takt steht dem Lassen bei: Wer vom Ekelhaften berührt wird, um davon berührt zu werden, eine Angst, einen Schmerz, ein Glücksgefühl, einen Geruch in der Nase hat, um sich zu ängstigen, verletzt, glücklich zu sein, zu riechen, der macht nichts weiter als das, wie er im Dickicht herumtastet, um dort herumzutasten. Was dem Einzelnen dort geschieht, überfällt ihn stets vermittelt von der Welt her, ein über Ausdrucksbewegungen laufendes „Anschließen an und in einer Situation“.<sup>110</sup> Insofern das ekelverzerrte Gesicht ein Leiden erkennen lässt, hat er – wie beim Ins-Lachen-Fallen, Sich-ins-Weinen-fallen-Lassen – die Antwort auf die Frage übernommen, die er anders gerade nicht geben kann. Hat der Körpermensch seine Ausdrucksbewegungen nicht in der Hand, fällt er zwar als Werkzeug gewählten Tuns aus und die Lage bleibt unbearbeitet, aber es bleiben ihm erleidende Spielräume als Umgang mit seiner Ohnmacht. Was er dann vorführt, muss weder unbedeutend sein noch zwingend überwunden werden, sondern hat einen eigenen Platz im Feld des Ausdrucks, wie der eindrücklich werdende Ekel passiert, den Körper bewegt und dabei allerhand unter der Hand anrichtet, etwas Unergründliches macht, was im Leiden selber seine guten Gründe hat. Das Leiden zu erleiden, weil das Geschehene geschieht, kann dann durchaus heißen: beim Lassen noch ein Machen, in Lagen der Ohnmacht noch eine Macht zu zeigen, die mit Takt Anschlüsse finden lässt:

---

<sup>110</sup> Schürmann 2019, S. 276.

„Die Grundbedeutung des Lassens, das alle Vollzüge meines Tuns muss begleiten können, ist daher die eines Sicheinlassens-auf. Wer sich auf etwas einlässt, lässt etwas zu; er lässt zu, nicht mit Bestimmtheit zu wissen, was ihm im Verlauf seines Handelns geschehen wird. Darüber kann man sich täuschen, nicht aber erheben. [...] In diesem durchaus normativen Sinn ist die Logik des Lassens eine Logik des Sicheinlassens.“<sup>111</sup>

So gesehen und mit dem Exzentriker, der in keiner seiner Lagen aufgeht, sich aber zu jeder von ihnen auf Abstand und Ablöse bringt, ist ein bisschen Tun immer, denn auch ein aus dem Leiden heraus geschehenes Ausdrucksgeschehen ist eine ausdrückliche Antwort, zwar ohne einen gedachten oder gemachten, aber mit leiblichem Sinn:

Ein Widerfahrnis ist ein mit uns geschehenes Ausdrucksgeschehen, nicht aber ein Etwas, das in ein Ausdrucksgeschehen hineinfährt. Ein Widerfahrnis ist eine sehr eigentümliche Mitte zwischen reiner Aktivität und reiner Passivität, aber ganz sicher ist es kein Pflingstwunder [...].<sup>112</sup>

Taktsituationen und -beziehungen achten auf diese „sehr eigentümliche Mitte“, damit auch Umgangsleute ein solches Geschehen mit sich geschehen lassen können, ohne dabei an fester Hand von inneren wie äußeren Absichten geführt zu werden, denn wer sich unabsichtlich einem reibungslosen Umgang entgegen bewegt, ist immer auch auf ein dies mittragendes Umfeld angewiesen. Mit einem von Übelkeit gezeichneten Gesicht eine Leidenssituation für sich zu gewahren, ohne damit ins tätige Tun zu gehen, ist nur das eine. Etwas anderes ist, mit diesem Gewahren und Lassen den zielgerichteten Mitmenschen in die Quere zu kommen. Sollen Leidende Spielräume für das mit ihnen geschehene Ausdrucksgeschehen erhalten, so ist nach Anschlüssen anderer an und in der Lage zu schauen, insofern das eigene Leiden nicht verbleiben oder vertrieben, auch nicht zum Leiden anderer werden soll, sondern nur ein hier-und-jetzt, nicht anderswo und später, gültiger Ausdruck des anderen als gedacht mit sich machen lassenden Körpers sein darf. Denn ein solches unbeabsichtigtes Geschehen muss nicht nur mit Schrecken, es kann auch

---

<sup>111</sup> Seel 2002, S. 275.

<sup>112</sup> Schürmann 2019, S. 279.

mit Neugier erfüllen. Dann verhält es sich damit wie mit einem verborgen mitlaufenden Wunsch, im Verlauf des Umgangs mit sich, anderen und anderem möge etwas Unerwartetes passieren, sich Erstaunliches von-hier-nach-da bewegen. Dieses Wünschen wiederum lässt dem Leiden Raum für Macht und Ohnmacht, Lust und Schmerz, Süßes und Bitteres. So mag zwar alles Leiden dem laufenden Betrieb gewählter Taten wie auch immer in die Quere kommen; gewürdigt gehört es zum festen Bestand des mit dem Machen etwas machenden, das Machen durchquerenden Umgangs im Spannungsfeld von Ordnung und Leben. Der spöttische Kommentar des Trainers, der den Angeekelten zu einer dem Sport nicht zugehörigen, daher ungehörigen Mimose macht, nicht zu einem olfaktorischen Feingeist, ist dann insofern ohne Takt, als er stur den Menschen der Tat, nicht auch den des Leidens, meint. In einer mit Takt gehaltenen Atmosphäre, belebt vom Einzelnen im Miteinander, wird man immer etwas tun und erleiden, machen und mit sich machen lassen. Sicherlich kann der Sportmensch in der Umkleide einsam vor einem Ding stehen, mit und unter Dingen sein, von diesen berührt werden, umwölkt von dem dort typischen Geruch, und dabei in aller Vielfalt ins Leiden geraten, aber sein Leben lebt er nie ganz für sich, immer schon als einer-unter-anderen:

Jeder Realsetzung eines Ichs, einer Person in einem einzelnen Körper ist die Sphäre des Du, Er, Wir vorgegeben. Daß der einzelne Mensch sozusagen auf die Idee verfällt, ja, daß er von allem Anfang an davon durchdrungen ist, nicht allein zu sein und nicht nur Dinge, auch fühlende Wesen wie er als Genossen zu haben, beruht nicht auf einem besonderen Akt, die eigene Lebensform nach außen zu projizieren, sondern gehört zu den Vorbedingungen der Sphäre menschlicher Existenz.<sup>113</sup>

Insofern der eine Einzelne mit vielen anderen Einzelnen in einer Ich/Du-Wir-Umgebung lebt, die für sie vielleicht ab und zu, aber nie an sich, heimelig wird, in der mit ihnen durch andere immer auch etwas geschehen kann, für das sie noch einen mit anderen teilbaren Ausdruck finden möchten, sind Kontakt und Berührung durchaus wesentliche „Vorbedingungen der Sphäre menschlicher Existenz“. Dies angenommen, hat das Umgangsleben Kontakt- und Berührungspraktiken

---

<sup>113</sup> Schürmann 2019, S. 301.

(sowie Räume dafür) nötig, damit wechselseitige Beziehungen geknüpft, situative Anschlüsse gefunden werden können:<sup>114</sup>

Dass man sich als Teil einer wechselseitigen Beziehung erfahren kann, setzt wiederum voraus, dass einem solche Kontakt- und Berührungsbeziehungen zwischen einem Ich (das man selbst ist) und einem Du gegeben sein können.<sup>115</sup>

### 3 Der kontaktierende Takt

Gewöhnlich ist der Takt darauf beschränkt, gegebene Beziehungen und Situationen von Kontakt und Berührung schonprogrammatisch zu regulieren, die Unruhe zu beruhigen, das Scharfe zu entschärfen, das Unsanfte zu besänftigen, den Unfrieden zu befrieden, das Wildgewordene in der Ordnung zwischenmenschlicher Angelegenheiten von Meisterhand oder mit Gefühlsverstand zugunsten des Wohls anderer einzufangen, damit es im weiteren Umgangsverlauf gewusst oder gefühlt unverfänglich zugeht. Der taktisch weise gesichtswahrende Takt, der Umgangsleute immer nur miteinander, situativ und ebenso schonend wie ermöglichend ins Umgangswissen, außerdem höchstens in kulturgemäßer Natürlichkeit ins Umgangsgefühl, kommen lässt, lebt nicht nur von Beweglichkeit, auch von Berührbarkeit zwischen Menschen, worüber er Kontaktsituationen entstehen lässt. Liegt noch nahe, Kontakt und Berührung in einem übertragenen und hautfernen Sinn an den Takt zu binden, ihn für das Entschärfen tötender Blicke oder spitzer Worte zu rufen, so scheint er bei einer Handgreiflichkeit außen vor zu bleiben. Wird ein solcher Umgang allerdings nicht als blanke Gewalttat, sondern als Alltagsanfassen verstanden, so kann er doppelt gefragt sein: Er setzt dort an, wo Beziehungen von Kontakt und Berührung von ihm mit gebildet werden, damit es überhaupt zu einem sozialen und leiblichen Miteinander kommt, in dem sich eine spontan auf den Leib rückende bis unter die Haut gehende Berührung ereignen, ein derartiges „Berührungsereignis“<sup>116</sup> stattfinden kann, über das er sich schließlich selber mit bildet:

---

<sup>114</sup> Vgl. Fritz-Hoffmann 2017, S. 183.

<sup>115</sup> Ebd.

<sup>116</sup> Ebd., S. 47.

In welchem Ausmaß Kommunikationsprozesse von der Berührung durchdrungen sind, zeigt sich des Weiteren am Wort Kon-Takt. Mit dem Anderen in Kontakt treten, umschreibt nicht nur den sprachlichen oder schriftlichen Austausch, sondern wesentlich auch das Berührtwerden durch den Anderen, sei es im konkreten oder mehr metaphorischen Sinne.<sup>117</sup>

### 3.1 Mit-Berühren

Menschen bilden sich und werden gebildet über die genannten, hier aber nicht nur blind tappenden „Organe des Takts“,<sup>118</sup> durch Berührung und damit auch über den Tastsinn als Kontaktsinn, also über die Beziehung zu sich und den anderen: über „Kon-Takt“<sup>119</sup> als Sinn für „Mitberührung“.<sup>120</sup> Die „taktile Wurzel“<sup>121</sup> ist hier nicht einfach herauszureißen, sie nährt und trägt den zwischenmenschlichen Verkehr. Dies vorausgesetzt, ist der Tastsinn für Kontaktbeziehungen und -situationen zu erhalten und darüber der Takt mit zu gestalten, ob es nun untereinander zu einem „direkten Kontakt der Körperkonturen“<sup>122</sup> kommt, das Zugreifen unmittelbar greift, angreift und darüber übergriffig wird, oder auch über hautfernes Kontaktieren

---

<sup>117</sup> Becker 2011, S. 133, der hier für den kontaktierenden Takt weitgehend gefolgt wird, da sie auf die Gefahren restlos verfügbar gemachter Menschenkörper aufmerksam macht. Fest an der Hand von Waldenfels und Meyer-Drawe geht sie in ihren Aufsätzen (1997–2006) zur *taktilen Wahrnehmung* dem Phänomen entmaterialisierender und technologischer Eingriffe im Umgang mit Menschenkörpern nach, die sich für sie umso leichter erinnern lassen, je mehr das Pathische von hautnahen Berührungen gut im Blick bleibt.

<sup>118</sup> Goethe 1989, I 10, S. 767

<sup>119</sup> Kapust 1999, S. 346, die in ihrer Arbeit über „Berührung ohne Berührung“ mit dem Begriff auf die Brücke zwischen Tastsinn und Takt hinweist.

<sup>120</sup> Waldenfels 2002, S. 78.

<sup>121</sup> Benthien 1998, S. 337; vgl. auch: Fritz-Hoffmann 2017, der den Fokus auf Berührungsergebnisse jenseits von Hautkontakten legt, um aufmerksam zu halten, dass sämtliches Berühren nur scheinbar unmittelbar, tatsächlich aber immer schon vermittelt, verläuft. Die Berührungspraxis vergisst dann, dass sie sich auf keine (messbare) Allgemeingültigkeit berufen kann, ohne dem direkten wie indirekten Berühren-von ausweichen zu können. Für den kontaktierenden Takt wird beim Hautkontakt angesetzt, damit die unmittelbar bindenden *und* entbindenden Vermittlungswege markant bleiben, die sich auf das indirekte Berührungsempfinden übertragen lassen *können*.

<sup>122</sup> Lindemann 2015, S. 209.

so-oder-anders trifft und betroffen macht. Wer demnach seine gleichwie motivierte und ausgedrückte Ansage dazu mit einem konkreten Handgriff handhabt, in den Griff bekommen will, mag sich im zupackenden Moment als ein mächtiger Macher erfahren. Angenommen, die Sportlehrperson im Praxissemester, die Kursleiterin im Geburtsvorbereitungskurs oder der Gast beim philosophischen Stammtisch, sie alle legen zu ihren fernsinnigen Gesten noch Hand an den anderen, an die Studentin, den werdenden Vater, den Gastgeber, dann scheinen sie zunächst diejenigen zu sein, die sowohl die Situation als auch die Beziehung in der Hand haben. Allerdings treffen sie in ihrem über die Hautgrenze gehenden Machen kein Ding oder ferngerücktes Menschenwesen, das ihnen weitgehend die manipulierende Oberhand überlässt. Sie haben es im Moment ihres hautnahen Handhabens eher weniger mit „Gebilden begrenzter Sprödigkeit, die gewisse Möglichkeiten gewähren und andere versagen“<sup>123</sup> zu tun, mit denen sie dann nach Belieben oder gemäß einer Absprache im vorgegebenen Manipulationsspielraum umgehen können. Legen sie gleichwie Hand an, haben sie zunächst und vor allem ein Haut-an-Haut-Gegenüber vor sich, mit dessen unberechenbarer, ihnen direkt etwas widerständig oder auch erleidend entgegensezender, sie darüber entmachtender Antwort sie noch im selben Moment zu tun bekommen:

Im Tasten kann uns qua Druck- und Widerstandserfahrung ineins unser Körper und der Körper des Betasteten gegeben sein. Diese Rückkopplung und Selbstvergewisserung ist einmalig.<sup>124</sup>

Folgt aus dem Berühren anderer unmittelbar, ohne Umwege über distanzvermittelnde Wege, etwa über etwas aufdeckende wie verschleiernde Worte oder Blicke, dass diese anderen sie berühren, sie von anderen mitberührt werden, dann bleiben sie im Kontakt nicht für sich, sondern erschließen ein gemeinsames Kontaktfeld, in dem sich etwas zwischen ihnen rührt, dem die einen wie die anderen sich irgendwie stellen müssen, denn was „sich berührt, kann sich ineinander schieben, umfassend umfassen, eindringend, umhüllend, Einlaß suchend und gewährend, Einlaß

---

<sup>123</sup> Plessner 1983e, S. 313.

<sup>124</sup> Schloßberger 2019a, S. 122.

erzwingend, ein Ausweichen verhindernd<sup>125</sup> auf das sie sich also einzulassen haben, ohne sich dem allerdings vollständig überlassen zu müssen:

Berührung ermöglicht also, dass das Selbst sich als angerührtes überhaupt erst erlebt, gleichzeitig aber schon durchtränkt ist von den hier spürbar werdenden Fremdansprüchen. Damit sind aber bereits die Nahsinne, die doch als ureigenstes zunächst erscheinen, immer schon sozialen Normierungen ausgesetzt.<sup>126</sup>

Das Einmalige des Antastens im Sinne von Mitberührung zeigt sich demnach nicht nur in der über Druck und Widerstand laufenden Ich-und-Du-Erfahrung beim sanften oder kräftigen Zusammenstoß mindestens zweier Körper, der seine einzig wahre Bedeutung schon in sich trägt, die nur noch von dem einen oder der anderen abgerufen werden muss, damit es untereinander verständlich zugeht. Ist es so, dass „Berührungsgesten, etwa das Auflegen der Hand auf die Schulter oder den Arm des anderen, polysemen Bedeutungen unterliegen“<sup>127</sup>, dann ist ein sanftes oder kräftiges Auflegen nicht nur unvermittelt da, sondern meint dieses-oder-jenes, kann als beruhigende, mitleidige, freundliche, lästige, bedrängende oder anderes meinede Berührung gelesen werden. Solange hier nichts im Vorfeld gleichgeschaltet und stillgestellt wird, bildet sich im Zusammenstoßen ein sich gegenseitig anstoßendes Ich/Du-Wir, welches sich mit seinen individuellen, kulturellen sowie kontextuellen Befangenheiten konfrontiert und aufeinander einstimmt. Damit ist nicht allein die geistige, auch die leibliche Ordnung in ständiger Bewegung, womit Umgangsleute mit eigenen wie fremden „Voreingenommenheiten des Leibes“<sup>128</sup> rechnen müssen. Erhält der Takt eine über den vermittelten Leib laufende Relevanz, um Berührungseignisse für das *einander* Eindruck Machende und *einander* zum Ausdruck Gebende zu ermöglichen, dann gibt es hier keinen absoluten Schutz vor Irrtümern, fast wie beim hautfernen Mitberühren.<sup>129</sup> Nur erleiden Hautkontaktierende ihre Irrtümer nie allein für sich, sondern zusammen mit anderen, womit sie direkter

---

<sup>125</sup> Waldenfels 2002, S. 83.

<sup>126</sup> Becker 2011, S. 139.

<sup>127</sup> Benthien 1999, S. 271.

<sup>128</sup> Meyer-Drawe 2007, S. 127.

<sup>129</sup> Vgl. ebd.

verhandelbar sind, wenn auch mit einem deutlich kleineren, aber nicht mit keinem, das Reale und Ideale miteinander vermittelnden, hier irrealisierenden,<sup>130</sup> Spielraum für das Harmonisieren und Problematisieren, um ihre hautnah verlaufenden Irrtümer zu Erfolgen, ihre Erfolge zu Irrtümern zu machen.

So gesehen sind harmonische wie problematische Berührungen „einerseits etwas Grundsätzliches (eine grundlegende Erfahrungsdimension) und zugleich etwas ebenso Unbestimmtes wie Banales“.<sup>131</sup> Insofern sie als Mitberührungen gegenseitig über den eigenen und anderen Leib erfahren werden, lassen sie füreinander etwas Unbestimmtes im Grundsätzlichen, eine fern bleibende Nähe oder eine nah kommende Ferne und damit einen „Moment des Nicht-selbst im Selbst“<sup>132</sup> übrig, durch den sämtliche Alleinherrschaften quergetrieben oder auch durchquert werden:

Der Tastsinn ist immer auch Kontaktsinn. Er impliziert Nähe, ein unmittelbares Spüren der Andersartigkeit des Anderen, dessen Widerständigkeit und Eigendynamik sich im konkreten Kontakt nicht ausblenden lässt.<sup>133</sup>

Berührende belegen somit immer eine Doppelrolle. Sie sind mächtige Kontaktierende und zugleich ohnmächtige Kontaktierte. So ist das Berühren als Mitberühren stets eine „stumme Antwort auf implizite Ansprüche und Angebote des Berührten“,<sup>134</sup> mit denen sie in einer Kontaktlage rechnen müssen, die sie auf sich zukommen und füreinander sein lassen, auf die sie sich einlassen, ohne sie jemals ganz erfüllen und annehmen zu können bzw. zu müssen, was für den dies unterstützenden Takt bedeutet, „sich in einer offenen Situation aufzuhalten, ohne die Offenheit dieser Situation ausräumen zu wollen, ob dies nun die zu gewinnenden Einsichten, die zu verfolgenden Ziele oder die zu erfüllenden Wünsche betrifft“<sup>135</sup>:

---

<sup>130</sup> Vgl. Plessner 1981b, S. 120; vgl. zum Begriff auch: Haucke 2002, S. 87.

<sup>131</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 59.

<sup>132</sup> Waldenfels 2002, S. 85, der die Begriffe „Fernnähe“ (S. 85) und „Nahferne“ (S. 86) prägt: „In der Berührung vollzieht sich der Umschlag von Nähe in Ferne, von Ferne in Nähe, und dies in doppelter Richtung, die dem Zweitakt von Abschied und Begrüßung entspricht. In der Entfernung sind wir uns noch nahe, in der Annäherung bleiben wir uns noch fern [...]“ (S. 87).

<sup>133</sup> Becker 2011, S. 138.

<sup>134</sup> Ebd., S. 186.

<sup>135</sup> Seel 2002, S. 275.

Das pathische Moment der Berührung verweist auf den dauernden, nie endenden Kontakt mit der Welt, der jenseits expliziter Stellungnahmen und bewusster Wahrnehmungen bestimmte Imprägnierungen, Ansteckungen und Infusionen bewirkt.<sup>136</sup>

Darum geht es *mit-Takt*: sich über *mit-Berühren* in der Welt zu bewegen, wechselseitige Kontakte zu knüpfen, Beziehungen weltoffen zu halten, um für sich und einander einen „Aufenthalt in unabsehbaren Möglichkeiten“<sup>137</sup> zu schaffen, was bei aller Unabsehbarkeit oder Unbestimmbarkeit nicht etwa ein richtungsdiffuses, wahlloses Tun bedeutet, vielmehr „sich im eigenen Wünschen und Wollen weiterhin bestimmbar zu halten“<sup>138</sup>, denn sie „haben keine Wahl, ob sie die Wahl haben wollen. Sie stehen vor der Wahl, sich diesen oder jenen Möglichkeiten zu überlassen.“<sup>139</sup> So sind einander körperlich Berührende mit einer von Kultur geschriebenen Natur ihrer Körper unterwegs, auch im Kontakt mit ihren Hautoberflächen, „in der leichten, knisternden Berührung mit dem, was aus dem vergänglichen Moment entsteht“<sup>140</sup>, was sie sich gegenseitig zu Lesen geben, ohne es bei aller Ergriffenheit gründlich begreifen zu können:

Damit aber impliziert die Berührung immer auch eine Dimension des Unberührbaren. Dies ist dadurch bedingt, dass die Überkreuzung von Berührendem und Berührtem nicht zu einer neuen Totalität führt, sondern sich das Berührte niemals ganz einverleiben lässt. [...] In jeder Berührung findet sich somit eine Asymmetrie, die dazu führt, dass entgegen aller Intentionen der oder das Andere niemals völlig erreicht wird, weil das Berührte sich dem Zugriff des Berührenden immer wieder entziehen kann.<sup>141</sup>

---

<sup>136</sup> Becker 2011, S. 186.

<sup>137</sup> Seel 2002, S. 275.

<sup>138</sup> Ebd.

<sup>139</sup> Ebd.

<sup>140</sup> Hennion 2017, S. 99.

<sup>141</sup> Becker 2011, S. 140.

So soll es hier sein, auf dass sich im Mitbewegen und Mitberühren – denn „Anfassen ist immer auch mit Bewegung verbunden“<sup>142</sup> – der über den konkreten Leib laufende „szenische Charakter der Erfahrung, deren offene Ränder sich nicht regel- oder systemgerecht abdichten lassen“,<sup>143</sup> erhalten mag. Dieses Undichte gilt es in Umgangslagen über „Techniken des Mittelbaren zur Schaffung von Freiheitsgraden“,<sup>144</sup> so wie hier den kontaktierenden Takt, undicht zu halten, damit es möglich bleibt, zueinander „eine kritische Nähe in punktueller Berührung“<sup>145</sup> aufzunehmen oder auch Asymmetrien zu schaffen, Intentionen zu durchkreuzen, um die Nahen fern zu halten und die Fernen näher kommen zu lassen, „dies in der doppelten Richtung“<sup>146</sup>:

Diese Fernnähe, die als eine ständige Fluktuation von Anklammern und Loslassen, Kontakt und Unterbrechung begriffen werden kann, verweist so ganz generell auf die Wildheit, Polymorphie und Plurivalenz des Tastsinns [...].<sup>147</sup>

Wer derart in Kontakt geht, sich mit Takt berührt, lässt sich aufeinander ein, nicht um zu bleiben, sondern um sich im selben Moment wieder loszulassen und so weiter. Das Mitberühren schließt und öffnet im Wechsel zwischenmenschliche Türen, macht, dass sich die Menschen im gemeinsam geteilten Raum über hautnahe wie auch hautferne Gesten „mit gleichviel Gewalt wie Fingerspitzengefühl“<sup>148</sup> ergreifen, damit dort Wildes und Zartes, „Distanz, Klugheit, Kampf“<sup>149</sup> vor sich gehen, eindrücklich und füreinander ausdrücklich werden kann, „was wie begrenzt ist“<sup>150</sup>

So verweist gerade der Hautkontakt auf das nie voll versicherbare Umgangsleben, lässt das im Kontakt Berührbare auch riskant sein, gelegentlich gewalttätig werden, voll treffen und betroffen machen, unter die Haut gehen, Freiheitsgrade einschränken: Aber jetzt aus Gründen von Welt-und-Mensch-Schutz-und-Schonung

---

<sup>142</sup> Becker 2011, S. 136.

<sup>143</sup> Waldenfels 2004, S. 9.

<sup>144</sup> Harrasser 2015, S. 96.

<sup>145</sup> Ebd.

<sup>146</sup> Waldenfels 2002, S. 87.

<sup>147</sup> Becker 2011, S. 141.

<sup>148</sup> Derrida 2007, S. 7.

<sup>149</sup> Plessner 1981a, S. 112.

<sup>150</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 88; vgl. auch Lindemann 2015, S. 216.

alles auf ein Berühren ohne Berühren zu setzen, mag dort ein Weg sein, wo der Tastsinn als weltoffener, eigenhändig kontrollierbarer Kontaktsinn durch virtuelle Sinne vollständig abgelöst werden soll, die kontaktierende Bewegung der Fingerkuppen zum widerstandsarmen und insofern menschlich einsam bleibenden Handwerk antastender Tastaturen, abtastender Bildschirmoberflächen wird, was es mindestens ungemütlich macht, wenn „die Instanzen der Kontrolle zunehmend ‚ungreifbar‘ erscheinen, uns aber gleichzeitig auf die Pelle rücken und unter die Haut kriechen“.<sup>151</sup> Davon wird hier aber noch nicht ausgegangen, sondern der taktil verwurzelte, direkt über den berührbaren, divers voreingenommenen Leib laufende und derart unberührbar haltende Kontakt mit und für den Takt gestärkt, der den Raum lebendig hält zwischen den beiden Anweisungen: „Man muss berühren. Man darf vor allem nicht berühren“.<sup>152</sup> Damit kann dem beruflichen wie privaten Berührungspraktiker aufgetragen werden, Praktiken für ein Mitberühren an zwischenmenschlichen Grenzen zu finden, damit es für das dort eindrücklich und ausdrücklich werdende genug Spielraum gibt, darauf achtend, in der wechselseitigen Lektüre „von dem Für und Wider binärer Entscheidungsprozesse abzurücken und auf Nuancen zu achten“.<sup>153</sup>

### 3.2 Der handhabende Takt

Ist es so, dass bei entmaterialisiertem bzw. ganz ausfallendem Hautkontakt unter anderem entfällt, was sich darüber immer wieder an leiblichen und sozialen Ordnungen für einander bildet, stellt sich die Frage: Was passiert mit und zwischen Menschen, die über längere Zeiträume Kontaktverboten ausgesetzt sind? Wie gehen sie miteinander um, wenn sie sich zwar hören und sehen, aber nicht mehr oder nur eingeschränkt anfassen dürfen? Welche Umgangsformen wählen sie und mit welchen Folgen, wenn sie sich vorwiegend virtuell begegnen und das konkret Wechselseitige ganz ausfällt?

---

<sup>151</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 88

<sup>152</sup> Derrida 2007, Waschzettel, im Text in Großbuchstaben.

<sup>153</sup> Waldenfels 2004, S. 10.

„Nähe ist nicht über ein Telefonat herstellbar. Nahe sein heißt für ein Säugetier, den dreidimensionalen Körper auch dreidimensional wahrzunehmen. Dies lässt sich nur durch den Körperkontakt erfahren. Fällt der über einen längeren Zeitraum weg, ist das wie ein neuronaler Leerlauf. Um sicher zu sein, dass der andere da ist, und dass man selbst existiert, braucht man Körperinteraktion.“<sup>154</sup>

Abgesehen davon, dass es so viele Kontaktarten wie Menschen-in-Situationen gibt, also von einer körperkommunikativen Vielfalt auszugehen ist, sich eher distanzierter Haltende von *neuronalen Leerläufen* vermutlich weniger berühren lassen als Nahbedürftige, und die sozial-leiblich Gebundenen immer auch Kulturmenschen sind, die Nähe und Ferne über sehr verschiedene „Berührungsordnungen“<sup>155</sup> herstellen können, wird bei einem nachhaltig reduzierten oder gar ausfallenden körperkonturierenden Kontakt ein Wandeln des leiblichen wie sozialen Umgangs und damit auch des Takts denkbar.

So wird hier angenommen, dass hautkontaktierendes Antasten die Menschen *einander* leiblich derart nah bringt, dass sie sich unmittelbar und gegenseitig zu erkennen geben, was das Antasten mit ihnen macht: was sie selber dabei wahrnehmen, empfinden oder fühlen *und* welcherart Wahrnehmung, Empfindung oder Gefühl sie beim Gegenüber wahrnehmen, empfinden oder fühlen. Wer in diesem Sinne jemanden antastet, bekommt im antastenden Moment über den spontan gewählten oder hinein gefallenen Ausdruck des Angetasteten einen sofortigen Eindruck von seinem eigenen und über die Hautgrenze gehenden Antasten, was für das Miteinander Chance und Risiko zugleich ist, da es Wünsche, aber kein für alle verbindlich einsetzbares Wissen darüber gibt, was für sich und einander passieren soll bzw. kann. Antastende stehen damit immer und überall vor der Frage, wie sie selber berührbar sein und andere berühren wollen, „um sich und andere auf eine bestimmte Weise erfahren zu können“<sup>156</sup> ausgehend davon, dass sie auch „über Berührungen geformt, bestätigt, in Frage gestellt“<sup>157</sup> werden. Wird beispielsweise ein körperlich situativ auf Fremdhilfe Angewiesener ungefragt grob *gefasst*, was ihn

---

<sup>154</sup> Koester 2020, Zitat des Haptikforschers Martin Grunwald, Online-Dokument.

<sup>155</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 13.

<sup>156</sup> Ebd., S. 13.

<sup>157</sup> Ebd., S. 14.

*fassungslos* macht, also *aus der Haut fahren* lässt, weil ihm dieserart Zugriff zu weit geht, dann zeigt sich ein vom Hautkontakt direkt ausgelöster sowie derart übertragener Grenzübertritt. Wer einander buchstäblich *auf die Pelle rückt bis unter die Haut geht*, hat sich zwar nicht direkt körperlich berührt, keine Hautgrenze überschritten, aber über den Leib geantwortet und seinem Erleiden Widerstand geboten. Vorausgesetzt, derartige Redensarten werden nicht nur unter sterilen Laborverhältnissen entwickelt, sondern auch oder wesentlich aus dem laufenden, glimpflich wie gewalttätig oder anderswie verlaufenden, zwischenmenschlichen Verkehr geholt, dann ist Berührung als Mitberührung eine „reale Erfahrungsweise“<sup>158</sup> im konkreten *und* im übertragenen Sinn. So gesehen erfährt der über das grobe Anfassen seine Fassung los Gewordene einen Bruch mit der schützenden Körperhülle, ein Entblößen, worüber sich ein Enthüllen seines Gesichts der Würde, eine Bloßstellung ergeben kann. Denn gewöhnlich trägt der zumeist stoffbedeckte Mitmensch täglich seine Haut zu Markte, über die er es nicht nur mit, die ihn auch in der Welt hält:

Dabei ist die Haut Grenze und Öffnung zugleich: Sie gewährt einerseits Schutz vor äußeren, den Organismus potentiell bedrohenden Reizeinwirkungen, steht aber andererseits über ihre Permeabilität in ständigem Kontakt mit der Welt. In die Haut schreiben sich wie auf eine Pergamentfläche die biographischen wie sozialen Erfahrungen ein, d. h. über Falten, Risse, Narben und Einkerbungen zeigen sich in materialisierter Form die kulturellen Einschreibungen leiblicher Individualität.<sup>159</sup>

Kulturell, individuell und kontextuell eingeschrieben, also divers voreingenommen, sind nicht nur für alle offen sichtbare Narben aus so-oder-anders verheilten Wunden, vielmehr vor allem solche vernarbten Körpereindrücke, die sich erst im antastenden Tun (wieder) rühren, diverse Ausdruckswege nehmen und füreinander zum Lesen anbieten; „es hilft also nichts, einfach nur eine bestimmte Intention mit einer Berührung zu verbinden, oder auf ein eindeutiges Streicheln zu setzen“<sup>160</sup>:

---

<sup>158</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 17.

<sup>159</sup> Becker 2011, S. 154.

<sup>160</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 17.

Indem das Individuum gestreichelt, berührt und ertastet wird, und indem es selbst tastet, berührt, und streichelt, entwickelt sich ein instabiles Gespür für den eigenen Körper jenseits des visuellen Eindrucks. Während letzterer zur Stabilisierung des imaginären Selbstbildes führt, wird im davon häufig abgespaltenen Körpererleben dieses Selbstbild in der Berührung wieder irritiert und als Täuschung entlarvt.<sup>161</sup>

Abgesehen davon, dass ferne wie nahe Sinne des Menschen mit vielerlei für sich und andere einnehmenden Tricks arbeiten, auch hautnah nichts unvermittelt, immer schon vereinnahmt, auftritt, bleibt das hier für das Umgangsleben Exemplarische am Tastsinn oder auch an den „Hautsinnen“<sup>162</sup>: die Nähe, die im Berühren zugleich eine doppelte Ferne einzieht, zu sich selber und zum anderen, wodurch die schon genannten undicht zu haltenden Ränder entstehen, von denen die Umgangswürde und mit ihr der daraufhin kontaktierende Takt leben. Der Hautkontakt hält dann füreinander wach, dass es im Miteinander nicht um das Ziel einer Umgangsreibunglosigkeit geht, sondern stets um das endlose Finden von Berührungsstellen für ein wechselseitiges Annähern und Entfernen, Binden und Entbinden. Da sich Hautkontakte nicht an sich, höchstens in ihren festgelegten Extremen, darauf festlegen lassen, gut oder schlecht, harmonisch oder problematisch zu sein, also sich naturgemäß kulturell betrieben in den Nuancen dazwischen bewegen, gibt es hier kein Handhaben ohne ein Erleiden. So zeigt gerade die alles „begreifende Hand“<sup>163</sup> dass sie zu keinem dinglichen oder menschlichen Umgangszeitpunkt alles voll im Griff hat; immer rutscht ihr beim plötzlichen Greifen auch etwas aus der Hand oder sie greift daneben, was befremden, verärgern oder ängstigen und auf allerhand mangelausgleichende und selbstschützende Ideen bringen mag, denn wem eine Umgangslage entgleitet, dem kann viel unter der Hand passieren. Das sozial und leiblich vermittelte, unmittelbar einsetzende und wechselseitig verlaufende Mitberühren lässt dagegen nicht vergessen, dass in dem nicht Gründlichen das zu schützende Unergründliche, das allseits nicht greifbar Unbegreifliche liegt, worüber

---

<sup>161</sup> Becker 2011, S. 157.

<sup>162</sup> Benthien 1998, S. 336, Hervorhebung im Original; Benthien steht hier für eine Differenzierung zugunsten von Vielfalt, da sich taktiler und kutaner Erleben, das „Getast der Hand“ (S. 345) und das Gespür von Hautoberflächen, voneinander unterscheiden.

<sup>163</sup> Ebd.; für Benthien ist es eher die begreifende, alles-in-der-Hand-habende Hand und weniger das Auge, das kulturgeschichtlich die Welt erobert hat.

es untereinander weltoffen und einander so würdigend wie füreinander würdevoll zugeht. Im und für das Umgangsleben sind von daher immer Formen der Mitberührung zu finden, die den Mut zu Grenzgängen zwischen Gutem und Ungutem, Harmonie und Disharmonie, Krieg und Frieden haben: für den Reichtum eines sozialen und leiblichen Umgangslebens, gegen die Bewegungen einer „Verseelung und Entleiblichung“<sup>164</sup> von Empfindungen oder Gefühlen, die ihre taktilen Bindungen absichtlich oder versehentlich verleugnen, sei das kontaktierende Antasten nun mit Händen oder anderswie körperlich und darüber verbal, mimisch, gestisch zart bis grob, beherzt bis besonnen, harmonisch bis problematisch.

### 3.3 Gutes Berühren, gutes Benehmen

Mitberührung hat demnach ein wechselseitig körperkonturierendes Ergreifen und damit die Tastsinne nötig, damit der Kontakt nicht auf einem eigensinnigen und geistreich abgehobenen seelenbewegten Ergriffensein sitzen bleibt, einem Wahrnehmen, Empfinden, Fühlen, das an keine seiner dinglichen oder leiblichen Gegenüber mehr gebunden ist. Menschen kennen zwar nahe und ferne dingerfassende Wege, die aber nicht gleichrangig verlaufen, wenn der Weg des gebundenen Fühlens dem des davon befreiten ästhetischen Erscheinens zuarbeitet, um in der Folge das Gefühl von den Dingen zu entbinden: Das händische Tasten ist dann *noch* unverständig, es berührt etwas unmittelbar und wird dem Gefühlssinn konsumieren, wohingegen das visuelle Berühren *schon* verständig ist und fasst etwas frei vermittelt über den ästhetisch produzierenden Schein ins Auge. Das eine lässt an das schlimmstenfalls täppische, tastende und versuchende, dabei auch durchaus erfolglose, das andere an das behände, kluge und darüber sittliche Benehmen denken. Darin steckt insofern ein Auslassen, als eine mit anderen in Hautkontakt gehende, alles ergreifende Hand auf ihrem Weg über Fühlen und Empfinden in ein auf Frieden festgesetztes Seelenleben Machtverluste erlitten und dort einen entsprechend passiv bleibenden Kontakt geprägt hat, an den sich der gefühlsgewisse und fremdschonende Takt noch immer anlehnt:

---

<sup>164</sup> Benthien 1998, S. 338, die in historisch-anthropologischer Hinsicht dem Verständnis der Nahsinne nachgeht, unter anderem um die Idee der Einheitlichkeit der Hautsinne zu verabschieden, auf die etwa Arbeiten rund um das Teletaktile setzen.

Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen.<sup>165</sup>

Hier ist der Tastsinn kein „aktive[r] Erschließungssinn“,<sup>166</sup> der sich erkennungsdienstlich herantastet, etwas sicherstellt, einander versichert, wieder verunsichert und so weiter, kein Kontaktsinn, schon gar nicht mit dem Takt als Sinn für Mitberührung, der davon lebt, dass ihm beim Antasten auch etwas entgleitet, kein Hautsinn, der sich aktiv wie passiv dazu stellt, dass „die Haut sich nicht abwenden oder vor Eindrücken verschließen“<sup>167</sup> lässt. Was der obige Takt wahrnimmt, ist eine über den machtlos Wahrnehmenden hereinbrechende Berührungsgewalt, die still getragen wird, indem sie sich vom konkreten Gegenüber entbindet und ans Innenleben anbindet, um dort ihr natürlich genanntes Leidwesen zu treiben, unterstützt vom gefühlsgewissen Takt. Der kontaktierende Takt bleibt dagegen bei einem wechselseitig verlaufenden Hautkontakt. So kann es vom Antasten zum miteinander bekanntmachenden oder ermächtigenden wie entmachteten Betasten und Abtasten kommen, das sich dann in ein seelenbewegtes Berühren übertragen lässt. Aber nie ohne „Rekurs auf das Taktile“,<sup>168</sup> stets für den Erhalt des materiell gebundenen Fühlens, dessen Belassen im leiblichen Fundament.

### *Mit Takt ist nicht ohne Kontakt*

Bisher ist gesagt worden, dass Berühren Kontakt als auf einen gemeinsam geteilten Umgangssinn gehendes Berühren, vermittelt unmittelbares Mitberühren, Einander-Finden und Empfinden sein soll. Mit Takt ist nicht ohne Kontakt des Einzelnen im Miteinander. Ein gesichtsschädigendes Berühren, das über eine hautkontaktierende Geste bei dem Berührten eine leibliche Regung auslöst, den vermittelten, weltverankernden Leib<sup>169</sup> als entgrenzt zur Ansicht gibt, ist eine Handgreiflichkeit

---

<sup>165</sup> Schiller 1795, zit. nach Benthien 1998, S. 345.

<sup>166</sup> Benthien 1998, S. 346.

<sup>167</sup> Ebd.

<sup>168</sup> Ebd., S. 338.

<sup>169</sup> Vgl. Waldenfels 1997, S. 107: der Leib ist zu verstehen „als habitueller Leib, der uns in der Welt verankert und als virtueller Leib, der die Anker lichtet“.

und ein übergriffiges Greifen als ein konkret erfahrenes sowie über Rede, Mimik oder Gestik gewendetes Berühren. Der Gedanke eines entwicklungsrelevanten Zusammenhangs zwischen gutem Berühren und gutem Benehmen allerdings, dem Vermögen, sich mit seinen Fingerspitzen kundig einzubringen und deshalb fingerspitzengefühlig zu sein oder einem frühkindlich rissigen bis zerrissenen Haut-Ich<sup>170</sup> und einer so erwachsen werdenden „Wir-Form des eigenen Ichs“ mitsamt dem Erstellen dies kompensierender zweiter oder dritter Häute, gerät aus schon genannten Gründen und einem einspurigen Taktverständnis ins Stolpern:

Das Kind, das ohne zärtliche Berührung aufwächst, wird zu einem Menschen, der sich anderen gegenüber nicht nur physisch, sondern auch psychisch und in seinem ganzen Benehmen ungeschickt verhält. Es sind meist Menschen, denen es an Takt fehlt [...]. Was das Anwenden des Wortes *Takt* im modernen Sinn so interessant macht, ist das unheimlich klare Wissen darum, was das frühe taktile Erleben für die Entwicklung des Feingefühls in Bezug auf das passende und der Lage entsprechende Verhalten bedeutet.<sup>171</sup>

Hiernach scheitert ein Erwachsener, der in seiner Entwicklung keine guten Hautkontakte mitbekommen hat, im körperlichen und geistigen Umgang mit anderen. Allzu grob angefasst bis kaum berührt, greift er dann nicht nur verbal, auch leiblich voll daneben, wird angreifend und übergriffig, ohne ein natürliches Gefühl, ein intuitives Empfinden für die Berührungsgrenzen der anderen.<sup>172</sup> Dieses Wissen um eine tragende Brücke von Tastsinn zu Kontaktsinn wird allerdings getragen von einem Wissen, was das *an sich* Berührungsgute ist. Dem entgegen bleibt es hier dabei, dass sich Hautkontakte in vielfältigen Spannweiten bewegen, die sich erst im Umgangsverlauf zu erkennen geben. Was dann noch problematisch wird, liegt zwischen zu viel und zu wenig, zu fest und zu locker, zu nachlässig und zu bestimmt, zu emotional und zu rational, denn wer einen anderen hautkontaktiert, macht nicht nur mit dessen, auch mit seinen eigenen Befangenheiten Bekanntschaft, die sich in das Hautleben eingedrückt haben, um sich darüber situativ so-oder-anders auszudrücken.

---

<sup>170</sup> Vgl. Anzieu 1992.

<sup>171</sup> Montagu 1974, S. 168.

<sup>172</sup> Vgl. Küchenhoff 2007, S. 127ff., der mit psychoanalytischem Blick diese These mit einem Beispiel aus dem klinisch-therapeutischen Alltag unterstützt.

Damit ist die Wechselseitigkeit besonders dort zu betonen und mit dem aufeinander einspielenden Takt zu stärken, wo Macht und Ohnmacht, Ermächtigung und Entmachtung nicht souverän miteinander ins Spiel gehen (können). Hier und mit dem Exzentriker sind von daher Sprachkleider, Schutzhüllen, Panzer und andere aus Kulturgütern gewobene Überwürfe die Regel, vielleicht noch in ihren Extremformen die pathologisch werdende Ausnahme, ebenso wie mehrschichtig angelegte oder rissige Häute. Auch das durchaus starke Bild eines Hautsiebs, durch dessen verschieden große Löcher das Ich in ungeschützte Gebiete fällt, greift hier nicht, da gerade das immer nur leicht oder locker Umhüllende, das nie hauteng Ansitzende, der Stoff für das Erhalten des Verborgenen des Ichs und der Weltoffenheit des Wir ist, die derart und nicht ohne einander gedacht werden. Insofern passen die Ideen von einem Haut-Ich oder der Zweithaut als Ersatz für die erste und eigentliche Haut höchstens dann, wenn von einem „Bedürfnis nach einer narzißtischen Hülle“<sup>173</sup> ausgegangen wird, die „das Gefühl konstanter Zuverlässigkeit eines basalen Wohlbefindens vermittelt“,<sup>174</sup> um das es aber mit dem Takt der Mitwelt eher nicht gehen muss.

Die Haut als Beutel, der das an sich Gute und die Fülle trägt, als Schutzgrenze für die draußen zu haltende, weil allzu schlechte, Außenwelt und schließlich als Organ für eine daraufhin kontrollierte Kommunikation,<sup>175</sup> nimmt weder das Wechselseitige noch die Kehrseite, das Pathische und den Prozess, mit auf, wirft aber ein klares Bild auf die Vorlieben des Polaren und dabei schon vorab für gut Befundenen. Wer sich dagegen beim Rückschluss ungeschickten Benehmens von Heranwachsenden oder Erwachsenen auf mangelnde zärtliche Berührung in frühesten Kindertagen an die kulturgeschriebenen Ausdrucksbewegungen und das daran orientierte Lektürespektrum hält, wird auch bei Kindern unterschiedliche Berührungsanliegen erkennen. Sobald deren versorgendes und bindungsregulierendes Grundbedürfnis gestillt ist, erscheint hier viel an Distanz gewöhnlich und harmlos. Andersherum hat das zärtliche Berühren von Kleinkindern nicht nur eine harmonische Seite, denn es mag die Seele streicheln, das körperliche Wohlbefinden kräftigen, Geborgenheit und mehr vermitteln – genauso kann es versehentlich wie absichtlich bedrängen, bedrücken, gewaltvoll, verletzend werden, auch jenseits von solchen Straftatbeständen

---

<sup>173</sup> Anzieu 1992, S. 60.

<sup>174</sup> Ebd.

<sup>175</sup> Vgl. ebd., S. 60f.

wie Pädophilie und Kinderprostitution<sup>176</sup>: Wenn im öffentlichen Raum eine erzieherische, auf ein Gesolltes hin ziehende Haltung, eine erwachsene Hand am Kind herumerzert, so wie es auch unter Erwachsenen und zuweilen unter Kindern vorkommt, wenn sich zwischen ihnen ein klares und unbedachtes Machtgefälle ergibt, also nicht in einem daraufhin vereinbarten Miteinander im Feld des ernsthaften Spiels wie in Sportkämpfen, der beruflichen Prostitution oder in kindlicher Rangelei, Rafferei, sondern dort, wo sich die einen allen Ernstes den anderen unterwerfen, Formen des Berührens erdulden müssen, wobei die Grenzen im kindlich-jugendlichen Feld durchaus fließen. Wer hier seine antastenden Versuche nicht mehr machen darf, weil er immer schon auf den bitteren Ernst verpflichtet ist, jedes Anfassen zum potentiellen, rechtlich verfolgbaren, Gewaltakt wird, spielt nicht. Der Weg von Tasten zu Kontakten zum Takt, vom taktilen Erleben zur Kunst taktvollen Tuns ist gleichwohl plausibel, solange nichts Natur sein muss, was immer schon Kultur ist, und der Takt nur den Tänzer auf geistiger Spannung haltende Seile gibt, der sich um den Umgangsverlauf und die dort auch über den Körper laufenden Anschlüsse zu kümmern hat, um Umgangsleute sowie sich selber darüber zu bilden.

Wie also sieht ein gutes Berühren für ein gutes Miteinander aus, wenn einer die Umgangsmacht in der Hand hält? Wie kommt dann der andere mit seinem Umfeld in Kontakt, wie kann er hier Anschlüsse finden, wenn er sich zugleich seiner Haut wehren muss? Wie entwickeln sich einander auf den Leib rückende bis unter die Haut gehende Kontakte, wenn sie Berührungsordnungen gehorchen, die schon um alles Mitmenschliche (zu tun) wissen, noch bevor sie überhaupt mit den Mitmenschen in Kontakt sind? Was geschieht im Kontakt, wenn dort eine Berührung konkret wird, in der die Berührenden mit einem für allgemein richtig gehaltenen Berührungsmaß, einer scheinbar unvermittelten Geste, einem Ritual, einer Routine vorgehen, wo die Berührten von etwas anderem ausgehen, das Maß, die Geste, das Ritual oder die Routine nicht kennen? Was dagegen kann sich zwischen ihnen bewegen, also sie selber machen und mit sich machen lassen, wenn die Ordnung das Leben einschließt, für den Erhalt der „Differenz der Leiber, die dazu führt, dass Ich und Du sich als differente Seelen verstehen, die füreinander verschlossen sind“<sup>177</sup> damit sie sich, also einander als Unergründliche über ihre gewählten wie hineingefallenen Ausdrucksbewegungen zeigen und derart würdigen? Welche Rolle übernimmt

---

<sup>176</sup> Vgl. Fritz-Hoffmann 2017, S. 49.

<sup>177</sup> Lindemann 2009, S. 98.

der kontaktierende Takt in Berührungseignissen, wenn etwa die von anderen Berührten körperlich beeinträchtigt sind, wie etwa Rollstuhlfahrer?

Dass der Ausflug zum Meer für einen Rollstuhlfahrer auf dem Parkplatz endet, weil der Rollstuhl nicht über den Sandstrand fahren kann – eben das weist auf die Berührungszusammenhänge des Gehens, Spazierens, Ausflugmachens hin, die auf eine bestimmte Normalität ausgerichtet sind. Man könnte infolge dieser Überlegungen den Eindruck gewinnen, dass der ganze Alltag behinderter Menschen voll ist mit Berührungen: Wie man in der Öffentlichkeit angefasst, angeguckt, angesprochen, mit Gesten überrumpelt, nicht mal berücksichtigt oder in der alltäglichen Pflege behandelt wird.<sup>178</sup>

Es ist die „normale Daseinssituation“<sup>179</sup> von Rollstuhlfahrenden wie anderen dauerhaft oder zeitweise körperlich, geistig oder psychisch Beeinträchtigten, überhaupt im Alltag auf hautkontaktierende Fremdhilfe Angewiesenen, die „voll ist mit Berührungen“. Das ist das eine und grundsätzlich füreinander grob Berechenbare, also zum-Miteinander-Aushandeln eigentlich Bereitstehende. Dazu kommt noch das Unberechenbare, mit dem zwar alle Mitmenschen gleichermaßen rechnen müssen, das sie angenehm bis unangenehm überrascht, aus dem für sie günstige wie ungünstige Gelegenheiten werden, das aber gleichwie Beeinträchtigte aus Gründen von Macht und Machen oftmals schwerer beantworten können, bzw. schon von anderen für sie beantwortet ist, weshalb es zunächst nahe liegt, hier den Spielraum weitgehend einzugrenzen, damit solche spontan auftretenden Berührungseignisse bestmöglich gehandhabt werden können. Allerdings werden die Wegleitungen für Fremdhilfen zumeist von Fremden geschrieben, also von denen, die keine daraufhin Angewiesenen sind. So gesehen fehlt es in beiden Kontaktbereichen an Spielraum für das Selbsttätige von gerade nicht Selbsttätigen. Der kontaktierende Takt wendet sich jetzt nicht als ein Bittsteller an die Machthalter von Umgängen, um bei ihnen für ein Entgegenkommen zu werben. Er schaut aber auch nicht nur mit den Augen von systembedingt Ohnmächtigen, mit Seitenblick auf den Erhalt von Opferrollen. Sein Weg ist, sich der Polarität anzunehmen und etwas daraus zu machen, ohne sie zugunsten eines nächsten Polaren aufzulösen. Sein Anliegen ist,

---

<sup>178</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 13.

<sup>179</sup> Plessner 1982b, S. 360.

die mächtigen und ohnmächtigen Umgangsleute auf ein Mitberühren zueinander zu bringen, Beziehungen zu knüpfen, damit sie darüber füreinander situativ verträgliche, einander vertragende, vertragsschließende Anschlüsse finden, die sich nach dem konkreten Umgang miteinander wieder für etwas anderes öffnen lassen. Solange Kontakte auch über ein hautsinniges Berührungserleben getragen, mit angeleitet oder nur beeinflusst werden, Menschen sich bilden und gebildet werden, indem sie im Umgang andere berühren und sich von anderen berühren lassen, direkt wie indirekt, haben es konkrete Umgangslagen mit dem Berührungsbildungsstand der Umgangsleute zu tun, die damit etwas für sich und einander anfangen können – oder auch nicht. Immer geht es mit Takt um das Anfangen und den weiteren Kontaktverlauf. Dabei bleibt er dicht an Hautkontakten dran, um von einem Umgangsallday ausgehen zu können, der bei allem fernsinnigen und virtuellen Tun noch immer voll von Berührungen ist und bleiben soll, die über die tatsächliche Hautgrenze gehen, hier für den unbedingten Erhalt konkreter Wechselseitigkeit beim Antasten, das Machen von gemeinsamen Proben, die den Irrtum einschließen, einer Selbst- und Weltoffenheit bei aller Unergründlichkeit. Dies angenommen, was können berührungsgeladene Umgangslagen von taktvollen Berührungspraktikern erwarten, wie sich Umgangsleute hier trotzdem noch gut begegnen? Was können sie füreinander berührungsmäßig tun und (sein) lassen, damit ihre Gesichter nicht verloren gehen? Wie sieht ein Berührungserleben aus, das frische Bewegungsluft oder Agilität in die Hierarchien bringt, also von Heterarchien getragen wird? Wie entwickelt sich der Takt, wenn er Kontakte derart bildet und darüber gebildet wird? Was macht eine takthafte Berührungspraxis aus?

## 4 Takthafte Berührungspraxis

Kurz gesagt: Da ist zum einen das Widerfahrene, mit dem Rollstuhlfahrer und den Begleitpersonen am Parkplatz unerwartet Geschehene, für das es Räume des Lassens und Ausdrückens zu erschließen gilt, dazu kommt das zwischen ihnen Vereinharte, das mit Blick auf das Widerfahrene in Bewegung zu halten ist. Taktvoll getan ist, wer sich als Mitmensch auf das Berührungsereignis als Mitberührung einlässt, auf dass im allseitig abrufbaren Wissen um das Ausgehandelte der konkrete Körperkontakt im situativen Verlauf tastend füreinander gesichert werden kann. Denn wer sich gleichwie, aber ungefragt, berühren lassen muss, dabei herumgezerrt,

hochgehoben und wieder abgesetzt, hin- und hergeschoben, geschüttelt, gedreht und gewendet, gedrängelt, abgedrängt, bedrängt wird und anderes mehr, hat kaum eigenen Spielraum für das gemeinsame Gestalten derartiger Ereignisse: Halten die fremdhilfeleistenden Begleiter des Rollstuhlfahrers einseitig die Macht über den Einsatz des Kontakts an dem fremden Körper, so haben sie dessen Gesicht der Würde weitgehend in der Hand. Allerdings ist hier nicht davon auszugehen, dass sie das Skript für die mächtige Rolle selber schreiben, sondern dies für sie verfasst wird oder anders: sie werden von einer allgemeiner gültigen Berührungsordnung in diese Rolle gesetzt, infolgedessen sie die Machthalter, die Hilfeempfänger die Untergebenen spielen, die diese Rolle übernehmen oder ablehnen wie spannungsaushaltend nuancieren können. Sind leibliche wie soziale Ordnungen auf das Leben hin gespannt, so mag das zwar von dem Wunsch nach reibungslosen Berührungsabläufen abbringen, aber solange es noch um zwischenmenschliche Reibung gehen darf, ist eher vielfältiges Gelingen, denn einspuriges Optimieren zu wünschen. Hierfür lässt sich für Berührungspraktiker an eine „‘therapeutische‘ Berührungsordnung“<sup>180</sup> denken, die von Mitberührung laufend fortgeschrieben und auf Berührungsereignisse jenseits von körperbedingt auffälligen Machtgefällen und Hautkontakten übertragen wird, denn auch auf scheinbar fraglos gehaltenen Machtgeraden und mit Worten oder Blicken möchte niemand ungefragt hin- und hergeschoben, gedrängelt, abgedrängt, bedrängt werden. Der taktisch weise gesichtswahrende Takt schreibt an solchen Berührungsordnungen mit und wird davon mitgeschrieben, ohne der Ordnung, die einer Berührungsordnung zugrunde liegt, bloß zu dienen und die Anpassungsgestörten zu heilen.

Nun arbeiten Berührungspraktiker, die berufsbedingt anderen auf den Leib rücken bis unter die Haut gehen, meist mit Berührungsordnungen, in denen sie heimlich zweierlei verstecken können: ihr intuitiv richtig liegendes Berührungsgefühl und ihre verschieden ritualisierten Abläufe, ausgerichtet an Krankheitsbildern, Therapieansätzen, Hygienevorschriften, Kommunikationsregeln, Trainingsplänen, Tagesstrukturen und anderem mehr. So geht es in einer therapeutischen, wenn bloß ordnungsdienlichen, situationswartenden, Berührungspraxis<sup>181</sup> nicht selten

---

<sup>180</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 13.

<sup>181</sup> Vgl. Schürmann 2020, S. 152; ist Therapie die strenge Dienerin der Ordnung gesellschaftlicher Dinge, die gesellschaftlich Einzelnen nichts als daraufhin inspizierend und behandelnd?

monologisch zu, d. h. akute Berührungsfragen bleiben ungefragt, da Berührungsworte gewusst oder gefühlt schon vorliegen, im konkreten Kontakt nur noch eingeflüstert werden. Das heißt nun nicht, dass der Berührungsalltag für machthaltende Praktiker harmonisch läuft, nur weil sie sich an ein inneres und äußeres Regelgeländer klammern (können), denn bei alledem fällt für sie nicht aus, auch berührt und darüber entmachtet zu werden. Erhält ihr Klammern aber eine allgemeine, nicht nur situative, Rechtfertigung, dann werden die gleichwohl aufkommenden Probleme schnell zur allgemeinen Nebensache gemacht oder geraten für den nur entmachten, nicht auch ermächtigenden, Berührten zur persönlichen, Opferrollen erstellenden sowie haltenden, Hauptsache. Der Tastsinn als Kontaktsinn schließt solche einseitigen und öffnet wechselseitige, weltoffene wie mediale Zugänge. Wer nicht beruflich, eher privat berührungspraktisch unterwegs ist, mag vor weniger fertigen Antworten, mehr offenen Fragen stehen, was den Berührten wie Berührenden aber nur zugutekommt, wenn das situativ Offene nicht einsam, sondern gemeinsam geschlossen wird. Auch hier gilt, dass ein ungefragt zart bis grob, engagiert bis nachlässig platziertes Anfassen, das bei einem Sich-Befinden in seiner Umgebung bleibt und sich auf kein Ich/Du-Wir-Befinden einlässt, für sich das von der Gewalt der konkreten Situation durch andere ausgehende Reibungsrisiko und zugleich die Reibungschance entsorgt:

Exzentrische leibliche Selbste müssen selbst Formvorgaben im eigenen Umweltbezug schaffen, um so zu einer neuen Sicherheit in ihren leiblichen Umweltbeziehungen zu kommen. Für exzentrische leibliche Selbste gibt es keine vorab festgelegten Sensibilisierungen für bestimmte andere Weisen des Sich-Richtens auf die Umwelt. Diese Sensibilität einzugrenzen und diese Grenzziehung zu stabilisieren, wird zu einer Aufgabe.<sup>182</sup>

Soll die leibliche Differenz für ein würdiges und würdigendes Umgangsleben zugunsten differenter, für sich wie einander unergründbarer Seelen erhalten bleiben, so mag ein Nichts-mehr-anfangen-Können durch ein ergreifendes, übergriffig werdendes Berühren den Berührenden eine überschrittene Umgangsgrenze anzeigen und die Daseinssituation nicht mehr abbilden; immerhin bildet sie als ein grenzüberschreitendes Berührungseignis die laufende Ich/Du-Wir-Beziehung in

---

<sup>182</sup> Lindemann 2015, S. 215.

einem atmosphärischen, den Leib sekundlich formenden Miteinander, in dem sie sich aufeinander einspielen, das so-oder-anders verlaufende Jetzt routiniert auf ein Mit bringen, auf dass es zu einem Miteinander-etwas-anfangen-Können mit nächsten Gelegenheiten kommt: über einen anderen Berührungssinn und antwortfindende als ausdrucksabnehmende Lektüren in ihren Rollen-als.

## 4.1 Ein anderer Berührungssinn

Taktvolle Berührungspraktiker beachten, dass selber berührt wird, wer andere berührt, damit von anderen entmachtet wird, wer sich selber ermächtigt: Als Mitmenschen über Mitberühren im Kontakt, sich aufeinander einlassend und auch wieder voneinander ablassend, kennen diese Praktiker vor allem Mitberühren kein entschiedenes Entweder–Oder einer Berührung mit oder ohne Takt, schon gar nicht von „taktvoller Berührung und taktlosem Zugriff“,<sup>183</sup> denn wie ein zart gedachtes, aber plump geratenes Berühren eine gesichtsschädigende Grenze überschreiten kann, vermag ein ausgehandeltes festes Zugreifen davor Halt zu machen. Steht in der gemeinsam aufgesetzten Berührungsordnung, dass der zupackende Griff für sinnvoll erachtet und gewünscht ist, um den bewegungseingeschränkten Körper von hier-nach-dort zu bewegen, dann gilt, was für diese-und-nicht-jene Umgangslage ausgehandelt wurde. Dasselbe kann auch für fernsinnige Gesten vereinbart werden, um ein missliches Verstehen und Behandeln einzuschränken. So ist ein wie auch immer gestaltetes Berühren würdevoll wie einander würdigend, *wenn* die Bedingungen für die obere Beachtung stimmen. Diese Aufgabe geht immer zugleich an alle Umgangsleute, nicht nur an die Umgangsmächtigen: Angenommen, der genannte Rollstuhlfahrer und seine Begleiter geraten durch das überraschende Hindernis des unbefahrbaren Sandweges in eine Umgangskrise, da die geplante eigenständige Rollstuhlfahrt zum Meer durchquert wird und es zwischen ihnen keine alternativen Absprachen gibt. War die Atmosphäre bis dahin von beidseitiger Vorfreude, so ist sie jetzt von einseitiger Hilfsbedürftigkeit, von gemeinsamer Planlosigkeit und einem situativen Unverständnis geprägt. Augenblicklich ist „die *Gemeinsamkeit* des Atmosphärischen nicht gegeben“,<sup>184</sup> da nicht allseits fraglos klar ist,

---

<sup>183</sup> Depner 2000, S. 28.

<sup>184</sup> Schürmann 2005, S. 140, Hervorhebung im Original.

was sie hier (füreinander Gutes) zu tun haben. Nun kommt es ganz darauf an, ob die helfenden Hände sofort auf eingespielte Umgangsantworten zugreifen oder ob sich alle im Augenblick der Lage voneinander berühren lassen, um sich darüber aufeinander einzuspielen. Da sie keineswegs „den Sinn für Atmosphärisches überhaupt verloren“ haben, sondern nur mit einem „anderen Atmosphärischen, also einem anderen Bewegungssinn“,<sup>185</sup> zu tun bekommen, können sie dort auch eine andere Gemeinsamkeit herstellen, in der Berührungereignisse wie Hochheben, Tragen, Absetzen des Rollstuhlfahrers durch die Begleiter im Rahmen des beziehungs- und situationshaltenden Takts bleiben. Aufeinander eingespielte als routinierte Mitberührungereignisse sind dann und nur dann solche, wenn nicht jeder nur für sich und gewohnheitsgemäß, sondern immer auch füreinander, in einer über ein laufendes Mit-Machen erworbenen Gewandtheit, ins Spiel mit Routinen geht. Dies ist im besten Fall auf fernsinnig mitberührende Kontakte übertragbar, da der verbal oder mimisch beeindruckte und dies ausdrücklich machende, divers voreingenommene Leib immer dabei ist, um das Jetzt-auf-ein-Mit zu bringen.

### *Der routinierte Takt*

Wer also in „unaufhörlichem Kontakt mit der Welt“<sup>186</sup> ist, dem ist das Routinierte als das Gewandte näher als das Gewohnte. So müssen plötzliche Berührungshindernisse nicht mit blind machenden, nur mit anderen Augen angeschaut werden: Wer etwa körperlich oder seelisch Versehrte blind auf Hilfsbedürftigkeit fest schreibt, sieht und würdigt deren Eigenständigkeit unzureichend; wer Familie in einem schönen Familienleben verortet, kann dort ein friedliches Miteinander und die Friedlichen nicht erkennen, wer hier auf unbedingten Frieden besteht und auch Kampf bekommt, übergeht die Kämpfer; wer nur Leistung will und ein Glücken erhält, übersieht das Geglückte und die glücklichen Gesichter; und so weiter. Wer dagegen in aller Gewandtheit das sich wie auch immer darstellende Jetzt-auf-ein-Mit nehmen kann, lebt mit den eigenen wie anderen Antworten, „ein ständiger, offener Fluss, ein fortschreitendes Ineinanderwirken von Aktion und Re-Aktion“,<sup>187</sup> was zu

---

<sup>185</sup> Schürmann 2005, S. 140.

<sup>186</sup> Becker 2011, S. 185.

<sup>187</sup> Ebd., S. 186f.

keinem Zeitpunkt zu einer Deckungsgleichheit, nur zu einem in aller Vielfalt voll verschränkten Miteinander führt:

Denn durch die Atmosphären, die sich im Wechselspiel von Individuum und Umwelt entfalten, bricht nicht nur immer wieder neu das Andere hervor, sondern durch die hier offensichtlich werdende Pluralität und Mehrseitigkeit von Beziehungen und Sichtweisen ergeben sich immer wieder auch Chancen für Neudeutungen, Umformungen und Verwandlungen. [...] Statt eine Entgrenzung [...] anzustreben, wo Spalten und Brüche zwischen Natur und Kultur, Organismus und Artefakt, Subjekt und Objekt negiert würden, scheint es eher notwendig, sich diesen Verflechtungen und Verschiebungen immer wieder neu zu nähern [...].<sup>188</sup>

Der kontaktierende, tastend-sichernde Takt hält für leibrückende Berührungspraktiker wach, dass sie sich immer nur annähernd annähern, zugunsten ihrer Unergründlichkeit nicht gründlich berühren können, höchstens insofern nicht berühren, denn man kann „von Takt und von Kontakt ohne Kontakt nur da sprechen, wo ein Gesetz das diktiert oder vorschreibt, gebietet, was nicht (natürlich) ist“.<sup>189</sup> Der aufeinander einspielende Takt ist aber nun mal kein diktierender Gesetzgeber oder vorschreibender Gebieter, immer nur ein routinierter als situativ gewandter Antwortfinder und entsprechender Ausdrucksabnehmer für hautnahe, aber auch für hautferne Berührungseignisse, sofern sie sich in einem Mit-Feld abspielen.

## 4.2 Antwortfindende Lektüren

Angenommen, gelesene oder gehörte Worte als geschriebener, gesprochener Text, geschaute Bilder im weiten Feld der Kunst, in virtuellen Sphären und anderen medialen Räumen sind Vermittler in Sachen Berührung. Sie stellen Kontakte her, berühren und machen vor, wie es ist, berührt zu werden. Hierfür schaffen sie Atmosphären, lassen Vergangenes und Zukünftiges im Gegenwärtigen lebendig werden, führen auf gerade Wege, Umwege und Abwege, nehmen Leser, Zuhörer, Zuschauer

---

<sup>188</sup> Becker 2011, S. 188.

<sup>189</sup> Derrida 2007, S. 89f.

an die lange bis kurze Leine, flüstern ihnen zart bis brutal etwas ein, verbinden sich, manipulieren. Sie bieten ihrem Publikum ganze Bedeutungsloadungen an, die auf sehr verschiedene Weise abgenommen werden können und eine bestimmte, den Takt einschränkende Form von Gemeinsamkeit schaffen:

Kann ein Text berühren, können Worte berühren? Dann hinterlasse die Lektüre, auch des vorliegenden Textes, den Leser ein klein wenig verändert, hätte ihn an irgendeinem Punkt berührt und von diesem Punkt aus neu definiert. Es wäre eine gemeinsame Oberfläche entstanden, die Autor und Leser verbindet, die aber auch Platz lässt, aktiv zu bleiben, nicht bloß passiv zu rezipieren, wo eine Verbindung entsteht, die öffnet, die einen kurzen Augenblick die Bezüge, die eingespielt sind, hinter sich lässt und einen Zwischenraum anbietet, der neue Gedanken schafft.<sup>190</sup>

Entsteht bei derartigen Lektüren so etwas wie eine gemeinsame, den berührenden Produzenten mit den sich Berühren lassenden Konsumenten verbindende, Oberfläche. Dann verbindet sich die lektürelenkende Kunstgriffigkeit des Produzenten mit einer sich eher passiv haltenden oder auch aktiv gestaltenden Empfänglichkeit des Konsumenten:

Mal hat er wie ein Jäger im Wald das Geschriebene vor Augen, kommt vom Weg ab, lacht und landet einen ‚Coup‘, oder er macht als guter Spieler mal einen schlechten Zug. Mal verliert er die fiktiven Sicherheiten der Realität: seine Seitensprünge schließen ihn von den Sicherheiten aus, die das Ich im gesellschaftlichen Rahmen festhalten. *Wer liest eigentlich? Ich?*<sup>191</sup>

Es ist für den hier verfolgten Zusammenhang nicht relevant, ob sich der brav im Text bewegende von dem wild darin umherhüpfenden Textabnehmer deutlich unterscheidet, sofern es sich nicht gerade um Waschzettel-Texte handelt, die für die treue Ausführung in der Praxis geschrieben werden. So mag es wohl sein, dass ein schöpferisch-erschöpftes Leser-Ich im Wir der gelesenen Dinge von den Dingen spontan berührt wird, allerdings immer nur selbst bestimmt so, anders oder auch

---

<sup>190</sup> Küchenhoff 2007, S. 131.

<sup>191</sup> De Certeau 1998, S. 306, Hervorhebung im Original.

gar nicht. Einem hautnahen Berührungseignis ähnelt es deshalb nur entfernt. Was dort in vermittelter Unmittelbarkeit wechselseitig berührt, einander ermächtigt und zugleich entmachtet, das berührt angesichts der Dinge immer nur einseitig. Produzenten bleiben so einsam wie Konsumenten. Es gibt kein miteinander ausgehandeltes Verbünden, keine Komplizenschaft angesichts des einen und anderen; außer das Medium schafft einen Raum für das Zwischenmenschliche. So wie es in virtuellen Kontakträumen zu sein scheint. Hier sieht es spontan geschaut nach einer Berührung in doppelter Richtung aus, immerhin ist dort zwischen den einen und anderen etwas in Bewegung. Da es dort aber möglichst unter Ausschluss dessen zugeht, was an Unwägbarem nicht wägbare gemacht werden kann und für das Wägbare höchstens der gefühlsgewisse und meisterhafte Takt zuständig ist, bleibt eine gelesene, geschaut, gesprochene oder gespielte Betroffenheit eher regelgerecht oder intuitiv richtig. Der von zwischenmenschlicher Reibung lebende, Täter-Opfer-Rollen wechselseitig haltende, Takt bleibt hier entsprechend etwas außen vor. Es sei denn, das virtuelle Feld schafft einen Spielraum für das nicht schon in aller Voreingenommenheit erlebbare Unwägbare. Auch wenn kein Kontakt völlig unvoreingenommen verläuft, so kommt es doch in der Gewalt konkreter Situationen ganz darauf an, ob die Oberfläche für Berührungseignisse schon auf diese-und-nicht-jene Gemeinsamkeit festgelegt ist oder noch freie Bewegliche zulässt. Dann erst kann das vermeintlich Eingespielte, tatsächlich nur Abgespulte, sich noch aufeinander einspielen, das Miteinander auf das im Moment nicht reibungslos Verlaufende anders eingestellt werden: beispielsweise das Training auf bewegungseingeschränkte Trainierende, das Seminar auf Optimierungsverweigerer, die Elternschaft auf kontaktscheue Elternteile, Geselligkeit auf kleine Revolten, der Ausflug mit Rollstühlen auf das Hindernis des unbefahrbaren Sandwegs: für ein punktuelles Berühren des einen in einer kritischen Nähe zum anderen, ein „Füreinander, das keine ausgezeichnete Position im Hier erlaubt, sondern diese Hier-Position wiederum relativiert, in seinen Augen wie in den Augen des anderen“.<sup>192</sup>

---

<sup>192</sup> Plessner 1967, S. 310f.

## *Wechselseitige Ausdrucksabnahmen*

Wer sich wie der Rollstuhlfahrer und seine Begleiter auf einer gemeinsamen Oberfläche befindet und einander dort über fernsinnige Gesten beeindruckt, gibt wechselseitig etwas zur Ausdrucksabnahme, wodurch es füreinander handhabbar, also umgangstauglich, wird, selbst wenn ihnen hier etwas widerfährt und sie in einen Ausdruck fallen. So mag der Grimm des Rollstuhlfahrers, das grimmig verzogene Gesicht, die dazu eingesetzte Handbewegung, beim ausdrucksabnehmenden Abtasten der Begleiter auf den Ärger über die hinderlichen Umstände hinweisen. Möglich ist aber auch, dass sich darin eine quer dazu liegende Empfindung wie Niedergeschlagenheit oder Ängstlichkeit als Formen von Hilflosigkeit versteckt. Dem Rollstuhlfahrer jetzt mit bloßem Eigensinn die grimmige Maske vom Gesicht zu reißen, um etwas dahinter Vermutetes, intuitiv Wahrgenommenes, freizulegen, mag in einer einsamen Textlektüre noch spannend und harmlos, im virtuell gestalteten Kontaktraum geregelt und gemaßregelt sein, angesichts des nahen anderen dessen Gesicht konkret gefährden. Dies gilt umso mehr, klingen die fallenden Worte tatsächlich grimmig und nicht niedergeschlagen oder ängstlich. Die Lektürelage wird noch einmal komplizierter, wenn die diversen Ausdrucksformen dissonieren, wenn der Grimm niedergeschlagen, fröhlich oder anderswie unstimmig klingt. Dazu kommen mögliche Befangenheiten, die sich in den Ausdrucksabnahmen zeigen, etwa wenn die Begleiter zur Abnahme des Hilflosen tendieren, da sie in ihrer Rolle als Helfer hier erfahrener sind oder es ihnen persönlich, kulturell, auch situativ näher liegt:

Wenn man sagt: ich sehe ihm an, daß er sich schämt, daß er bereit, wütend ist, sich grämt, so heißt das nicht, daß mir das Sein und die Weise seines Scham-, Reue-, Zorn-, Gramerlebens gegeben ist, sondern nur, daß die spielenden Formen seines Verhaltens gegeben sind, die in bezug zur Umgebung eine bestimmte Haltung festlegen. Aus Haltungen, Verhaltungen besteht das intersubjektive Miteinander, und dem Verständnisdrang ist Genüge geschehen, wenn in diese sich abwechselnden Haltungen Zusammenhang kommt [...].<sup>193</sup>

---

<sup>193</sup> Plessner 1982a, S. 123.

Da ist viel Spiel im Ausdrucksspiel, aber immer nur wechselseitig. Denn: Wer einen verbalen oder mimischen Ausdruck wie ausgedrückt abnimmt, hat zugleich einen anderen vor sich, der dasselbe tut. Es ist der genannte Gebrauch der Gesten, der eine verständige oder auch unverständige, gemeinsame oder einsame Atmosphäre schafft, nicht die Gesten an und für sich. Die jeweiligen, so oder anders platzierten, Ausdrucksbewegungen sind damit nicht auf etwas Eigentliches zu erforschen, sondern nur füreinander auf situative Richtigkeit oder einen verständigenden Zusammenhang zu bringen, auch wenn gewisse Grundverständnisse immer mit im Spiel sind. Wer also, wie der Rollstuhlfahrer, seinen Grimm in den Umgang hineingibt, darf im Sinne des aufeinander einspielenden Takts auch erwarten, dass die Begleiter ihm den Grimm, nicht etwa die Hilflosigkeit, Niedergeschlagenheit oder Traurigkeit abnehmen, was möglicherweise den Begleitern sogar leichter fällt als die Abnahme von hilflosen oder niedergeschlagenen, weinerlichen bis schluchzenden Ausdrücken, die einen eher einsamen Ernst markieren, der kaum Spielraum lässt für das gemeinsame Spiel damit:

„Je älter wir werden, desto verwickelter scheint auch unser Lachen und Weinen zu geraten, wenn wir es nicht – wie meistens – als spielerische Gebärden vorab einsetzen, um nicht ungespielt ins Lachen oder Weinen fallen zu müssen. [...] Wir können uns im ersten Moment unsicher sein, ob wir gespieltes Lachen oder Weinen von ungespieltem unterscheiden können. Aber es ist uns intuitiv klar, dass wir zumindest den Situationen des ungespielten Weizens vorbeugen sollten oder, falls es schon zu spät ist, mithelfen sollten, sie möglichst bald zu beenden.“<sup>194</sup>

Ausdrucksbewegungen als spielende Formen des Tuns anderer kennen mindestens drei Abnahmeoptionen. Die für den Takt am wenigsten interessante, da entwicklungshelfende Lesart arbeitet mit dem schaulustigen Seelentaucher, der wie ein Augur tief im Inneren anderer nach scheinbar Unentdecktem fischt, aber dort nur eigenhändig Hineingegebenes an die Oberfläche holt, um es als das Eigene des anderen zu präsentieren. Die nächste uninteressante Lesart bleibt gleich an der Oberfläche, um sich dort voll auf das Verstehen von bereits kulturell fest

---

<sup>194</sup> Krüger 1999, S. 126.

gerahmten Ausdrucksbildern zu konzentrieren, unbesehen vom Einzelnen und dem konkreten Kontext:

Jeder weiß aus Erfahrung, wie unsicher die Deutung bleibt, wenn sie nur das Ausdrucksbild zur Verfügung hat. [...] Sie ergibt sich eben erst aus der Situation und ihrem zweckhaft, zielmäßig oder in welchen Intentionen immer begründeten Sinn.<sup>195</sup>

Interessant wird es für den Takt erst dort, wo sich das Ausdrucksbewegte füreinander sinnvoll, nicht nur eigensinnig an plötzliche und wechselseitige Berührungssituationen gebunden, zeigen darf: Ein so genanntes *frozen face* kann mit großem innerem Leid, ein *still face* mit fehlender mütterlicher Empathie verbunden werden, was aber vor allem dann plausibel wird, wenn diesen Deutungen im Vorfeld gewisse Annahmen, etwa eine daran orientierte psychische Diagnose, untergestellt werden. Diagnoseologisch lässt sich dann von einem schockerstarrten Gesicht auf traumatische Erfahrungen schließen oder auch emotionale Unsicherheit bis Autismus aus einem mimisch eingeschränkten Muttergesicht folgern. Wer diese Diagnosen nicht hat, kennt oder an ihnen vorbei auch woandershin schaut, um sich an den gemeinsamen Kontext, die konkreten Erfahrungsmomente zu halten, für den öffnen sich noch andere Wege der Ausdrucksabnahme: Eingefrorene Gesichtszüge können auf ein *poker face*, eine spontane Selbstschutzaktion oder einfach nur darauf hindeuten, dass beim Umgang miteinander nicht immer nur mit Wärme, auch mit Kälte zu rechnen ist. Stille kann dem Menschengesicht von Geburt an mitgegeben sein, dann erweist sich die mimische Gesichtsmuskulatur als eingeschränkt bis sporadisch gelähmt; sie kann durch Unfälle oder gesichtschirurgische Eingriffe entstehen, sich im Lebensverlauf einstellen wie auch gezielt gewählt, also inszenatorisch eingebracht, werden. Berührt Stille im Umgang, so wird beim Miteinander-Absprechen, Sich-aufeinander-Einspielen deutlicher und damit deutungsleichter, *wie* es die Einzelnen und das Miteinander berührt: Ob die helfende Hand in pflegerischer, zärtlicher, freundschaftlicher oder erzieherischer Absicht berührt, lässt sich nicht ohne den situativen Verlauf füreinander versichern.<sup>196</sup> So mögen Gesicht, Hand, Körper

---

<sup>195</sup> Plessner 1982a, S. 126.

<sup>196</sup> Vgl. Fritz-Hoffmann 2017, S. 17, der am Beispiel einer Rollstuhlfahrerin beschreibt, wie sehr pflegerisches und zärtliches Berühren für die Berührte ineinander übergehen

durch den Wandel der Zeiten gemeinsame Geschichten erzählen, von den Kunstwelten unterstützt, irritiert wie diskutiert, Gesten von Grimm und Stille, von Pflege und Zärtlichkeit, von Freundschaft und Erziehung, ein Augenzwinkern, Schulterzucken, die erhobene Hand, der Zeigefinger an der Nase, die flache Hand vor dem Mund, ganze ausdrucksbewegte Szenen zu öffentlichen Codes gemacht, wieder abgesetzt, variiert werden<sup>197</sup>: Heutige Ausdrucksabnehmer sind nicht fest an der deutenden Hand, weshalb takthafte Berührungspraktiker von ihrem jeweiligen Gegenüber weder innere noch äußere Wahrheiten, nur füreinander situative Richtigkeit abnehmen. Die Praxis des mitberührenden Takts achtet wesentlich auf radikal werdende Gefahren, die vor lauter machgebietendem Wir kein Ich oder auch vor lauter bloß eigensinnigem Ich kein Wir mehr finden lassen. Hierfür tasten und sichern sie verständnisvoll die gemeinsame Oberfläche auf einander verständigende Zusammenhänge oder atmosphärisch Gemeinsames ab, damit alle Umgangsbeteiligten in ihren selbst übernommenen oder auch von anderen für sie bestimmten Rollen als „in und mit der Rolle spielen“<sup>198</sup> können, immer auch „virtuelle Zuschauer [ihrer] selbst und der Welt“<sup>199</sup>.

### 4.3 Mit-Spieler – Mit-Menschen

Im Reich der fallweisen Alltäglichkeit entfalten auf Mitberührung Spielende über Ausdrucksbewegungen ihre situativen Rollen für wechselseitige Abnahmen, „lösen sich von sich ab, verwandeln sich in andere. Sie spielen ein anderes Sein“,<sup>200</sup> figurieren, geben diese-oder-jene Figur ab, verkörpern eine „Figur mit dem eigenen Leibe“<sup>201</sup> und stehen dabei immer auch hinter der Figur, die sie verkörpern,<sup>202</sup> um füreinander

---

können, wenn das Berührt-Werden den Alltag prägt.

<sup>197</sup> Vgl. Geertz 2003, S. 11: „Sobald es einen öffentlichen Code gibt, demzufolge das absichtliche Bewegen des Augenlids als geheimes Zeichen gilt, so ist das eben Zwinkern. Das ist alles, was es dazu zu sagen gibt: ein bißchen Verhalten, ein wenig Kultur und – voilà – eine Gebärde.“

<sup>198</sup> Schürmann 2014a, S. 811.

<sup>199</sup> Plessner 1982c, S. 411.

<sup>200</sup> Ebd., S. 404.

<sup>201</sup> Ebd., S. 407.

<sup>202</sup> Ebd., S. 408.

nuancierende Antworten zu finden, die nicht der Figur, und damit einer Umgangseintönigkeit, verfallen. Wer derart spielt, dem geht es nicht um die eigene nüchterne, schwermütige, quirlige, grimmige, brave, schrille, stille oder wie auch immer ausgefüllte Darbietung, denn sie ist immer „wahr, jede auf ihre Weise“.<sup>203</sup> Eine takthafte Berührungspraxis hat insofern auch nicht das Spiel im Sinn, sondern die divers figurierenden „Menschen in der „Wir-Form des eigenen Ichs“, für die sich im Moment der Mitberührung entscheidet, ob sie auf einer gemeinsamen Oberfläche, in einem atmosphärisch Gemeinsamen sind oder nicht: Der eigenhändig über den glatten Asphalt rollende Rollstuhlfahrer gibt dabei immer nur eine andere, aber keine schlechtere Figur ab, als wenn er plötzlich im Sand steckenbleibt, ebenso wie der körpertechnisch, kommunikativ oder anderswie versierte Begleiter nur anders, aber nicht besser figuriert, als wenn er sich situativ in alldem orientierungslos zeigt. Dies gilt für alle Lagen eines takthaften Kontakts, deren Verlauf sich an der Gestaltung der Beziehung, dem Mit, ausrichtet. Hier ist nichts an sich schlecht oder gut, schön oder hässlich, denn bleibt etwas unverstanden und der Umgang gerät in eine Krise, dann entscheidet mit dem aufeinander einspielenden Takt nicht jeder Einzelne still für sich, dieses-oder-jenes zu tun, entweder zu sprechen oder zu schweigen, zu grollen oder zu verzweifeln, schrill oder still zu sein; alle am Umgang Beteiligten entscheiden zugunsten von gemeinsamer Verständigkeit für sich und einander, indem sie sich miteinander verständigen, jetzt dieses-und-nicht-jenes zu tun. Gehen der Rollstuhlfahrer und die Begleiter über Worte, Blicke und Handgriffe aufeinander zu, also miteinander Kontakt, so entstehen auf den von ihnen gewählten annähernden Wegen die gesammelten, wechselseitig auch über den Leib laufenden Rituale, Routinen, Wünsche, Ordnungen, die es dann im Umgangsverlauf füreinander zu sortieren wie aufeinander einzuspielen gilt. Höchst krisenwahrscheinlich ist, dass dabei auch zusammenkommt, was nicht unbedingt zusammengehört und zusammenpasst: etwas ein Selbermachen als trotziges Beharren des einen und die helfende Hand als systemökonomische Geste der anderen, Stolz des einen und Mitleid der anderen, Opferhaltung und Autonomiediktat, Scham und Freizügigkeit, also der gewöhnliche, erst in Umgangskrisen auf sich aufmerksam machende Widerstreit von Freiheit und Zwang, Norm und Leben, Realität und Irrealität, Theorie und Praxis. Darf der Kontakt mit der Störung weiterlaufen, d. h. nicht reibungslos verlaufen, so entstehen und zeigen sich füreinander Reibflächen, die mit Takt

---

<sup>203</sup> Plessner 1982c, S. 410.

für diesen, nicht für jenen Moment aufeinander zu bewegt werden. Solange dabei niemand „über dem Leben steht, sondern sich *in* ihm bewegt“,<sup>204</sup> dazu nicht allein, sondern stets mit anderen, lassen sich einander Kontaktierende im Kontakt voneinander verführen, woandershin führen, begleiten, leiten, aber niemals für ewig und in einfacher Richtung. Eine takthafte Berührungspraxis lebt ganz von, mit und inmitten der Gewalt der konkreten Situation. Sie sorgt für möglichst gute Bedingungen dafür, dass das zwischen den Umgangsleuten entstehende einander Beeindruckende, jetzt und füreinander, nicht später und an sich, ausdrucksbewegt wird, ob sie sich nun im hautfernen Spiel mit Mienen, Gesten und mit vagen, „elastischen, ja auch biegsamen Begriffen“,<sup>205</sup> oder auch mit hautnahen Gesten berühren, aneinander rühren, solange sie dabei zwischenmenschlich nuancieren, nicht radikalisieren, ist alles gut.

#### 4.4 Agile Hierarchien

Der bisherige Weg sollte gezeigt haben, dass sich der aufeinander einspielende Takt als im doppelten Sinn fallweise Praxis überall dort einmischt, wo es im Reich der Alltäglichkeit etwas für ihn zu tun gibt. Aber er tut das nur, damit die miteinander verkehrenden Menschen für ihr an sich bewegtes Leben in den zu Strenge bis Erstarrung tendierenden Ordnungen beweglich und wechselseitig berührbar bleiben. Mit Takt werden schützende wie ermöglichende Wege dafür verfügbar, dass sich Mitmenschen überhaupt und immer wieder anders anfassen, das zwischen ihnen Ablaufende erfassen, damit es füreinander fassbar wird und doch nicht ganz zu fassen ist. Takthafte Exzentriker lassen sich aufeinander in der Gewalt der konkreten Umgangslage ein, mit dem Ziel, dort Anschlussstellen füreinander zu finden, aneinander anzuschließen und einander nach Ablauf des Umgangs daraus zu entlassen. Sie verbinden sich miteinander, nicht ohne sich voneinander wieder zu entbinden. Auf diese Weise begrenzen sie im Zusammensein unter anderem entstehende Gleichgültigkeiten, sich der Welt verschließende Berührungsängste, wechselseitiges Antworten behindernde Formalisierungen, gefahrlos bleibende Freiheiten, harmonisierende Maße und Mitten, also das Leben in starren Hierarchien. Zugleich

---

<sup>204</sup> Krüger 2009, S. 72.

<sup>205</sup> Wittgenstein 1993, S. 39.

öffnen sich die Umgangsleute, über gewandte Routinen, das Ausdrücken und Ausdrucksabnehmen mit anderen Augen und weitere anschlussfindende Praktiken, für ein agil hierarchisches Miteinander, über das die Spannung zwischen Stabilität und Fragilität gehalten wird.

### *Ungleichmut*

Indem der Takt Mit-Spieler, d. h. Mit-Menschen zur Welt hin öffnet, schließt er zugleich ihre persönlichen wie beruflichen, öffentlichen wie privaten Räume für das abgestumpft, routiniert, gleichmütig, gleichgültig werdende in mitmenschlichen Angelegenheiten, denn angesichts des anderen ist niemals alles für alle gleich gewusst oder gefühlt gültig, sondern immer auch oder nur etwas für jetzt und für einander:

Mit wachsender Berufserfahrung nehmen leibliche Regungen der Erleichterung und der Fassungslosigkeit in ihrer Intensität ab, bis sie schließlich in einer Art Gleichmut aufgehen, aus dem heraus es einen weder besonders erfreut, wenn jemand gesundet, noch besonders mitnimmt, wenn sich ein Gesundheitszustand besonders verschlechtert. Dieser Gleichmut ist einerseits nützlich [...]. Er kann aber dazu führen, dass man sich irgendwann fragt, wie man so abstumpfen konnte, dass das eigene Gefühlsleben gleichsam eingeebnet wurde und dann auch noch das Privatleben damit ansteckt.<sup>206</sup>

Das Nützliche des Gleichgültigen zielt zumeist auf die Ökonomie von Routinen, auf gezielte und rasche Handgriffe am Fließband der Systeme, hier etwa dem der physischen und psychischen Gesundheit, was aber auf andere Gesellschaftsbereiche wie Erziehung, Bildung und weitere übertragbar ist, in denen der Mensch zum Gegenstand (gemacht) wird, damit es möglichst zu keinen Reibereien und Störfällen kommt. Der Fokus liegt dann darauf, was den eingespielten Gewohnheiten gemäß für sich oder andere sein soll, weniger, was sich einer aufeinander einspielenden Gewandtheit gemäß füreinander hier und jetzt sinnvoll ergeben kann: Beschließt die pädagogische Praxis, hinter den politisch verabreichten Theorien Chancengleichheit,

---

<sup>206</sup> Fritz-Hoffmann 2017, S. 178f.

Inklusion, Integration in Deckung zu gehen, anstatt sie mit allen Beteiligten vor Ort in die Reflexion zu nehmen, um gemeinsam die einander daran bildende Probe machen zu können, dann bewegt sich und berührt wenig situativ auf ein Mit. Das können miteinander Übereinstimmende so handhaben, ansonsten ist es eher eine List der einen, für den eigensinnigen Erhalt der eigenen Ordnung, ohne dass dort das Leben der anderen hineingerät. Darauf steht der mitspielende Takt überhaupt nicht. Er bildet wie gesagt Routinen im Sinne des Gewandten, nicht des Gewohnten, weshalb er im Umgangsleben den streng systemtragenden oder machthaltenden Gleichmut, die genannte Abgestumpftheit oder Gleichgültigkeit und damit auch die Abwehr des zu erwartenden Unerwarteten, die Ängstlichkeit im Umgangsleben bis zur Angst davor begrenzt, oder andersherum: Er entgrenzt das in einer Lage miteinander Machbare, das füreinander Haltbare. Bleibt es dabei, dass das Verkehrsleben in der Spannung von Ordnung und Leben mal so, mal anders fließt, stockt oder steht und selbst dichte Verkehrsräume nicht luftdicht abzuschließen sind, das Stabile und Fragile ein agiles Paar, dann bleibt mit mittelbaren Techniken wie dem unmittelbar Freiheitsgrade schaffenden Takt<sup>207</sup> stets ein unbestimmbarer Rest, worüber das Gleichmütige bis Stumpfsinnige in einem situativen Unruhestand bleibt: für Störanfälligkeit, gegen Reibungslosigkeit, für alles Überflüssige, im-Fluss-Seiende, gegen einen freiheitsberaubenden geistigen Starrsinn, gegen das Gleichgültige und für das Andersgültige.

### *Mit-Berührungsangst*

So soll es hier sein und die Praxis des Takts gegen die gestutzten Flügel des Geistes und eine ruhig gestellte Seele arbeiten, in Ich/Du-Wir-Umgebungen, auch zwischen Nähe und Ferne, solange es dabei um ein wechselseitig füreinander Zusammenhänge schaffendes Berühren als Mitberühren geht und keinesfalls um die allumfassende Versicherung, „sich gegenseitig nicht zu nahe zu treten“<sup>208</sup> mit einem „Takt, pointierter formuliert als Angst vor der gerade in der Lebenswelt strukturell angelegten Zudringlichkeit“<sup>209</sup>. Ein Angst-vor-Nähe geleiteter Takt ist so etwas wie ein

---

<sup>207</sup> Vgl. Harrasser 2015, S. 96.

<sup>208</sup> Schlossberger 2019, S. 159.

<sup>209</sup> Thiersch 1993, zit. nach Zirfas 2019, S. 143.

kleiner Feigling oder auch ein mit falscher Scham behafteter, sich streng einsam haltender Abwehrspieler, mit dem sich der Einzelne vor allem selber etwas Gutes tut, wenn er vor möglichen Eindringlingen in den persönlichen Raum aus Gründen von Schutz-und-Schonung das Weite sucht oder auch Barrikaden errichtet, sich dahinter verkriecht, rüstet und panzert, was bis in eine „Berührungsangst gegenüber dem Leben selbst“<sup>210</sup> führen kann:

Aus Furcht davor, wie sie von anderen gesehen werden, trauen sie sich nicht, offen zu sich selbst zu stehen. Schamgefühl, eigentlich ein Wahrzeichen der Selbstachtung, wird so zu deren Gefährdung. Diejenigen, die ganz darin gefangen sind, hindert es daran, ein unverklemmtes Leben zu führen. Aus einem Übermaß an Takt geraten sie mit sich selbst außer Takt.<sup>211</sup>

Abgesehen davon, dass dieses „sich selbst“, welches es zu achten, zu dem es zu stehen gilt, von sich aus geschaut nicht stillsteht, situativ durchaus klemmen darf und hier das Problem eher dort sein soll, wo sie *miteinander* außer Takt geraten, kann es auch gut sein, dass die unreflektiert von ihrer Angst geführten Taktvollen sich und andere täuschen, wenn sie gütig Fremdschonen vorgeben und eigentlich Selbstschonen meinen. Aber mit dem Takt wird weder radikal auf Abwehr noch auf Freizügigkeit gespielt. Da es mit ihm nicht um das Spiel, sondern nur um die Mit-Spieler-im-Spiel geht, lässt sich mit ihm höchstens ein Abwehren von dieser-oder-jener Berührung im und für den Umgang gezielt aushandeln. So gesehen arbeiten aufeinander einspielende Takthafte *mit* ihren Berührungsängsten, so wie mit Enge, Weite und anderen Atmosphären im zwischenmenschlichen Raum, nicht gegen sie.

### *Balancieren*

Die Praxis des Takts begrenzt nicht nur Gleichgültigkeit und Berührungsangst, auch das Maß der zwischenmenschlichen Dinge. Sie maßregelt nicht, so wenig wie sie ein Maß fühlt. Allenfalls lässt sie einander verständig fühlen, bedacht ineinander

---

<sup>210</sup> Seel 2011, S. 24.

<sup>211</sup> Ebd., S. 24.

einfühlen,<sup>212</sup> und sucht dann eine „maßvolle Ordnung [...] zu etablieren, die sowohl als starr und auch als flexibel, sowohl festlegend und auch als freilassend, sowohl als traditionell vorgegeben wie als performativ erzeugt, sowohl als verordnet wie als selbstmotivierend etc. gesehen werden kann“,<sup>213</sup> insofern sie das „Ineinander von vorgegebener Ordnung [...] und zu leistender Bemühung“<sup>214</sup> in Gang hält, von einem störanfälligen Gleichgewicht ausgeht, für das den ausdrucksbewegten Umgangsleuten ermöglichende, keine garantierenden, Wege verfügbar sind. Mit Takt gibt es keine mittigen Antworten, keine Balance zwischen zu dicht und zu weit, zu laut und zu leise, zu viel und zu wenig, zu verdeckt und zu offen. Mit ihm wird im Unwägbaren balanciert, nicht die Waage gehalten. Takthafte leben in der Mitwelt, mündige Mitspieler, d. h. Mitmenschen, die in aller Vielfalt und Offenheit denken, tun, leiden und darum wissen, so dass sie im Durcheinander des Miteinanders als leibliche Exzentriker weltoffen wie unergründlich bleiben, allerdings *im* Spannungsfeld von Ordnung und Leben, dem Stablen und Fragilen, nicht etwa außerhalb davon:

Der Appell an die Mannigfaltigkeit des Denkens und radikale Offenheit des Menschen richtet sich an einen schöpferischen Takt gegenüber dem schöpferischen Leben, sowie indirekt an eine maßlose Selbstbefähigung zur Mündigkeit. [...] Dabei oszilliert dieser Moment des Takts um einen fragilen Fixpunkt der Ordnung oder des Chaos, um in exzentrischen Stößen aus dem Rhythmus in eine neue Welt zu gelangen.<sup>215</sup>

Der Aufenthaltsort von den sich in Umgangslagen konkret aneinander herantastenden, also auch ihren Körper einsetzenden, Takthafte ist diese, keine neue, virtuelle, körperlose Welt, mögen auch die Umgangsmomente im wahren Leben noch so brüchig sein. Mit Takt gibt es kein Heil, kein auf Heilung ausgerichtetes

---

<sup>212</sup> Vgl. Ferenczi 1939, S. 383f., der Güte und Feinfühligkeit vor allem beim Intellekt des Analytikers verortet, als ein wechselseitiges Sich-gut-Tun, wobei zu fragen ist, wie das therapeutisch Gute zu nehmen ist, ob es nur diagnosesologisch vorgegeben oder auch zum Aushandeln frei ist.

<sup>213</sup> Burghardt und Zirfas 2019, S. 215.

<sup>214</sup> Ebd., S. 178.

<sup>215</sup> Senkbeil 2020, S. 135, der den pädagogischen Takt poststrukturalistisch wendet, um ihn für ein „grenzenloses Denken als Paradigma des Lebens“ (S. 121) brauchbar zu machen.

krankes Verkehrsleben, nur miteinander im Umgangsverlauf ausgehandelte, füreinander heilsame Umgangsmomente. So ist auch sein „Spiel der Verhüllungen“<sup>216</sup> kein falsch oder richtig verschämtes Verstecken des eigentlichen Ichs, getrieben von Angst vor Entblößung, geleitet vom „Mangel an sozialer Courage“.<sup>217</sup> Er spielt mit Hüllen, weil Exzentriker das so tun, aber nur für das einander verständigende Stiften von situativen Zusammenhängen, auf der Suche nach gemeinsamen Anschlussstellen für nuancierende Umgänge. Dazu gehört, wie gesagt, dass sich alle Umgangsleute aufeinander und den Moment, das Plötzliche, Unwägbar, Unberechenbar einlassen, anders als das ritualisierte höfliche Tun und das anständige Seinlassen, die immer schon wissen, was sie wie tun und lassen müssen:

Jedes Sicheinlassen enthält eine Affirmation des Unbestimmbaren in der Bestimmtheit des Denkens und Handelns. Sich wachen Sinnes auf etwas einzulassen, verlangt entsprechend die Fähigkeit, sich in noch unbestimmter Absicht und Erwartung in eine noch unbestimmte Situation zu begeben.<sup>218</sup>

Tritt der zwischenmenschliche Fall ein, dass alle mit Bestimmtheit wissen, was sie zu tun und zu lassen haben, dann entfällt diese Art von Einlassen und damit auch das situativ Unbestimmte, von dem der Takt lebt, das ihn ewig belebt. Kurz gesagt: Er wird genau dann überflüssig, wenn er nichts mehr im Umgangsfluss zu halten hat, weil darin schon alles, die Richtung mitsamt den richtungserforderlichen Maßnahmen, für alle gleichermaßen endgültig festgehalten ist, mit dem nichts mehr anders und anderes zu tun, was nur noch so-und-nicht-anders abzurufen ist.

---

<sup>216</sup> Seel 2011, S. 24, der die falsche Scham als zwischenmenschlich störende Angst davor, sich (als mündiger, sozial verantwortlicher Mensch) zu zeigen, was bei ihm geradewegs in das Zuviel an Takt führt, dessen Kehrseite wiederum zu einer sozial blinden Unbefangenheit werden kann. Seel spielt mit Tugenden, die zugleich Laster sind, durch Menschen und Situationen Grenzwanderer.

<sup>217</sup> Ebd.

<sup>218</sup> Seel 2002, S. 275.

## *Abstandsregeln und Maskenpflichten*

Es war gesagt worden, dass wer im Umgang „den räumlichen Grundabstand kennt, den die Teilnehmer an einer informellen Unterhaltung zu wahren haben“,<sup>219</sup> in der Regel so viel Anstand besitzt, hier nicht dagegen zu verstoßen, oder so viel Höflichkeit, ihn auch einzuhalten. Wer allerdings Grundabständiges (gerade) nicht kennt, vergessen oder verlegt hat, der kann in einer Umgangslage den Erfahrungstakt aufrufen. Mit ihm muss er sich immer nur für sich und einander situativ zu helfen wissen: Denn Umgangsleute „können nicht alleine stehen, ohne auf die eine oder andere Art zueinander zu stehen“.<sup>220</sup> Werden nun kulturelle Grundabstände durch gesellschaftliche Maßnahmen verändert, beispielsweise über Integration von Umgangsritualen aus anderen Kulturen oder, wie aktuell, über gesundheitspolitische Eingaben, die in Abstandsregeln, mund- und nasenverhüllenden Maskenpflichten sowie Hygienestandards eine andere Kontaktform nicht nur vorschlagen, sondern auch vorschreiben,<sup>221</sup> dann ergehen wie bei Verkehrsregeln, die rechtsverbindlich Sicherheitsabstände festlegen und Abstandsverstöße ahnden, Ermahnungen bis Bußgeldbescheide an alle, die einander zu dicht auf den Leib rücken, den vorgeschriebenen Abstand nicht einhalten oder sich nicht maskieren, begleitet von Distanz-Empfehlungen. Die neu eingeführten Grundabstände und Maskierungspflichten führen zu anderen Berührungseignissen, durch die sich bislang informelle Berührungsordnungen nicht nur erneuern, sondern auch formalisieren. Wohin angeleitete größere Abstände der Mitmenschen zueinander sowie eine geringere Sichtbarkeit füreinander führen, welcherart Gewinne und Verluste sie mit sich bringen, bleibt zunächst unklar. Möglicherweise sehen sich für gewöhnlich sozial Distanzierte eher gewürdigt, weil sie jetzt mit anderen in einer atmosphärischen Gemeinsamkeit des Hautfernen sind und sich weniger dem bedrängenden Leibrücken ihrer Mitmenschen entgegen verhalten müssen; vielleicht bringt der Mangel hautnaher Kontakte aber auch eine Berührungsart mit sich, dem die Erfahrungen des Wechselseitigen mit den bildenden Folgen für hautferne Kontakte fehlt, die durch ungewohntes Maskieren zudem verunsichert werden. Ob dann rechtsverbindliche

---

<sup>219</sup> Seel 2011, S. 25.

<sup>220</sup> Seel 2002, S. 296.

<sup>221</sup> Gemeint sind die im Frühjahr 2020 getroffenen gesundheitspolitischen Entscheidungen, ausgelöst durch die COVID-19-Pandemie.

Abstandsregeln und Maskenpflichten in einer Kultur, die zwischenmenschlich von individueller freier Beweglichkeit und Sichtbarkeit geprägt ist, Gewalt als Widerstand freisetzt,<sup>222</sup> andere atmosphärische Gemeinsamkeiten produziert oder auf Bisheriges zurückkommt, ist noch weit offen und wird zu sehen sein. Was das Formalisieren des bisher informell angeleiteten Umgangs aber erkennbarer werden lässt, ist die Verschränkung individueller Regungen und gesellschaftlicher Regelungen, da sich nichts an Abstands- und Maskierungsbedarf zu regen vermag, was nicht schon durch das bisherige Miteinander mit geregelt ist.

Da kann schon Irritation aufkommen: wer sich bisher und mit politischem Segen radikal gegen das Verschleiern, Verhüllen, Maskieren anderer gestellt, diese als Unterdrückungs- oder auch Täuschungsmanöver moralisiert hat und jetzt sein wahres Gesicht nicht immer und überall zeigen kann, oder wer körpernahes Begrüßen kennt und jetzt nicht einmal mehr Händeschütteln darf. In diesem Feld der Widersprüche und Zwickmühlen werden Kontakte im Verkehrsleben zu einem kleinen Abenteuer der Gesten, das die Menschen aber nicht allein, sondern als Mitmenschen, also mit anderen eingehen. Wie sie jetzt voreinander auftreten, einander anschauen und ansprechen, können sie nicht wie gewohnt abrufen, sondern dürfen oder müssen es spontan miteinander ausmachen, sich dabei gegebenenfalls mit Ungewohntem behelfen, einander aushelfen, also auch zu einer anderen atmosphärischen Gemeinsamkeit verhelfen. So wird zwar von der Politik zum Schutz für den Einzelnen und einzelne Teilsysteme der Gesellschaft eine andere Kontaktform verbindlich eingeführt, aber für die Mitmenschen in konkreten Umgangslagen (noch) nicht näher ausgeführt. Anders als in den Übergängen zur Moderne, in denen der mächtiger werdende Mensch als Individuum und Bürger die verbindlichen Konventionen bricht, um unverbindliche Kontaktformen wie den Takt einzuführen, allerdings zumeist nicht ohne zugleich seine mangelhafte Sicherung der brüchig gewordenen Konventionen zwischen Freiheit und Gefahr zu beklagen, was er als Moderner aber nun mal nicht begradigen kann, da er beim Eiertanz zwischen dem „unbestätigten Anspruch der Konvention und dem ungebärdigen des Individuums“<sup>223</sup> selber mitmacht. So werden die frei und gefährlich miteinander Lebenden

---

<sup>222</sup> Die Abstands- und Maskenpflichten können mit Gewalt verteidigt oder auch bekämpft werden: verbal und körperlich ausgeführt sein, vom Einzelnen und einer Gruppe ausgehen.

<sup>223</sup> Adorno 1951, S. 37.

ihre vielfältigen Umgangsprobleme mit einem eiertanzenden Takt nicht auflösen können, sondern aushalten müssen, da sich erst im Verlauf und durch situative Mitentscheide herausstellt, ob sie zu günstigen oder ungünstigen Gelegenheiten werden. Soll die „in sich gebrochene und doch noch gegenwärtige Konvention“<sup>224</sup> in den Brüchen lieber nicht hingenommen, sondern über verbindliche Neuaufgaben gekittet werden, dann ist wiederum ein Takt gefragt, der bereits vor Eintritt der Gewalt konkreter Situationen weiß, was er wie und woraufhin zu tun hat, der auf freiem Feld mit einem wegleitenden Gelände arbeitet, oder der in hierarchischen Ordnungsgefügen lebt, um dort die Einzelnen auf das Gemeinsame einzustimmen:

Der Takt ermöglicht es dem sich bewegenden Menschen, eine Situation in Sekundenschnelle zu erfassen. Takt ist die Fähigkeit und die Kunst, einen Fixpunkt zu erfassen, bei dem innerhalb einer Bewegung die beste Balance zu finden ist.<sup>225</sup>

### *Der schematische Takt*

Da diesem Takt das Umgangsziel schon bekannt ist, bewegt er sich mit anderen, die sich ganz genauso bewegen, also in einem schon eingespielten, nicht erst sich aufeinander einspielenden Miteinander sind; außerdem ereignet sich Mitberührung in dem genannten Sinne des sozialen Berührens, ohne sich zu berühren.<sup>226</sup> Dieser Takt tastet ausschließlich, um eine gegebene Ordnung zu sichern, und nicht, um sie für die Mitmenschen darin weltoffen zu halten. Er lebt nicht in Freiheit und Gefahr, in der Spannung zwischen Ordnung und Leben, die es durch Miteinander-Bewegen und Einander-Berühren zu erhalten gilt. Er ist eher wie die um das Gute und Schöne immer schon wissende, über ritualisierte Gesten laufende europäische Höflichkeit – oder wie der Takt in Japan:

Meine Hypothese geht dahin, dass das ostasiatische Denken sehr stark an einem geometrischen (geomantischen) Weltbild orientiert ist, in dem es

---

<sup>224</sup> Adorno 1951, S. 37.

<sup>225</sup> Suzuki 2014, S. 298f.

<sup>226</sup> Vgl. Goffman 1982, S. 108.

einen perfekt geordneten Ausgangspunkt gibt. Wir wissen, dass es ein vergleichbares Weltbild in Europa durchaus auch gegeben hat, doch muss man sich in Ostasien wohl sehr grundsätzlich die Idee einer Schöpfung, bzw. eines gott-orientierten Menschen wegdenken. Damit entfallen die Idee des individuellen Auftrags – und eigentlich auch die Idee der Selbstbestimmtheit – zugunsten des schematischen Auftrags, Koordinaten einzuhalten oder wiederherzustellen.<sup>227</sup>

Angenommen, es geht um das Miteinander im Erziehungs- und Bildungsbereich, dann ist es nicht dasselbe, ob schon diese-oder-jene Erziehungs- und Bildungsordnung gegeben ist, die nur noch von denen, die erziehen und erziehen, bilden und gebildet werden, ordentlich, hier mit Takt, bedient werden muss, damit keiner der Erziehungs- und Bildungsleute sein Gesicht verliert, oder ob sie gehalten sind, im Miteinander erst noch zu einer Erziehungs- und Bildungsordnung, einer atmosphärischen Erziehungs- und Bildungsgemeinsamkeit zu kommen, damit sie voreinander ihre Gesichter wahren bzw. auch mal zugunsten von Tränengewinnen oder anderen Seelenbleasuren verlieren können. So gesehen „zielen der japanische Takt auf den (individuellen) Einklang im Gemeinsamen und der deutsche Takt auf das (kollektive) Einklingen in die Individualität“<sup>228</sup>:

Während der japanische Takt das Verhalten in einzelnen Schritten reguliert, ist der europäische Takt auf eine Kreativität der Beteiligten angewiesen, die die Situation je nach Problematik „retten“ müssen.<sup>229</sup>

Der kreativ rettende Takt ist der hier schon abgewiesene Antwortgeber als ordnungsregulierende, heilende, erlösende, befreiende Praxis, anders als der taktisch weise gesichtswahrende Takt, der nur die gegebene Ordnung für sich und einander beweglich hält, heilsam wirkt, situativ Umgangslösungen finden lässt und Freiheit als Weltoffenheit schafft. Mit ihm ist selbst eine „Übereinstimmung mit

---

<sup>227</sup> Burghardt und Zirfas 2019, S. 196. Das Zitat ist eine schriftliche Anmerkung von Peter Ackermann, der sich umfassend mit dem pädagogischen Takt in Japan befasst hat; vgl. auch Ackermann 2015, S. 161–180.

<sup>228</sup> Burghardt und Zirfas 2019, S. 196.

<sup>229</sup> Ebd., S. 272.

sich selbst<sup>230</sup> nicht ohne die Übereinstimmung mit anderen zu haben, also selbst zu bestimmen und von anderen bestimmt zu werden, immer für jetzt, nicht für immer. Er hat keinen anderen Erziehungs- und Bildungsplan, außer jenen der Weltoffenheit für das Finden, Erfinden und Aushandeln von Anschlüssen im mitmenschlich auszuhaltenden Spannungsfeld von Nähe und Distanz, Klugheit und Dummheit, Kampf und Hingabe, Spiel und Ernst, Gefahr und Sicherheit, wie er keinerlei „rettende Auskunft zwischen den entfremdeten Menschen“<sup>231</sup> gibt, die sich und einander immer irgendwie Unbekannte bleiben dürfen. Sie stehen auch nicht in Freiheit und Einsamkeit allein „für sich selber ein“<sup>232</sup> vielmehr in Freiheit und Zwang einsam und gemeinsam. Der Takt ist von daher kein Bewahrer des Guten, Schönen und Wahren, es sei denn der Umgangsplan hat das Gute, Schöne und Wahre allgemein festgelegt, damit die Menschen mit einem folgsamen Takt darauf hingeführt werden; wenn nicht, dann liegt das Woraufhin in den Händen der Mitmenschen, die sich in der Gewalt der konkreten Lage aufeinander einlassen und deren Verlauf verantworten. So kann und muss mit Takt nicht gegen verdünnte Konventionen vorgegangen werden,<sup>233</sup> die fehlende Substanz der Konsumenten beklagend, die er mit bildet und die ihn bildet, oder bedauernd, die Umgangsmitte nicht schnell genug gefunden zu haben, wobei sicher gelegentlich auch beste Balancen über sekundenschnelles Erfassen eines situativen Fixpunktes gefunden werden können. Aber der Entscheid darüber liegt weder in den Ordnungen noch in inneren oder äußeren Wegleitungen; er findet sich immer nur im Umgangsverlauf der sich miteinander bewegenden, einander berührenden Mitmenschen, bzw. wird von ihnen gefunden. Das ist nicht viel und doch viel, solange rechtsverbindliche und formelle Kontaktformen auch informelle Wege nehmen und der Takt nicht für den machterhaltenden Zweck missbraucht wird, entweder das eine und einzig wahre kollektive oder individuelle Gesicht zu bedienen, sondern nur die jetzt geradeso und nicht anders voreinander auftretenden, sich einander zeigenden Gesichter der Umgangsleute zu wahren, indem er füreinander Anschlüsse oder Anknüpfungen findet oder erfindet.

---

<sup>230</sup> Burghardt und Zirfas 2019, S. 197.

<sup>231</sup> Adorno 1951, S. 36.

<sup>232</sup> Ebd.

<sup>233</sup> Vgl. ebd., S. 38.

## *Anschlüsse (er)finden*

Wenn es eine verbindliche Aufgabe des Takts gibt, dann ist es die, in der Umgangslage füreinander Anschlüsse zu finden oder zu erfinden. Insofern ist er ein Orientierungsbehelf, falls dem einen angesichts des anderen im Moment der Umgangslage nichts Zusammenhänge Stiftendes zu tun und zu lassen einfällt. Dabei lässt er sich nicht darauf reduzieren, ein Laster oder „eine Tugend der zurückhaltenden sozialen Berührung“<sup>234</sup>, eine vornehme oder einfühlungsvermögende Schonformel zu sein:

Vor lauter Vornehmheit versagt man sich das direkte Wort. Vor lauter Einfühlungsvermögen vermeidet man einen offenen Zugang zu anderen Menschen. In den zarten Banden des Takts kann man sich heillos verstricken.<sup>235</sup>

Die von einer Meisterhand oder vom Gefühlsverstand geführte „Gabe der Diskretion“<sup>236</sup> mag versichern, dass es untereinander diskret zugeht, also in richtigem Abstand oder in angemessener Nähe. Aber nur dann, wenn die Gabe ein Hineingeben dessen sein darf, was unter Diskretion verstanden werden soll. Niemand kann *vor* dem Umgang genau wissen, ob es *im* Umgang richtig oder falsch ist, sich in die anderen Belange einzumischen, etwas ans Licht zu zerren, das Prekäre anzusprechen, die weit offene Frage zu stellen,<sup>237</sup> das Angemessene oder Unangemessene zeigt sich erst im Anschlüsse (er)findenden Miteinander. Wer in einen Mund- und Nasenschutz gehüllt, im vorschriftsgemäßen Abstand voreinander steht und keine der gewohnten Umgangsantworten anwenden kann, sich also zunächst nicht zu helfen weiß, obwohl er sich regelkonform verhält, dem fehlt es zumeist nicht an Regungen, etwa der Hilflosigkeit, Neugier, Ängstlichkeit, Provokation oder des Ärgers, wohl aber an Regelungen, nächsten formellen oder informellen Handreichungen, wie er jetzt-und-hier in Kontakt gehen kann. Solange die Gesellschaft ihm nichts der Ordnung halber an die Hand gibt, muss bzw. kann er in der Lage noch selber Hand anlegen, sich mit anderen auf eine gemeinsame Ordnung versuchen, vornehm und direkt, einfühlsam und offen, zart und hart aufzutreten, zahme und wilde Blicke

---

<sup>234</sup> Seel 2011, S. 25.

<sup>235</sup> Ebd., S. 26.

<sup>236</sup> Ebd., S. 25.

<sup>237</sup> Vgl. ebd., S. 25.

werfen, friedfertige und kämpferische Worte sagen. Moderne Umgangsprozesse lassen nicht den einen Menschen in guten Händen eines anderen Menschen sein, ohne ein gemeinsames Aushandeln, was hier situativ gut sein soll und für wen. Dabei läuft die Gefahr immer mit, dass ein Mitmensch, beispielsweise in der gesellschaftlichen Rolle eines Busfahrers, Verkäufers oder gewöhnlichen Passanten, auf Abstand und Maske besteht, während ein anderer das Angeordnete missachtet und zart bis hart rebelliert. Gewohnt, sich in Umgangsspielräumen weitgehend frei zu bewegen, gilt es nun mit Freiheitsentzügen umzugehen, was für offizielle wie inoffizielle Abgeordnete des Angeordneten eine ungewohnte Last sein kann, da sie in der Gewalt einer konkreten Umgangslage maßregeln müssen, ohne eine dahingehende autoritäre Rolle und praktisch werdende Befugnis zu haben. So gesehen legen die aktuellen Eingriffe in die bürgerlichen Freiheitsrechte nahe, dass es einfacher ist oder leichter fällt, werden Kontaktverbote und andere Maßregelungen von einer schon gegebenen gemeinsamen, also aufeinander eingespielten Ordnung aus eingesetzt, da hier die Menschen das Ausführen von Ansagen gewohnt sind und auch als Mitmenschen eng an der Ordnung laufen und sich nicht erst auf eine gemeinsame Ordnung hin bewegen, im laufenden Kontakt aufeinander einstimmen oder einspielen, füreinander Anschlüsse finden oder gar erfinden müssen.

Vorausgesetzt, der Umgang miteinander soll nicht über klassische Hierarchien laufen, und es spricht im modernen Umgangsleben alles gegen ein stures Rangordnen, dann geht die Frage an agile Hierarchien als ein Miteinander zwischen Freiheit und Sicherheit bzw. Gefahr, in dem im Verlauf immer etwas auf dem Spiel Stehendes gesehen wird, worum es zu kämpfen gilt. Wer dagegen Umgangsgefahren, den fallweisen Überfall, rigoros ausblendet, um sich lieber gleich vor anderen in Sicherheit zu bringen, lebt in der genannten Berührungsangst vor dem Leben und bleibt damit für sich, unangetastet von anderen, ohne einander. Mitberührende sind dagegen Agile, die sich mit anderen verbinden, aber nicht ohne von anderen entbunden zu werden:

Wer aber ist das, der sich so verliert und so zu sich findet? Es ist einer oder eine unter Anderen. Es ist jemand Bestimmtes, der sich gegenüber Anderen als jemand erfährt, der anders als die Anderen ist. Alle, die einander Andere sind, können ihre vorübergehende Bestimmung nur in Antwort auf die Anderen finden. Sie können nicht alleine stehen, ohne auf die eine oder andere Art zueinander zu stehen. Dieses Zueinander hat viele Seiten. Es zeigt sich

dort, wo Gründe formuliert werden und ebenso dort, wo mit- und gegeneinander gehandelt wird. Niemand kann *sich* bestimmen lassen, ohne sich von den *Anderen* bestimmen zu lassen.<sup>238</sup>

Der aufeinander einspielende Takt legt den Fokus auf alle, „die einander Andere sind“, und damit auf das Zueinander, die zu gewinnende und auch immer wieder zu verlierende atmosphärische Gemeinsamkeit. Sie will weder für die Praxis auf diverse ordnungsgemäße Kontaktformen eingewöhnen, ein „Vermittlungsprinzip“<sup>239</sup> für das einzig schöne oder gute Woraufhin aufstellen, noch ein bloßes „Antinomiekonzept“<sup>240</sup> sein, mit dem dann in der Theorie die Probleme eines Umgangs zwischen Ordnung und Leben, Freiheit und Zwang, Realität und Idealität bedacht werden, vielleicht mit dem gut gemeinten Rat, sie in der Praxis auszuhalten oder auszuschaftern.<sup>241</sup> In der Praxis des Takts ist zwar das Problem- oder Krisenbewusstsein Bedingung für die Möglichkeit des Umgangs damit, bleibt aber aus fehlender Angst oder auch nur Sorge vor den auf den Leib rückenden bis unter die Haut gehenden Mitmenschen und einem dadurch mitbestimmten Leben nicht dabei stehen. Der das konkrete Zusammensein ins Spiel miteinander bringende Takt lebt von Mitbestimmung, einem gegenseitigen Bestimmen, wie er selber davon belebt wird, wodurch das offenzuhaltende Undichte entsteht, die schmale Lücke, der kleine Rest für weitere zwischenmenschliche Anschlüsse in den und für die konkreten Lagen, Selbst- und Weltoffenheit vorausgesetzt. So soll es hier sein, wer „nicht allein Spielball, sondern Spieler im Geschehen seines Lebens sein möchte“:

In den eigenen Festlegungen Spiel zu haben und Spielraum zu gewinnen, dürfte die beste Weise sein, am eigenen Leben Anteil zu nehmen. Wer diesen Spielraum hat und ihn sich erhält, bleibt ansprechbar – und damit: irritierbar – durch die Welt, die anderen und durch sich selbst. Eben darin liegt die Freiheit eines selbstbestimmten Lebens: im Unbestimmten eine vorläu-

---

<sup>238</sup> Seel 2002, S. 296, Hervorhebungen im Original.

<sup>239</sup> Burghardt und Zirfas 2019, S. 278.

<sup>240</sup> Ebd.

<sup>241</sup> Vgl. ebd., S. 277.

fige Bestimmung und in der eigenen Bestimmung ein Gespür für das Unbestimmte zu haben.<sup>242</sup>

Wer, immer schon Mitmensch, derart am eigenen Leben Anteil nimmt, belebt auch den Spielraum angesichts des anderen und ist insofern selbst- und fremdbestimmt zugleich. In der Rolle von Selbst- und Fremdbestimmten sind Umgangsleute frei für die Zwänge im Umgang mit der vermittelten Unmittelbarkeit, der bestimmenden Unbestimmtheit. Hier sieht die Praxis des Takts eines ihrer wesentlichen Aufgabefelder, hierfür steht der taktisch weise gesichtswahrende Takt und nur in diesem Sinne ist auch die Bestimmung stimmig, die Ferenczi für den Takt in der Analyse gegeben hat: „Sie sehen, mit dem Wort ‚Takt‘ gelang es mir nur, die Unbestimmtheit in eine einfache und ansprechende Formel zu bringen.“<sup>243</sup>

---

<sup>242</sup> Seel 2002, S. 295.

<sup>243</sup> Ferenczi 1939, S. 383.

# Nachspiel

Das Vorspiel hatte mit einer gesichtsschädigenden Szene unter Studierenden begonnen, um auf die unberechenbare Gewalt von Umgangslagen aufmerksam zu machen, mit der Umgangsleute stets zu rechnen haben und hierfür den nicht vorab berechnenden, immer nur *fallweisen* Erfahrungstakt aufgerufen. Da er ganz vom und im Jetzt-auf-ein-Mit lebt, können sich Umgangsleute mit ihm sozial-leiblich miteinander bewegen und einander berühren, auf dass sie (wieder) verständigende Zusammenhänge finden. So zeigt das sich mit der Gesichtsgeschädigten verbündende Handeln der Kommilitonin keine Auflösung des Störfalls zugunsten von Reibungslosigkeit, sondern die über den Takt laufende Annahme von Störung und Reibung, um füreinander Umgängliches auszuhandeln, im nahen Abstand zu sozial-leiblichen Konventionen zugunsten entspannter Gesichter. Der Takt ist ganz offensichtlich keine gemütliche Praxis im ungemütlich werdenden Miteinander, wenn er dem Leben in der Ordnung brav oder auch frech Platz schafft: Prekäres überhört, drohendes Aufprallen umlenkt, geschehene Zusammenstöße herunterspielt oder deren Lektüren uminterpretiert und Ordnungsverstöße umordnet.<sup>1</sup> Im Grunde hat er also nicht viel zu tun, außer sich im Spannungsfeld von Ordnung und Leben zu bewegen, um das eine wissend, für das andere offen, mit dem Ziel, zwischenmenschliche Anschlüsse im Umgang zu (er)finden, die einander unergründlich halten. Und da für ihn das Seelenleben nicht harmoniesüchtig ist, nimmt er selbst die Pein, das Peinliche an, um daraus etwas füreinander werden zu lassen, schöpferisch und zuweilen bis zur Erschöpfung.

So gesehen ist der aufeinander einspielende Takt *die* taktisch weise gesichtserhaltende, praktisch tüchtige,<sup>2</sup> Fachkraft schlechthin, eine kleine Tugend mit lasterhaften Zügen, gleichermaßen „ein Bindemittel des gesellschaftlichen Zusammenhalts und ein Lösungsmittel, das ihn gefährdet“,<sup>3</sup> insofern er für einen würdigen,

---

<sup>1</sup> Vgl. Zirfas 2004, S. 108.

<sup>2</sup> Plessner 1981a, S. 117.

<sup>3</sup> Seel 2011, S. 42, der hier von den tugendlasterhaften Seiten der Neugier spricht, die des Takts gute Freundin ist.

einander würdigenden Umgang die Umgangsleute nicht miteinander verbindet, ohne sie wieder voneinander zu entbinden. Entsprechend kann er das plötzlich oder chronisch Umgangserkrankte nicht heilen, dafür sind meisterhafte oder gefühlsgewisse Umgangsformen zuständig. Er wirkt dort nur füreinander heilsam und überlässt es dem Zufall, ob daraus eine Heilung erfolgt. Wie schon gesagt, kann und muss er dem Umgangsfragilen nicht „mit angemessener Stabilität und stabiler Angemessenheit“<sup>4</sup> begegnen. Was die Praxis des Takts ausmacht, ist das Agile, das wendig Gewandte, in dem es weniger darauf ankommt, dass „das Wissen immer relativ neu verhandelt“<sup>5</sup> wird, wichtiger ist, dass sich ein Mit-Wissen füreinander aushandeln lässt. Einer solchen Mitwisserschaft geht es stets um den Prozess des Mit-Wissens, nicht um dieses-oder-jenes Wissensresultat, vielleicht um die „heuristische Tätigkeit des Findens“<sup>6</sup>, die nur bedingt für eine gegenständliche, aber unbedingt für mitmenschliche Verlässlichkeit als situativ gebunden-entbundenes Zueinander wirbt. Da das Verlässliche in Umgangslagen nun aber stets bedroht und entsprechend umkämpft ist, also Spannungen jederzeit und überall vorkommen, Umgangsleute mit ihnen zu rechnen haben, soll abschließend noch eine zwischenmenschlich alltägliche, dabei gespannte wie unverlässliche Gemütsbewegung ins Spiel gebracht werden. Die Frage ist hier taktgemäß nicht, wie das Gespannte, Unverlässliche möglichst gründlich auszuräumen ist, sondern wie es sich in der Gewalt der konkreten Umgangslage für ein gegenseitiges, Zusammenhänge stiftendes, Verständigen einsetzen lässt.

### *Launen und Lampenfieber*

Laune im guten Verstande bedeutet nämlich das Talent, sich willkürlich in eine gewisse Gemüthsdisposition versetzen zu können, in der alle Dinge ganz anders als gewöhnlich (sogar umgekehrt) und doch gewissen Vernunftprincipien in einer solchen Gemüthsstimmung gemäß beurtheilt werden. Wer solchen Veränderungen unwillkürlich unterworfen ist, ist launisch; wer sie aber willkürlich und zweckmäßig (zum Behuf einer lebhaften Darstellung

---

<sup>4</sup> Sindermann 2009, S. 202.

<sup>5</sup> Senkbeil 2020, S. 131.

<sup>6</sup> Danneberg 2011, zit. nach: Petraschka 2015, S. 602, Anm. 50.

vermitteltst eines Lachen erregenden Contrastes) anzunehmen vermag, der und sein Vortrag heißt launicht.<sup>7</sup>

Angenommen, der Takt gehört zu den Künsten eines launichten, launigen oder auch ermunternden Umgangs. Wer sich in eine bestimmte Stimmung bringt und füreinander eine Atmosphäre erzeugt, in der es „ganz anders als gewöhnlich“, vielleicht sogar widersinnig oder unsinnig zugeht, der spielt gezielt mit dem Üblichen, um in der Lage etwas anderes damit zu machen. Ist also daran gedacht, dass launige Umgänge einander vom Üblichen weg ganz woandershin bringen können und einer Umgangshygiene zuliebe sollen, dann kann es das Umgangsleben mit den untereinander bestehenden Grundspannungen, dem alltäglichen Lampenfieber in Umgangsauftritten, aufnehmen. Ein nachspielender Blick in systembedingt von Spannungen getragene Lebensbereiche kann ihre Bedeutung für den Alltagsverkehr und die dem Takt dabei zugeordneten Aufgaben noch einmal etwas erhellen.<sup>8</sup>

Lampenfieber, Bühnenfurcht oder Vorstartangst steht zumeist für einen psychophysisch gespannten oder angespannten Zustand im Auftrittsleben von Schauspielern, Musikern, Sportlern und anderen Auftrittsleuten: „eine diffuse, gewöhnlich schwache, wenn auch in bestimmten, erwarteten oder aktuellen Situationen des gesellschaftlichen Verhaltens fast lähmende Nervosität“.<sup>9</sup> Wer vor anderen auftritt, hat seine Rolle, sein Skript gelernt, eingeübt und präsentiert sich anderen als Träger dieser Rolle. Die rollengemäße Ordnung ist weitgehend fest, abrufbar, das Einhalten derselben zu erwarten. Darbietende sind darin eingespannt und bewegen sich freudig gespannt bis ängstlich angespannt, also auch furchtsam bis panisch, mit lockerem bis starrem Blick auf das von ihnen zu erfüllende Erwartete: Lampenfieber als Erwartungsstress ist „eine chronische, meist verhaltene Besorgnis davor, daß man diese Situationen nicht mit der erforderlichen Finesse meistern könnte“,<sup>10</sup> weshalb es vor allem dort auftritt, wo nicht damit zu rechnen ist, dass eine temporär ausfallende Meisterschaft als fehlplatzierte Ausdrucksbewegung über gesichtsrettende

---

<sup>7</sup> Kant 1790, S. 336, § 54.

<sup>8</sup> Vgl. Lyman und Scott 1989, S. 71.

<sup>9</sup> Geertz 1983, S. 188, der hier mit dem Begriff des Lampenfiebers (lek) ein vielfach eingesetztes umgangsregulierendes Verhalten der Menschen auf Bali beschreibt, das für gewöhnlich mit Scham oder Schuld übersetzt wird, ohne sich in dieserart bedeutender Sphäre aufzuhalten.

<sup>10</sup> Ebd.

Praxen wie den Takt ausgeglichen wird.<sup>11</sup> Daraus lassen sich diverse Schlüsse ziehen, abhängig davon, wie grundentspannt und dabei effizienzorientiert es auf Bühnen für Bühnenleute und ihr Publikum zugehen soll. Das Nächstliegende ist, Lampenfieber an die erfolgreich behaupteten Rollen, das glatt über die Bühne gehende Spiel zu binden, so dass jeder Lapsus, Fehltritt, jede Entgleisung die Erwartungen enttäuschen muss und dagegehaltende Maßnahmen zu ergreifen sind. Beispielsweise wird versucht, derartige Anspannungen vorsorglich über das Schaffen von Routinen im Sinne des Gewohnten zu überwältigen, was aber nur ansatzweise gelingt, da sich das Unwägbare aus Premierenmomenten nicht herauskürzen lässt. Ein nächster Vorschlag ist deshalb, sie im Auftrittsverlauf über das verteidigende Eingestehen eigener und das schützende Erkennen fremder Bühnenfurcht mit dem stillen Ruf nach einem spannungserlösenden Takt auszugleichen, sei es über feine selbstironische oder mienenspielende, aber immer um Deutungsgnade bitende Gesten.<sup>12</sup> Wo dann der Takt einspringt, fällt das Lampenfieber aus, so dass sich sämtliche Umgangstemperaturen im gemäßigten Normbereich einpendeln. Alles bewegt sich in aller Gemütsruhe auf das Gewöhnliche zu: das Bühnenspiel auf einen störungsfreien Verlauf und guten Ausgang, das Publikum auf erfüllte Erwartungen, die Spieler auf ihren Applaus. Störfälle und Reibereien auf der Bühne werden behutsam und diskret behoben, keiner muss fürchten, dass „eine ästhetische Illusion nicht aufrechterhalten“ wird, „das Publikum (wie auch der Akteur) nicht mehr Hamlet, sondern anstatt dessen – peinlich für alle Beteiligten – den großsprecherischen Otto Schulze in der hoffnungslosen Fehlbesetzung als Prinz von Dänemark“<sup>13</sup> zu sehen bekommt. Das Publikum wird nicht enttäuscht, die Bühnenspieler nicht ausgebuht. Alle verhalten sich den anderen gegenüber zugewandt und sind für sich grundentspannt.

Liegt der Fokus beim Lampenfieber auf seinem Bewusstsein allgegenwärtig drohender Auftrittskatastrophen, Misereen, Bredouillen, Krisen, Zusammenstöße, Zwickmühlen und anderer zwischenmenschlicher Kalamitäten, jetzt aber nicht, um sie füreinander gründlich abzuwenden, sondern um sie aufzunehmen, dann wird für Darbietende samt Publikum eine Sprungbereitschaft als Lebendigkeit frei, auf dass auch in erwarteten Ordnungen genug Spiel für laufende Momente bleibt, ohne

---

<sup>11</sup> Vgl. Lyman und Scott 1989, S. 71.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., S. 85ff.

<sup>13</sup> Geertz 1983, S. 189.

die ein Auftritt zur spannungslosen Routine wird. Angenommen, Rollenträger und Publikum erkennen in einem szenischen Moment nicht das drehbuchgemäß zu tragende, sondern ein davon abweichendes Rollengesicht:

Tritt dieser Fall ein, was durchaus vorkommen kann, so zerbricht unser Dreieck: das Zeremonielle verflüchtigt sich, die Unmittelbarkeit des Augenblicks macht sich mit quälender Heftigkeit bemerkbar und aus den Menschen werden unfreiwillig Mitmenschen, in wechselseitiger Verlegenheit gebannt, so als wären sie aus Versehen in die Privatsphäre des anderen eingedrungen.<sup>14</sup>

Mitmenschlich betrachtet wird die eingetretene Auftrittskatastrophe ob des außerplanmäßig ausfallenden, rollengarantierenden Lampenfiebers zum Motor dafür, die gerade nicht haltbaren Erfüllungsziele auch woandershin anzuregen, nicht nur destruktiv auszubremsen. Das wechselseitig Verlegene verlegt das Erwartete, was höchstens dann seine konstruktive Wirkkraft verliert und zur nicht tragbaren Last wird, wenn Erwartung und Erfüllung nicht zusammenkommen können, die selbst- und fremdgesteckten Ziele unerreichbar oder unpassend gesetzt sind. Wer über die gewöhnliche Ängstlichkeit hinaus mit einer Angst vor der Angst zu versagen und darüber auch schnell mit einer Lebensangst zu tun bekommt, kann die um den auftretenden Moment herum entstehende Anspannung nicht mehr bedienen. Lampenfieber als Auftritts- oder Antrittsangst<sup>15</sup> wirkt destruktiv, treibt in die Enge und führt Darbietende auf pathologisch nahe Abwege; dagegen bleibt es als Auftrittsspannung für sie im schöpferischen-erschöpfenden Bereich. So lösen Routinen als das schon Eingespielte den konstruktiven Anteil von Anspannungen auf, da sie die nötige Aufmerksamkeit für den im Rampenlicht stehenden Moment ausfallen lassen, wohingegen das aufeinander Einspielen die Spannung im Anlauf und Verlauf des Auftritts fokussiert, also die vielfältig vermittelte Unmittelbarkeit der szenischen Augenblicke und das Mitmachen aller als miteinander Machen. Hier können alle etwas zur Ansicht gebenden Auftrittskünste, ob sie dem Theater oder Sport, der Musik oder Rede,

---

<sup>14</sup> Geertz 1983, S. 189.

<sup>15</sup> Im Begriff der Antrittsangst deutet sich mehr der Stress eines autoritären „Antreten!“ und die Panik davor, hier nicht zu genügen, wohingegen die Auftrittsangst suggeriert, zwar mit Angst, aber doch auf eigenen Füßen stehend, mit beiden Beinen im Bühnenleben aufzutreten.

dem Tanz oder anderen performativen Künsten angehören, dem fallweisen Reich der Alltäglichkeit zeigen, dass Fiebern und Mitfiebern immer dazugehört: Darbietende sind im Anlauf angespannt, das Publikum ist im Verlauf gespannt.

Solange gelten darf, dass im Vorfeld nicht genau gewusst werden soll, wie sich Auftritte gestalten, oder andersherum, Auftrittsleute noch voneinander überrascht werden wollen, laufen allzu gründlich Grundentspannte Gefahr, aus ihren gewohnten sozial-leiblichen Bahnen nicht herauszukommen, dabei bleiben sie vor sinnlosen Zusammenhängen so ungeschützt wie sie sinnvolle Zusammenhänge übersehen. So gesehen muss es professionellen wie alltäglichen Auftrittsleuten nicht darum gehen, sich über hoch spannungsauflösende Bewältigungsstrategien oder tief gehende Entspannungsübungen in voll reibungslosen Bahnen zu halten, sondern mit dem Angespannten und Gespannten ins takthafte Spiel zu gehen. Davon haben alle im Textverlauf geschilderten Umgangsszenen erzählt: von den gespannt-angespannten Auftrittsmomenten des Mit-Spielers, d. h. Mit-Menschen in der Rolle-als und von den diversen „Kollisionen mit seiner Leiblichkeit“,<sup>16</sup> die stets mitentscheiden, wie das Zusammensein weiter verläuft, je nachdem, ob sie nur ein zu entsorgendes Problem sind oder Chance *und* Risiko sein dürfen, denen sich alle stellen, um für sich und einander etwas daraus zu machen. Erst mitmachend überraschen sich Lampenfiebernde mit ihren launigen Versionen des gewöhnlich Erwarteten in den Verwicklungen des alltäglichen Verkehrslebens und verwickeln einander darüber. Allein darauf kommt es an, jedenfalls mit dem immer nur fallweise aufeinander einspielenden Takt, darin liegt seine konkret zwischenmenschliche und darüber einander bildende Pflicht: sich *wechselseitig* sozial-leiblich zu berühren und so unberührbar zu halten, sich in der Gewalt einer konkreten Umgangslage miteinander zu bewegen und derart voneinander bewegt zu werden, damit sich der von ihnen im Moment belegte Raum in seiner Ordnung auf ein Mit, eine Gemeinsamkeit belebt, in der selbst ein großmäuliger Otto Schulze als Hamlet auftreten – und wieder abtreten darf. Der fallweise Takt zeigt: im Kontakt sind allseits gewünschte, erwartete oder auch geforderte Gemeinsamkeiten „nicht an sich gegeben und selbstverständlich, derart, dass sie nur aufgedeckt werden müssten. Vielmehr müssen sie eingebracht und eingeräumt werden; immerhin sind sie möglich, wenn auch schwierig, und sie bleiben stets prekär.“<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> Vgl. Plessner 1982b, S. 201.

<sup>17</sup> Borsche 2006, S. 248.

# Literaturverzeichnis

- Accarino, Bruno (2002): „Spuren des Hofstaates in Plessners ‚Grenzen der Gemeinschaft‘“, in: Wolfgang Eßbach et al., Hrsg., Plessners ‚Grenzen der Gemeinschaft‘. Eine Debatte, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 131–159.
- Accarino, Bruno (2015): „Philosophische Anthropologie und Marionettentheater“, in: Bruno Accarino et al., Hrsg., Internationales Jahrbuch für Philosophische Anthropologie, Band 5,1, Berlin, Walter de Gruyter, S. 133–148.
- Ackermann, Peter (2015): „Pädagogischer Takt in Japan“, in: Daniel Burghardt et al., Hrsg., Pädagogischer Takt. Theorie – Empirie – Kultur, Paderborn, Ferdinand Schöningh, S. 161–170.
- Adorno, Theodor W. (1969): *Minima Moralia*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Alkemeyer, Thomas et al. (2015): „Kritik der Praxis. Plädoyer für eine subjektivierungstheoretische Erweiterung der Praxistheorien“, in: Thomas Alkemeyer et al. (Hrsg.), *Praxis denken. Konzepte und Kritik*, Wiesbaden, Springer, S. 25–50.
- Althans, Birgit (2015): *Sozialpädagogischer Takt in familiären Kontexten*, in: Daniel Burghardt et al., Hrsg., *Pädagogischer Takt. Theorie – Empirie – Kultur*, Paderborn, Ferdinand Schöningh, S. 61–76.
- Allert, Tilman (2015): *Latte Macchiato. Soziologie der kleinen Dinge*, Frankfurt am Main, Fischer.
- Alloa, Emmanuel et al., Hrsg., (2012): *Leiblichkeit. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Tübingen, Mohr Siebeck.
- Arendt, Hannah (1985): *Das Urteilen*, 1982, München, Piper.
- Aristoteles (2005): *Die Nikomachische Ethik*, übersetzt von Olof Gigon, hrsg. Von Rainer Nickel, Düsseldorf, Zürich, Artemis & Winkler.
- Assmann, Aleida (2010): „Lesen als Überlebensmittel“, in: Alfred Bellebaum und Robert Hettlage, Hrsg., *Glück hat viele Gesichter. Annäherungen an eine gekonnte Lebensführung*, Wiesbaden, Springer, S. 389–407.
- Assmann, Aleida (2013): „Formen des Schweigens“, in: Aleida Assmann und Jan Assmann, Hrsg., *Schweigen. Archäologie der literarischen Kommunikation XI*, München, Wilhelm Fink, S. 29–50.
- Becker, Barbara (2011): *Taktile Wahrnehmung. Phänomenologie der Nahsinne*, München, Wilhelm Fink.
- Benjamin, Walter (1977): „Der Autor als Produzent“, in: *Gesammelte Schriften Band II, 2*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 683–701,

- Benthien, Claudia (1998): „Hand und Haut. Zur historischen Anthropologie von Tasten und Berührung“, in: Zeitschrift für Germanistik, 1998, Neue Folge, 8,2, Berlin u. a., S. 335–348.
- Belting, Hans (2013): Faces. Eine Geschichte des Gesichts, München, C.H. Beck.
- Bieri, Peter (2013): Eine Art zu leben. Über die Vielfalt menschlicher Würde, München, Carl Hanser.
- Binhack, Axel (1998): Über das Kämpfen. Zum Phänomen des Kampfes im Sport, Frankfurt am Main, Campus.
- Bockrath, Franz (2011): „Mortal engines‘ – oder der imperfekte Mensch“, in: Franz Bockrath, Hg., Anthropotechniken im Sport. Lebenssteigerung durch Leistungsoptimierung?, Bielefeld, transcript, S. 29–60.
- Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (2001): Aisthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre, München, Wilhelm Fink.
- Böhme, Gernot (2006): Architektur und Atmosphäre, München. Wilhelm Fink.
- Böhme, Gernot (2007): „Atmosphären in zwischenmenschlicher Kommunikation“, in: Stephan Debus und Roland Posner, Hrsg., Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung, Bonn, Psychiatrie Verlag, S. 281–293.
- Böhme, Gernot (2015): „Geschmackssache? Über die Bedeutung des Geschmacksurteils in der Moral“, in: Kai Buchholz, Hg., Good Bad Taste, Darmstadt, S. 66–70.
- Bonnemann, Jens (2015): Im Dickicht der Wahrnehmung. Widerfahrnis – Widerstand – eigenleibliches Spüren, in: Phänomenologische Forschungen, Hamburg, Meiner, S. 189 – 205.
- Borsche, Tilman (2006): Wie und wozu erfinden wir unsere Welt? Zum Problem von Referenz und Bedeutung im interkulturellen Dialog, in: Abel, Hans, Hg., Kreativität. Tagungsband XX., Deutscher Kongress für Philosophie, Hamburg, Meiner, S. 234–249.
- Brandstetter, Gabriele (2005): „Rhythmus als Lebensanschauung. Zum Bewegungsdiskurs um 1900“, in: Christa Brüstle et al., Hrsg., Aus dem Takt. Rhythmus in Kunst, Kultur und Natur, Bielefeld, transcript, S. 33–44.
- Brenner, Andreas (2012): „Der richtige Abstand. Takt trumpft Ethik“, in: Günter Götde und Jörg Zirfas, Hrsg., Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie, Bielefeld, transcript, S. 147–165.
- Brinkmann, Malte (2012): Pädagogische Übung. Praxis und Theorie einer elementaren Lernform, Paderborn, Ferdinand Schöningh.
- Brümmer, Christina (2015): Mitspielfähigkeit. Sportliches Training als formative Praxis, Bielefeld, transcript.
- Brumlik, Micha (2015): Pädagogische Taktlosigkeit, in: Daniel Burghardt et al., Hrsg., Pädagogischer Takt. Theorie – Empirie – Kultur, Paderborn, Ferdinand Schöningh, S. 53–57.

- Buchholz, Michael B. (2009): „Takt in der Konversation mit Bemerkungen zu Rücksicht und Respekt, Verletzungen und Rhythmus“, in: Zeitschrift für qualitative Forschung 10,1, S. 129–150.
- Burghardt, Daniel (2015): „Zwischen der Differenz. Zum pädagogischen Takt in der Ethnographie am Beispiel Japan“, in: Daniel Burghardt et al., Hrsg., Pädagogischer Takt. Theorie – Empirie – Kultur, Paderborn, Ferdinand Schöningh, S. 129–143.
- Burghardt, Daniel (2018): „Takt“, in: Günter Götde und Jörg Zirfas, Hrsg., Kritische Lebenskunst. Analysen, Orientierungen, Strategien, Stuttgart, Springer, S. 91–96.
- Burghardt, Daniel und Jörg Zirfas (2019): Der pädagogische Takt. Eine erziehungswissenschaftliche Problemformel, Weinheim, Basel, Beltz.
- Butler, Judith (2007): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt am Main.
- Caysa, Volker (2003): Körperutopien. Eine philosophische Anthropologie des Sports, Frankfurt am Main, New York, Campus.
- De Certeau, Michel (1988): Kunst des Handelns, Berlin, Merve.
- Clausewitz, Carl von (1980): Vom Kriege, hrsg. von Ulrich Marwedel, Stuttgart, Reclam.
- Dahrendorf, Rolf (1958): Homo sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, Köln und Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Dannecker, Karin (2012): Taktlose Kunst, in: Günter Götde und Jörg Zirfas, Hrsg., Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie, Bielefeld, transcript, S. 95–125.
- Debus, Stephan (2007): „Unser Reden über Atmosphären“, in: Stephan Debus und Roland Posner, Hrsg., Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung, Bonn, Psychiatrie Verlag, S. 7–14.
- Depner, Michael (2000): Der Kontakt, Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Derrida, Jacques (2007): Berühren. Jean-Luc Nancy, Berlin, Brinkmann & Bose.
- DFG Netzwerk „Berühren. Literarische, mediale und politische Figurationen“, <http://www.netzwerk-beruehren.de/publikationen.html> (aufgerufen am 04.08.2020).
- Döring, Julia (2015): Peinlichkeit. Formen und Funktionen eines kommunikativ konstruierten Phänomens, Bielefeld, transcript.
- Eberl, Johanna et al., Hrsg. (2017): taktlos. Entgleisungen der Ordnung, in: SYN. Magazin für Theater-, Film- und Medienwissenschaft 13, Wien, LIT Verlag.
- Espósito, Roberto (2004): Immunitas. Schutz und Negation des Lebens, Berlin, diaphanes.
- Eßbach, Wolfgang (2002): „Verabschieden oder retten? Helmut Lethens Lektüre von Helmut Plessners ‚Grenzen der Gemeinschaft‘“, in: Wolfgang Eßbach et al., Hrsg., Plessners ‚Grenzen der Gemeinschaft‘. Eine Debatte, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 63–79.

- Fellmann, Ferdinand (2005): *Das Paar. Eine erotische Rechtfertigung des Menschen. Ein Beitrag zur philosophischen Anthropologie*, München, Parerga.
- Ferenczi, Sándor (1939): „Die Elastizität der psychoanalytischen Technik“, in: *Bausteine zur Psychoanalyse*, Band III, Bern, Hans Huber, S. 380–398.
- Fischer, Joachim (2002): „Panzer oder Maske. Verhaltenslehre der Kälte oder Sozialtheorie der Grenze“, in: Wolfgang Eßbach et al., Hrsg., *Plessners ›Grenzen der Gemeinschaft‹. Eine Debatte*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 90–102.
- Fritz-Hoffmann, Christian (2017): *Die Formen des Berührens: Zur vermittelten Unmittelbarkeit sozialer Praxis*, Dissertation, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, <http://oops.uni-oldenburg.de/3023/1/frifor17.pdf> (aufgerufen am 04.08.2020).
- Gadamer, Hans-Georg (2010): *Hermeneutik I. Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen, Mohr Siebeck.
- Gebauer, Gunter et al. (2004): *Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft*, Bielefeld, transcript.
- Geertz, Clifford (2003): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Gellert, Christian Fürchtegott (1751): *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*, Leipzig. <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10404555-7> (aufgerufen am 04.08.2020).
- Gödde, Günter (2012): „Takt als emotionaler Beziehungsregulator in der Psychotherapie“, in: Günter Gödde und Jörg Zirfas, Hrsg., *Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie*, Bielefeld, transcript, S. 213–246.
- Gödde, Günter (2018): *Mit dem Unbewussten arbeiten*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Gödde, Günter, und Jörg Zirfas (2012): „Die Kreativität des Takts. Einblicke in eine informelle Ordnungsform“, in: Günter Gödde und Jörg Zirfas, Hrsg., *Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie*, Bielefeld, transcript, S. 9–32.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1989): *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, hrsg. von Hans-Georg Dewitz und Gerhard Neumann, Frankfurt am Main, Bibliothek Deutscher Klassiker.
- Goffman, Erving (1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1983): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München, Piper.
- Goffmann, Erving (1986): *Interaktionsrituale: Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Goffman, Erving (2009): *Interaktion im öffentlichen Raum*, Frankfurt am Main, New York, Campus.

- Grimm, Jacob und Grimm, Wilhelm (2006): Deutsches Wörterbuch. Der digitale Grimm, [http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui\\_py?sigle=DWB](http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB) (zuletzt aufgerufen am 31.07.2020).
- Harrasser, Karin (2015): „Mimikry und Berührung. Über Prothesen und Grimassen“, in: Bernd Kracke et al., Hrsg., *Expanded Senses. Neue Sinnlichkeit und Sinnesarbeit in der Spätmoderne*, Bielefeld, transcript, S. 89–98.
- Harrasser, Karin, Hrsg. (2017): *Auf Tuchfühlung. Eine Wissensgeschichte des Tastsinns*, Frankfurt und New York, Campus.
- Haucke, Kai (2002): „Plessners Kritik der radikalen Gemeinschaftsideologie und die Grenzen des deutschen Idealismus“, in: Wolfgang Eßbach et al., Hrsg., *Plessners ‚Grenzen der Gemeinschaft‘. Eine Debatte*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 103–130.
- Haucke, Kai (2003): *Das liberale Ethos der Würde. Eine systematisch orientierte Problemgeschichte zu Helmuth Plessners Begriff menschlicher Würde in den Grenzen der Gemeinschaft*, Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Helmholtz, Hermann von (2017): „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft“, in: Hermann von Helmholtz, *Philosophische und populärwissenschaftliche Schriften*, hrsg. von Michael Heidelberger et al., Hamburg, Meiner, S. 181–207.
- Hennion, Antoine (2017): „Die Kunst der Berührung. Über das hervorzubringende Werk“, in: Karin Harrasser, Hrsg., *Auf Tuchfühlung. Eine Wissensgeschichte des Tastsinns*, Frankfurt am Main und New York, Campus, S. 95–103.
- Herbart, Johann Friedrich (1964): „Die ersten Vorlesungen über Pädagogik“, in: Johann Friedrich Herbart, *Pädagogische Schriften, Erster Band*, S. 121–131, Düsseldorf und München, Verlag Helmut Küpper, S. 121–131.
- Hetzl, Andreas (2005): „Der Mensch als praktischer Anspruch. Zum Primat des Politischen in Helmuth Plessners Anthropologie“, in: Gerhard Gamm et al., Hrsg., *Zwischen Anthropologie und Gesellschaftstheorie. Zur Renaissance Helmuth Plessners im Kontext der modernen Lebenswissenschaften*, Bielefeld, transcript, S. 233–258.
- Hetzl, Andreas (2015): „Praxis und praktische Vernunft. Metaethische Implikationen des Pragmatismus“, in: Thomas Alkemeyer et al., Hrsg., *Praxis denken. Konzepte und Kritik*, S. 109–128, Wiesbaden, Springer.
- Hogrebe, Wolfram (2009): *Risikante Lebensnähe. Die szenische Existenz des Menschen*, Berlin, Walter de Gruyter.
- Holz, Hans Heinz (2003): *Mensch – Natur. Helmuth Plessner und das Konzept der dialektischen Anthropologie*, Bielefeld, transcript.
- Hügli, Anton (2007): „Urteilkraft und Takt. Eine Exploration im Feld der taktilen Bildung“, in: Birgitta Fuchs und Christian Schönherr, Hrsg., *Urteilkraft und Pädagogik. Beiträge zu einer pädagogischen Handlungstheorie*, S. 111–124, Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Hüther, Gerald: Was heißt das: in Würde leben? <https://www.wuerdekompass.org/in-wuerde-leben/was-heisst-das-in-wuerde-leben> (zuletzt aufgerufen am 31.07.2020).

- Hüther, Gerald: Wo machen Heranwachsende Erfahrungen, die ihr Bewusstsein eigener Würde stärken? <https://www.wuerdekompass.org/in-wuerde-leben/wo-machen-heranwachsende-erfahrungen-die-ihr-bewusstsein-eigener-wuerde-starken> (zuletzt aufgerufen am 31.07.2020).
- Itten, Theodor (2018): *Schweigen. Von der Kunst der Stille bis zur befohlenen Ruhe*, Berlin, Springer.
- Jaeggi, Rahel (2005): *Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems*, Frankfurt am Main und New York, Campus.
- Jhering, Rudolf von (1986): *Der Takt*. Aus dem Nachlass, hrsg. und eingeleitet von Christiana Helfer, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Julmi, Christian und Guido Rappe (2018): *Atmosphärische Führung. Stimmungen wahrnehmen und gezielt beeinflussen*, München, Hanser.
- Kämpf, Heike (2001): *Helmuth Plessner. Eine Einführung*, Düsseldorf, Parerga.
- Kämpf, Heike (2016): „Fremden begegnen: Zur ethischen Bedeutung des Taktgefühls“, in: *Ethica* 24,2, S. 119–132.
- Kant, Immanuel (1790): „Kritik der Urteilskraft“, in: Immanuel Kant, *Gesammelte Schriften*, Bonner Kant-Korpus der Akademieausgabe, AA V, <https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/Kant/aa05/> (zuletzt aufgerufen am 31.07.2020).
- Kant, Immanuel (1793): „Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“, in: Immanuel Kant, *Gesammelte Schriften*, Bonner Kant-Korpus der Akademieausgabe, AA VIII, <https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/Kant/aa08/> (zuletzt aufgerufen am 31.07.2020).
- Kant, Immanuel (1798): „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“, in: Immanuel Kant, *Gesammelte Schriften*, Bonner Kant-Korpus der Akademieausgabe, AA VII, <https://korpora.zim.uni-duisburg-essen.de/Kant/aa07/> (zuletzt aufgerufen am 31.07.2020).
- Kapust, Antje (1999): *Berührung ohne Berührung. Ethik und Ontologie bei Merleau-Ponty und Levinas*, München, Wilhelm Fink.
- Kassung, Christian (2005): „Der diskrete Takt des Menschen“, in: Gert Theile, Hg., *Anthropometrie: Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*, München, Wilhelm Fink, S. 257–275.
- Katz, Jack (2015): *Über ausrastende Autofahrer und das Weinen. Untersuchungen zur emotionalen Metamorphose des Selbst*, Wiesbaden, Springer.
- Klein, Rebecca (2016): *Verwundbar geboren. Kritische Anfragen an den Gebrauch einer interdisziplinären anthropologischen Metapher*, in: *Interdisziplinäre Anthropologie*, Jahrbuch 4, 2016, Wiesbaden, Springer, S. 163–178.
- Knigge, Adolf (1991): *Über den Umgang mit Menschen*, Stuttgart, Reclam.
- Knott, Marie Luise (2011): *Verlernen. Denkwege bei Hannah Arendt*. Berlin, Matthes & Seitz.

- Konersmann, Ralf (2006): Kulturelle Tatsachen, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Krüger, Hans-Peter (1999): Zwischen Lachen und Weinen. Das Spektrum menschlicher Phänomene, Berlin, Walter de Gruyter.
- Krüger, Hans-Peter (2001): Zwischen Lachen und Weinen. Der dritte Weg philosophischer Anthropologie und die Geschlechterfrage, Band II, Berlin, Akademie Verlag.
- Krüger, Hans-Peter (2009): Philosophische Anthropologie als Lebenspolitik. Deutsch-jüdische und pragmatistische Moderne-Kritik, Berlin, Akademie Verlag.
- Kurbacher, Frauke Annegret (2017): Zwischen Personen. Eine Philosophie der Haltung, Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Lavater, Johann Caspar (1775): Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe, Bd. 1, Leipzig und Winterthur.
- Lenk, Hans (2000): Kreative Aufstiege. Zur Philosophie und Psychologie der Kreativität, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Lethen, Helmut (1994): Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Lethen, Helmut (2002): „Philosophische Anthropologie und Literatur in den zwanziger Jahren. Helmuth Plessners neusachliches Mantel- und Degenstück“, in: Wolfgang Eißbach et al., Hrsg., Plessners ‚Grenzen der Gemeinschaft‘. Eine Debatte, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 29–64.
- Lindemann, Gesa (2009): Das Soziale von seinen Grenzen her denken, Weilerswist, Velbrück.
- Lindemann, Gesa (2011): „Der menschliche Leib von der Mitwelt her gedacht“, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie Band 59, 4, Berlin, S. 591–603.
- Lindemann, Gesa (2015): „Berührung und (In-)Dividualisierung“, in: Bruno Accarino et al., Hrsg., Internationales Jahrbuch für Philosophische Anthropologie, Band 5,1, Berlin, Walter de Gruyter, S. 201–218.
- Luhmann, Niklas (2004): „Takt und Zensur im Erziehungssystem“, in: Niklas Luhmann und Karl-Eberhard Schorr, Hrsg., Zwischen System und Umwelt. Fragen an die Pädagogik, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 279–294.
- Luhmann, Niklas (2009): Vertrauen, Stuttgart, UTB.
- Luhmann, Niklas (2016): Der neue Chef, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Lyman, Stanford M. und Marvin B. Scott (1989): A sociology of the absurd, New York, General Hall.
- Meyer-Drawe, Käte (2007): Ablehnungen des Leibes. Ekel und Hass, in: Ralf Konersmann, Hg., Das Leben denken – Die Kultur denken, Band 1, Freiburg und München, Karl Alber, S. 111–127.
- Meinberg, Eckhard (2011): Leibliche Bildung in der technischen Zivilisation. Über den Umgang mit dem Leibe, Berlin, LIT Verlag.

- Mitscherlich, Olivia (2007): *Natur und Geschichte. Helmuth Plessners in sich gebrochene Lebensphilosophie*, Berlin, Akademie Verlag.
- Montagu, Ashley (1980): *Körperkontakt. Die Bedeutung der Haut für die Entwicklung des Menschen*, Stuttgart, Klett-Cotta.
- Nolda, Sigrid (2015): *Takt und Taktlosigkeit in Kursen der Erwachsenenbildung*, Daniel Burghardt et al., Hrsg., *Pädagogischer Takt. Theorie – Empirie – Kultur*, Paderborn, Ferdinand Schöningh, S. 118–127.
- Oberthür, Johannes (2012): „Intaktheit. Schiller, das Schöne und die Menschheit des Menschen“, in: Günter Götde und Jörg Zirfas, Hrsg., *Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie*, Bielefeld, transcript, S. 69–94.
- Ondine, Nuccio (2014): *Von der Nützlichkeit des Unnützen. Warum Philosophie und Literatur lebenswichtig sind.*, Berlin, Graf Verlag.
- Otoo, Sharon Dodua (2016): *die dinge, die ich denke, während ich höflich lächle*, Frankfurt am Main, Fischer.
- Paret, Christoph (2018): „Erving Goffman über Konstruktionsweisen des personalen Raums, in: Birgit Stammberger und Lea Buhlmann, Hrsg., *Das verräumlichte Selbst. Topographien kultureller Identität*, Berlin, Neofelis Verlag, S. 121–144.
- Patry, Jean-Luc (2004): „Der pädagogische Takt – Brücke zwischen Theorie und Praxis. Ein Essay“, in: Anton A. Bucher, Hrsg., *Erziehung – Therapie – Sinn*, Münster, LIT Verlag, S. 145–168.
- Petraschka, Thomas (2015): *Takt als heuristische Kategorie in Erkenntnis- und Interpretationsprozessen*, in: Andrea Albrecht et al., Hrsg., *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens*, Berlin u. a., Walter de Gruyter, S. 591–608.
- Platon (1991): *Sämtliche Werke, Band I–X*, in der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher, hrsg. von Karlheinz Hülsler, Hamburg, Rowohlt.
- Pleines, Jürgen Eckardt (1983): *Praxis und Vernunft. Zum Begriff praktischer Urteilskraft*, Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Plessner, Helmuth (1975): *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Berlin, New York, Walter de Gruyter.
- Plessner, Helmuth (1980): „Anthropologie der Sinne“, in: *Gesammelte Schriften, Band III*, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 317–394.
- Plessner, Helmuth (1981a): „Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus“, in: *Gesammelte Schriften, Band V*, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 7–133.

- Plessner, Helmuth (1981b): „Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht“, in: *Gesammelte Schriften*, Band V, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 135–234.
- Plessner, Helmuth (1982a): „Die Deutung des mimischen Ausdrucks. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewußtsein des anderen Ichs“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 67–130.
- Plessner, Helmuth (1982b): „Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 201–388.
- Plessner, Helmuth (1982c): „Zur Anthropologie des Schauspielers“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 399–418.
- Plessner, Helmuth (1982d): „Das Lächeln“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 419–434.
- Plessner, Helmuth (1982e): „Ausdruck und menschliche Existenz“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 435–445.
- Plessner, Helmuth (1983a): „Mit anderen Augen“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VIII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 88–104.
- Plessner, Helmuth (1983b): „Elemente menschlichen Verhaltens“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VIII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 218–234.
- Plessner, Helmuth (1983c): „Die Frage nach der *Conditio humana*“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VIII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 136–217.
- Plessner, Helmuth (1983d): „*Homo absconditus*“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VIII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 353–366.
- Plessner, Helmuth (1983e): „Der Mensch im Spiel“, in: *Gesammelte Schriften*, Band VIII, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 307–313.
- Plessner, Helmuth (1985a): „Soziale Rolle und menschliche Natur“, in: *Gesammelte Schriften*, Band X, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, 2003, S. 227–240.
- Plessner, Helmuth (1985b): „Das Problem der Öffentlichkeit und die Idee der Entfremdung“, in: *Gesammelte Schriften*, Band X, hrsg. von Günter Dux et al., Frankfurt am Main, 2003, S. 212–226.
- Polanyi, Michael (1985): *Implizites Wissen*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Richter, Norbert Axel (2005): *Grenzen der Ordnung. Bausteine einer Philosophie des politischen Handelns nach Plessner und Foucault*, Frankfurt am Main und New York, Campus.
- Rilke, Rainer Maria (2012): *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, Berlin, Insel.
- Roch, Eckhard (2012): „Takt und Taktlosigkeit in der Musik“, in: Günter Götde und Jörg Zirfas, Hrsg., *Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie*, Bielefeld, transcript, S. 33–56.

- Ronzheimer, Elisa (2017): „Eine Frage des Takts. Zur Übereinstimmung in Goethes Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, in: Silvan Moosmüller et al., Hrsg., Stimmungen und Vielstimmigkeit der Aufklärung, Göttingen, Wallstein, S. 277–291.
- De Rosales, Jacinto Rivera (2018): „Relation des Schönen (§§ 10–17), Modalität des Schönen (§§ 18–22)“, in: Ottfried Höffe, Hrsg., Immanuel Kant, Kritik der Urteilskraft, S. 79–98, Berlin, Walter de Gruyter.
- Röttgers, Kurt (2013): Das Soziale als kommunikativer Text. Eine postanthropologische Sozialphilosophie, Bielefeld, transcript.
- Rutschky, Katharina (1977): Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung, Berlin, Ullstein.
- Schimank, Uwe (1996): Theorien gesellschaftlicher Differenzierung, Opladen, Leske + Budrich
- Schimank, Uwe (2009): „Die ‚reflexive‘ Moderne: Eine wohlbekannte Entscheidungsgesellschaft“, in: Fritz Böhle und Margit Wehrich, Hrsg., Handeln unter Unsicherheit, S. 77–93, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schloßberger, Matthias (2019): Phänomenologie der Normativität. Entwurf einer materialen Anthropologie an Max Scheler und Helmuth Plessner, Basel, Schwabe.
- Schloßberger, Matthias (2019a): Anthropologie des Tastsinns: Bewegung – Leibkonstitution – Wirklichkeit, in: Interdisziplinäre Anthropologie, hrsg. von Gerald Hartung und Matthias Hergen, Wiesbaden, Springer, S. 99–125.
- Schmitz, Hermann (1992): Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik, Paderborn, Junfermann.
- Schmitz, Hermann (2007): „Gefühle als Atmosphären“, in: Stephan Debus und Roland Posner, Hrsg., Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung, Bonn, Psychiatrie Verlag, S. 260–280.
- Schmitz, Hermann (2009): Der Leib, der Raum und die Gefühle, Bielefeld, Aisthesis.
- Schmitz, Hermann (2016): Atmosphären. Freiburg und München, Karl Alber.
- Schmölders, Claudia (2000): Hitlers Gesicht. Eine physiognomische Biographie, München, C.H. Beck.
- Schmölders, Claudia (2002): „Das Gesicht der Würde. Helmuth Plessners Physiognomik zweiten Grades“, in: Wolfgang Eßbach et al., Hrsg., Plessners „Grenzen der Gemeinschaft“. Eine Debatte, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 195–212.
- Schmölders, Claudia (2004): „Das Gesicht verlieren. Über Physiognomik und Scham“, in: Klaus Herding und Bernhard Stumpfhaus, Hrsg., Pathos, Affekt, Gefühl. Die Emotionen in den Künsten, Berlin, New York, Walter de Gruyter, S. 467–486.
- Schmölders, Claudia (2007): Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik, Berlin, Akademie Verlag.

- Schneiderei, Nele (2010): *Die Dialektik von Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe einer kritischen Sozialphilosophie*, Berlin, Akademie Verlag.
- Schulz, Reinhard (2004): *Naturwissenschaftshermeneutik. Eine Philosophie der Endlichkeit in historischer, systematischer und angewandter Hinsicht*, Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Schürmann, Volker (2005): „Sinn der Bewegung – Vorüberlegungen im Anschluss an Plessner“, in: Manfred Lämmer und Tim Nebelung, Hrsg., *Dimensionen der Ästhetik. Festschrift für Barbara Rantsch-Trill*, St. Augustin, Academia Verlag, S. 124–142.
- Schürmann, Volker (2006): „Vermittelte Unmittelbarkeit. Plessners taktvolles Spiel mit der menschlichen Würde“, in: Kurt Röttgers und Monika Schmitz-Emans, Hrsg., *Mitte. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Konzepte*, Essen, Wilhelm Fink, S. 34–46.
- Schürmann, Volker (2009): „Das gespenstische Tun von Charaktermasken. Ein Bericht“, in: Kurt Röttgers und Monika Schmitz-Emans, Hrsg., *Masken*, Essen, Die blaue Eule, S. 132–146.
- Schürmann, Volker (2011): *Die Unergründlichkeit des Lebens. Lebens-Politik zwischen Biomacht und Kulturkritik*, Bielefeld, transcript.
- Schürmann, Volker (2014a): *Sich zu dem, was man schon ist, erst machen zu müssen. Zur Logik von Personalität*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Band 62, 5, Berlin, S. 801–822.
- Schürmann, Volker (2014b): *Souveränität als Lebensform. Plessners urbane Philosophie der Moderne*, Paderborn, Wilhelm Fink.
- Schürmann, Volker (2014c): *Optimiertes oder gelingendes Leben?*, in: Olivia Mitscherlich-Schönherr und Matthias Schloßberger, Hrsg., *Das Glück des Glücks, Philosophische Anthropologie des guten Lebens*, Berlin u. a., Walter de Gruyter, S. 147–163.
- Schürmann, Volker (2017): *Sportsgeist. Reihe: Reflexive Sportwissenschaft*, Bd. 6, Berlin, Lehmanns Media.
- Schürmann, Volker (2019): *Philosophische Anthropologie. Philosophie der Praxis als Ringen, der Moderne gerecht zu werden*, in: Thomas Bedorf und Selin Gerlek, Hrsg., *Philosophien der Praxis. Ein Handbuch*, Tübingen, UTB, S. 247–282.
- Schürmann, Volker (2020): *Mündige Leiber. Grundlagen von modernem Sport und körperlicher Bildung*, Darmstadt, WissBG.
- Seel, Martin (2002): *Sich bestimmen lassen. Studien zur theoretischen und praktischen Philosophie*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Seel, Martin (2002): *Humor als Laster und Tugend*, in: *Merkur* Band 56, Stuttgart, S. 743–751.
- Seel, Martin (2009): *Theorien*, Frankfurt am Main, Fischer.
- Seel, Martin (2011): *111 Tugenden, 111 Laster. Eine philosophische Revue*. Frankfurt am Main, Fischer.
- Seel, Martin (2014): *Aktive Passivität. Über den Spielraum des Denkens, Handelns und anderer Künste*, Frankfurt am Main, Fischer.

- Senkbeil, Thomas (2020): Die Fragilität des Takts. Eine Rekonstruktion eines flüchtigen Moments, in: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik 96, S. 120–137, Paderborn, Ferdinand Schöningh
- Sennett, Richard (1983): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt am Main, Fischer.
- Sindermann, Thorsten (2009): „Der Takt und seine Moral“, in: Georges Goedert und Martina Scherbel, Hrsg., Perspektiven der Philosophie, Neues Jahrbuch 35, S. 179–202, Amsterdam, Rodopi.
- Sozialversicherungsanstalt des Kantons Zürich: Psychische Probleme überdecken das wahre Gesicht. <https://www.svazurich-iv.ch> (zuletzt aufgerufen am 31.07.2020).
- Stegmaier, Werner (2008): Philosophie der Orientierung, Berlin und New York, Walter de Gruyter.
- Sünkel, Wolfgang (1998): „Takt“, in: Joachim Ritter et al., Hrsg., Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 10, Darmstadt, Schwabe, S. 882–883.
- Suzuki, Shoko (2013): „Takt“, in: Christoph Wulf und Jörg Zirfas, Hrsg., Handbuch Pädagogische Anthropologie, Wiesbaden, Springer, S. 295–301.
- Teigeler, Mareike (2011): Unbehagen als Widerstand. Fluchtlinien der Kontrollgesellschaft bei Helmuth Plessner und Gilles Deleuze, Bielefeld, transcript.
- Theophrast (1970): Charaktere. Griechisch, Deutsch, Stuttgart, Reclam.
- Thomä, Dieter (2018): Puer robustus. Eine Philosophie des Störenfrieds, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Thurnherr, Urs (2006): „Dehumanisierung und taktile Bildung. Eine kleine Bildungsphilosophie mit leichten Fehlern“, in: Studia Philosophica 65, Basel, Schwabe, S. 145–162.
- Till, Dietmar (1998): „Komplimentierkunst“, in: Gerd Ueding, Hg., Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Band 4, Tübingen, Walter de Gruyter, S. 1211–1232.
- Tönnies, Ferdinand (1998): „Takt in der Politik“, in: Gesamtausgabe, hrsg. von Lars Clausen et al., Band 22: 1932–1936, S. 294–298, Berlin, New York, Walter de Gruyter.
- Torra-Mattenklott, Caroline (2017): „Blindheit und Takt in Goethes Wahlverwandtschaften“, in: Katharina Engler-Coldren et al., Embodied cognition around 1800, German Life and Letters, Band 70, 4, S. 491–505.
- Vöhler, Martin (2012): Taktlosigkeit in der Antike. Zu den Charakteren von Theophrast, in: Günter Götde und Jörg Zirfas, Hrsg., Takt und Taktlosigkeit. Über Ordnungen und Unordnungen in Kunst, Kultur und Therapie, Bielefeld, transcript, S. 129–145.
- Volmer, Jan (2019): Taktvolle Nähe. Vom Finden des angemessenen Abstands in pädagogischen Beziehungen, Gießen, Psychosozial-Verlag.

- Waldenfels, Bernhard (1997): *Verfremdung der Moderne. Phänomenologische Grenzgänge*, Göttingen, Wallstein.
- Waldenfels, Bernhard (2002): *Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomenteknik*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2004): *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Weber, Joachim (2012): „Sich einlassen auf Praxis. Grundzüge einer Grammatik des klugen Taktes jenseits professioneller Methodenkompetenz“, in: *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* 32,125, Münster, S. 33–51.
- Weihe, Richard (2004): *Die Paradoxie der Maske. Geschichte einer Form*, München, Wilhelm Fink.
- Wittgenstein, Ludwig (1993): *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie. Das Innere und das Äußere, 1949–1951*, Frankfurt am Main.
- Wouters, Cas (1999): *Informalisierung. Norbert Elias' Zivilisationstheorie und Zivilisationsprozesse im 20. Jahrhundert*, Opladen, Wiesbaden, Springer.
- Wurmser, Leon (1993): *Flucht vor dem Gewissen. Analyse von Über-Ich und Abwehr bei schweren Neurosen*, Berlin u. a., Springer.
- Wurmser, Leon (1997): *Die Maske der Scham. Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten*, Berlin u. a., Springer.
- Wurmser, Leon (2002): *Die zerbrochene Wirklichkeit. Psychoanalyse als das Studium von Konflikt und Komplementarität, Band II*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wurmser, Leon (2005): „Das Auge ist's, was die Taten verwandelt. Das neugeborene Auge verwandelt die alte Tat“. Einige Gedanken zum Thema psychoanalytische Identität und Zeit, in: *Forum der Psychoanalyse* 21, Heidelberg, Springer Medizin Verlag, S. 130–142,
- Ziche, Paul (2015): „Gefühlsgewissheit und logischer Takt. Neue Erfahrungsmodalitäten und offene Wissenschaftsbegründung um 1900“, in: *Scientia Poetica* 19,1, S. 322–341.
- Ziener, Gesa (2007a): „Komplizenschaft. Eine Taktik und Ästhetik der Kritik?“, in: Jörg Huber et al., Hrsg., *Ästhetik der Kritik – Verdeckte Ermittlung*, Zürich, Walter de Gruyter, S. 75–82.
- Ziener, Gesa (2007b): „11 Regeln der Komplizenschaft“, in: Andrea Notroff et al., *Komplizenschaft – Andere Arbeitsformen. (K)ein Leitfaden*, Zürich, Zürcher Hochschule der Künste, S. 44–48.
- Ziener, Gesa (2013): *Komplizenschaft. Neue Perspektiven auf Kollektivität*, Bielefeld, transcript.
- Zillig, Werner (2001): *Höflichkeit und Takt seit Knigges Über den Umgang mit Menschen. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung*, in: Heinz-Helmut Lügner, Hg., *Höflichkeitsstile*, Frankfurt am Main u. a., Peter Lang, S. 47–72.

- Zingerle, Arnold (2014): „Der Takt im Alltag und in der Theorie. Beschreibungen und Verortungen“, in: Alfred Bellebaum und Robert Hettlage, Hrsg., *Unser Alltag ist voll von Gesellschaft*, Wiesbaden, Springer, S. 125–148.
- Zirfas, Jörg (2004): *Vom Zauber der Rituale. Der Alltag und seine Regeln*, Leipzig, Reclam.
- Zirfas, Jörg (2015): „Zur Ethnographie des pädagogischen Takts“, in: Daniel Burghardt et al., Hrsg., *Pädagogischer Takt. Theorie – Empirie – Kultur*, Paderborn, Ferdinand Schöningh, S. 25–42.
- Zur Lippe, Rudolf (2010): *Das Denken zum Tanzen bringen. Philosophie des Wandels und der Bewegung*, Freiburg im Breisgau, Karl Alber.

# Ein Dank

Vielen Menschen ist auf diesem, den Takt bedenkenden Weg zu danken. So haben die Kölner Seminare von Andreas Speer erst auf den Takt bei Plessner, die Vorlesungen von Ernst Vollrath auf das Politische des Takts gebracht. Kurt Röttgers war der Lehrer, der über Jahre meinen leicht nomadischen Denk- und Schreibstil gestärkt und ein erstes wissenschaftliches Projekt zum Takt begleitet hat. Ohne seinen Zuspruch hätte es mir an Mut zum Weitermachen gefehlt. Im weiten Vorfeld des Projekts haben mir Gernot Böhme, Urs Thurnherr und Aleida Assmann eine vortragende und diskutierende Gelegenheit gegeben, die dem Projekt sehr gutgetan hat. Von unschätzbarem Wert waren die Beiträge von Studierenden eigener Seminare sowie die Erzählungen von Klienten aus der pädagogischen und philosophischen Praxis, wodurch Theorie und Praxis immer im reflektierenden Spiel miteinander sein konnten. Meinem Doktorvater Volker Schürmann bin ich mehrfach verbunden. Er hat seit jeher meine Lektüre von Plessner auf Reflexivität hin angeregt und darüber auf einen Sinn von Bewegung gebracht, der dann gut in die Takt-Frage aufgenommen werden konnte. Schließlich hat er das Projekt auf eine Weise begleitet, die vermutlich taktisch weise genannt werden darf. In Zeiten des Stockens waren neben ihm einige Mitmenschen ermunternd präsent, besonders meine Konstanzer Nachbarn Aleida und Jan Assmann. Sie waren es auch, die mich in der Schlussphase des Projekts in die glückliche Lage gebracht haben, mit meinen theoretischen und praktischen Anliegen an das von der Dr. K. H. Eberle Stiftung geförderte Projekt der Universität Konstanz „Gemeinsinn – was ihn bedroht und was wir für ihn tun können“ anschließen zu dürfen. Das äußerst lebendige Miteinander der Forschergruppe hat das Eigene noch stabilisieren können und lässt es sich weiterentwickeln. Es gehört zwar nicht mehr hierher, aber hauptsächlich ist meinen Kindern und meiner sportlichen Mutter zu danken, die mich durch ihr Anfeuern die Ausdauer nicht haben verlieren lassen.

Angenommen, der Takt ist eine fallweise aufeinander einspielende Umgangsfigur, die füreinander Weltoffenheit und Unergründlichkeit sichert. In der Gewalt konkreter Umgangslagen spielt er sich nicht als eigensinniger Antwortgeber auf, sondern schafft einander leiblich würdigende Spielräume für den Prozess gemeinsinniger Antwortfindung. Solch ein wechselseitig anschlussfreudiger Takt ist eine wichtige Umgangsfigur für ein Leben in plural-kulturellen Zivilgesellschaften – und daher philosophisch besonders interessant.

Petra Rogge ist freiberufliche Philosophin, Pädagogin in der ambulanten Familienhilfe, Lehrbeauftragte für Ethik (Medizin, soziale Arbeit, Sport) an verschiedenen Hochschulen und Mitarbeiterin im Projekt der Universität Konstanz „Gemeinsinn. Was ihn bedroht und was wir für ihn tun können“.

[www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)  
ISBN 978-3-534-40531-2



**wbg** Academic